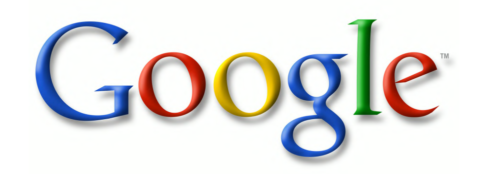
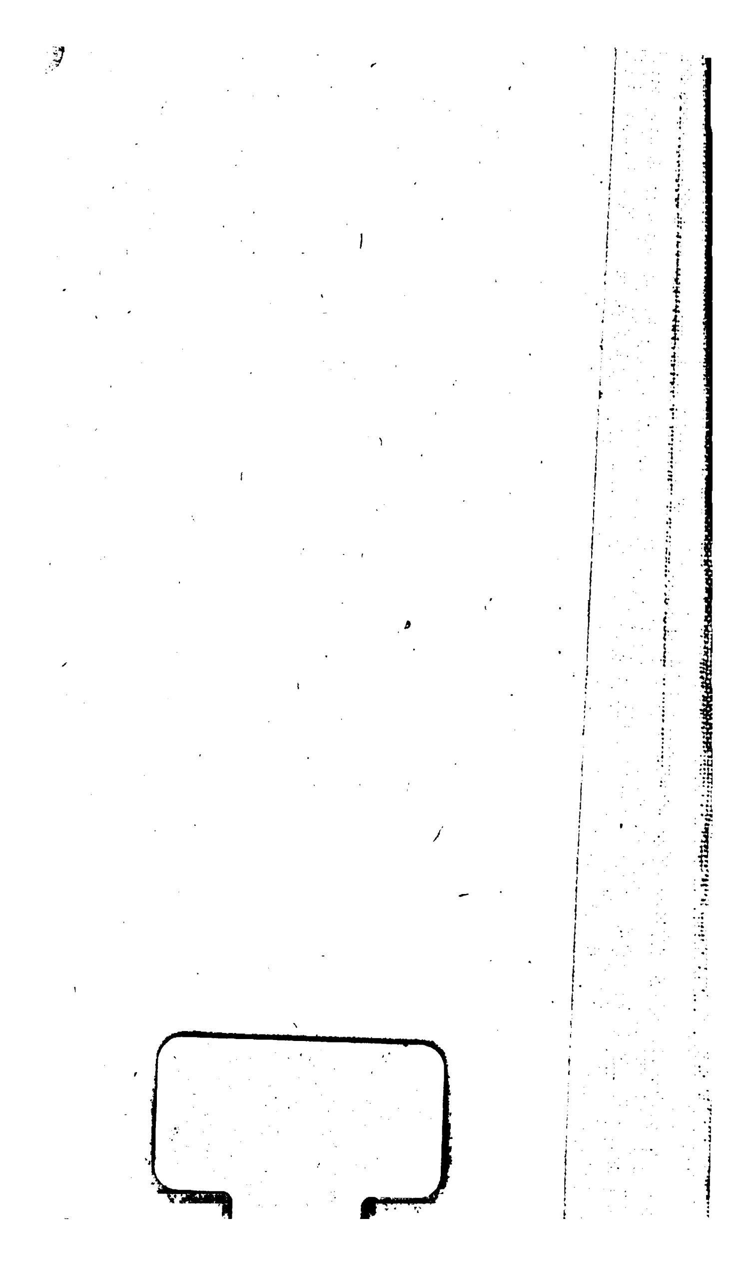
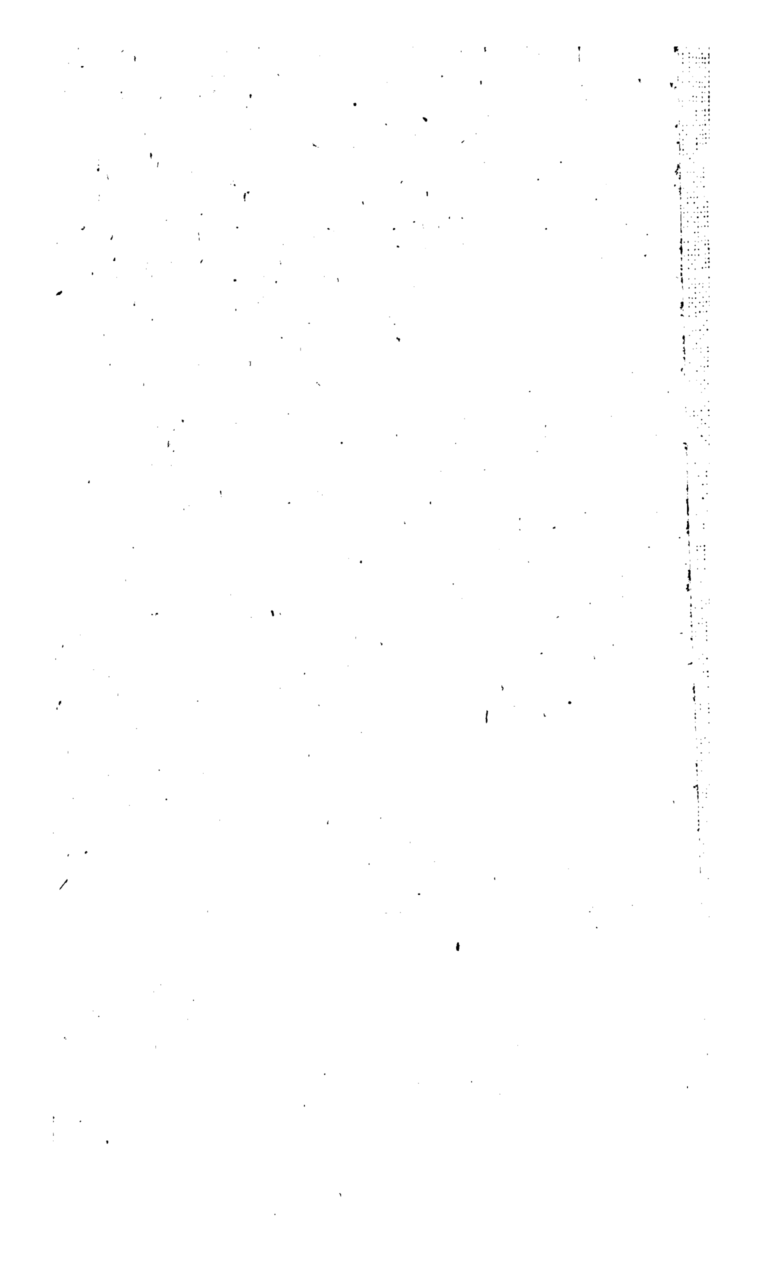










J. Blaschke sc.

Neuer Plutarch,

oder

kurze Lebensbeschreibungen

der

berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen

von den ältesten bis auf unsere Zeiten.

Nach dem Französischen des Peter Blanchard

neu herausgegeben,

vermehrt und fortgesetzt

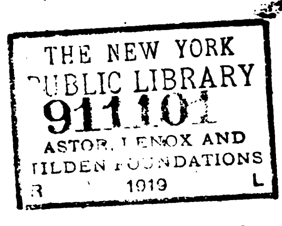
von

Friedrich Kraft.

Erster Band.

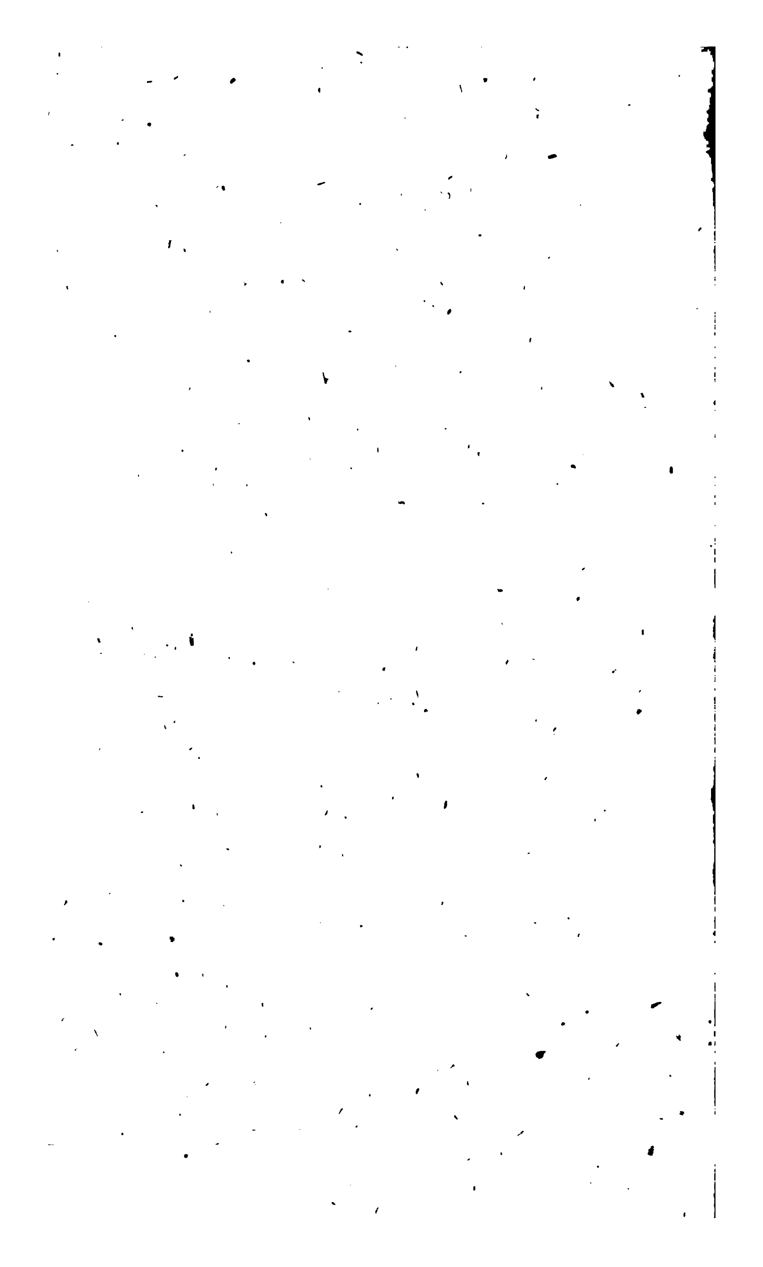
Mit fünfzig Porträten.

Pesth 1815, bei C. A. Hartleben.



Neuer Plutarch.

Erster Band.



Vorrede

zu dieser neuen Ausgabe.

Die erste Veranlassung zu diesen biographischen Skizzen lag in der Bemerkung, daß es bei so vielen Lebensbeschreibungen, welche in Deutschland einzeln und in Sammlungen erschienen sind, dennoch immer an einem Werke fehlte, welches in einer gedrängten, faßlichen, vollständigen und zugleich angenehmen Darstellung, die Lebensgemählde der berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, interessant und lehrreich vor die Augen stellte.

Der Nutzen einer solchen Sammlung ist unverkennbar: Sitten, Handlungen und Gesinnungen ausgezeichneter Menschen jeder Art treten vor unsre Seele, und indem wir in das Innere ihres Daseyns mit allen seinen manchfaltigen Verhältnissen blicken, so wird diese Kenntniß die beste Vorbereitung zur Geschichte, und leitet uns auf den Pfad echter Lebensweisheit. Mit gleichem Interesse wird daher die Jugend und das reifere Alter, der Geschäftsmann und der Künstler, der Philosoph und der Diplomatiker bei jenen Schilderungen verweilen, welche ihm die nachahmungswürdigsten Muster zeigen, aber ihn auch zugleich belehren, welche Fehler und Wege er sorgfältig zu vermeiden habe.

Der ersten Ausgabe dieses Werkes, welche im Jahre 1806 erschien, lag le Plutarque de la Jeunesse, ou Abrégé des Vies de grands Hommes, par P. Blanchard; 4. Tomes, Paris 1803, zum Grunde. Es wurden aber schon damahls nur die interessantesten Lebensbeschreibungen

ausgewählt, und viele weggelassen, welche blos für Franzosen wichtig schienen. Dafür hatte man viele andere, uns Deutschen näher liegende Biographien, z. B. Rudolf von Habsburg, Joseph II., Mathias Corvinus, Wallenstein, Loudon, Pitt, Kant, Klopstock, Mozart u. a. nach den besten Quellen neu bearbeitet.

Die vorzüglich gute Aufnahme, welche diese biographische Sammlung im Publikum fand, bewog die Verlagshandlung zu dieser neuen Auflage. Die ersten vier Bände erscheinen hier größten Theils neu umgearbeitet, und mit vielen Zusätzen bis auf die neuesten Zeiten bereichert. Die folgenden Bände werden auf eben diese Art, mit sorgsamer Auswahl, die wichtigsten Erscheinungen aus dem Menschenleben nachliefern, so daß das Ganze sich endlich zu einem vollständigen Pantheon der ausgezeichneten Menschheit gestalte.

Manche, wir dürfen sagen die meisten unserer Leser, haben zuverlässig die Erfahrnng gemacht, wie sehr das Leben des

geschilderten Helden an Anschaulichkeit gewinnt, wenn wir zugleich sein Bildniß vor Augen haben. Wir lesen dann gleichsam in seinen Zügen seine Thaten, und das Aeußere wird uns der Spiegel seiner Seele. Man hat daher jeder Biographie das Portrait des Geschilderten, nach den besten Originalblättern kopirt, beigefügt, um dem Werke auch in dieser Hinsicht die möglichste Vollkommenheit zu geben.


I.B.8.S.
Homer
Lycurg
Romulus
Pythagoras
Pindar
Confucius

Homer,

der berühmteste Dichter des Alterthums.

Ungefähr 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

In der Geschichte gibt es einen Zeitraum, über welchen hinaus man keine Wahrheit suchen muß. Nur Sagen und Dunkelheiten füllen jene Leere, aus welcher höchstens aufgeregte Neugierde, nie aber verständige Wißbegierde Nutzen schöpfen kann. So übergehen wir viele berühmte Namen der Vorzeit, weil wir die Art nicht kennen, auf welche ihre Besitzer zu dieser Auszeichnung gelangten. Wir beginnen also mit Homer, dem berühmtesten und größten aller Dichter. Zwar sind uns seine Verhältnisse beinahe nicht mehr bekannt, als die Thaten der Helden, welche er besang, aber wenn auch alles, was wir von seiner Person wissen, nur Erdichtungen wären, so wüßten wir doch, daß er ein großer Mann gewesen seyn müsse. Die Iliade und die Odyssee sind vorhanden; Homers Ruhm kann weder

vergrößert noch verringert werden; noch lebt sein Geist, und das ist genug.

Man glaubt, daß dieser große Dichter ungefähr 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung und einige hundert Jahre nach dem Trojanischen Kriege gelebt habe. Sieben Städte stritten um die Ehre seiner Geburt: Smyrna, Rhodus, Colophon, Salamis, Chio, Argos und Athen. Es ist wahrscheinlich, daß er aus Chio oder Smyrna war. Nie war ein Land mehr geeignet große Dichter hervorzubringen, als die Küstenländer Asiens und die nahen Inseln, und wirklich lebten dort eine große Anzahl. Hesiodus war von Cumä, Mimnermus von Colophon, Tyrtäus von Milet, Anakreon von Tejos, Simonides von Ceos; Arion und Terpander von Lesbos; Sapho, Alcäus, Bion, Aratus und viele andere Dichter waren in dem glücklichen Himmelsstriche geboren, wo Homer der Welt geschenkt wurde.

Wir haben schon gesagt, daß man beinahe nichts Gewisses von diesem Manne weiß, und selbst dieses Wenige erscheint noch sehr schwankend; je mehr man nachforschte, desto größer wurde die Dunkelheit.

Man sagt, Criteis, seine Mutter, sey Wittwe geworden, als Homer noch ein Kind war, und habe dann den Phemius, oder Pronapides geheirathet, der in der Musik und Dichtkunst Un=

terricht gab. Dieser Phemius, durch die glücklichen Anlagen des Knaben hingerissen, habe ihn zu seinem Sohne angenommen (damals nannte man ihn Melesigenes, weil er nahe bei dem Flusse Meles geboren war), alle Talente des Knaben aufs sorgfältigste ausgebildet und ihn auch zu seinem Nachfolger in der Schule bestimmt. Nach Phemius und Criteis Tode übernahm auch Homer dies Geschäft, bis Mentes, der Herr eines Schiffes, welcher sich in Handelsangelegenheiten in Smyrna befand, ihm den Antrag machte, auf einer Reise durch Kleinasien, Griechenland, das Mittelmeer, Egypten und mehrere andere Länder sein Begleiter zu seyn.

Homer, der vor Wißbegierde brannte, und schon damals seine Iliade zu entwerfen angefangen hatte, nahm diesen Antrag mit Freuden an, und verließ seine Schule auf immer. Er fand es nöthig, das Gebieth kennen zu lernen, wo seine Helden handelten, die Sitten und Gesetze jener Länder sich eigen zu machen. Und er war ein trefflicher Beobachter.

Das größte Glück für Homer, sagt Rochefort, war, daß er arm geboren wurde, und sein Leben auf Reisen zubrachte. Sein Dichterstand half ihm die Armuth leichter ertragen, und erleichterte ihm auf Reisen sein Fortkommen. Die Dichter wurden überall mit Freude aufgenommen, und bei den Königen mit Achtung behandelt. Bei den Volks-

versammlungen waren sie in Festen und Opfern nöthig, und dieses edle Geschäft, welches sogleich ihre Seele erhob, machte, daß sie die Unwissenden, die Weisen, die Großen, und die Menge belehren mußten. Das konnte nun nicht ohne einen großen Umfang an Kenntnissen geschehen, die man damals nicht durch Bücher, sondern nur durch Menschen erlangen konnte. Auf Reisen mußte man die erdichteten oder wahren Thaten kennen lernen, welche der Ruf überall hin verbreitet hatte; hier mußte man seinen Geist mit einer Menge von Grundsätzen und Orakelsprüchen bereichern, welche in den Tempeln aufgehangen, und durch die der Gottheit geheiligten Dichter in Verse gebracht worden waren.

Man stelle sich Homer in einer Unterredung mit den delphischen Priestern vor, mit diesen Priestern, denen es so wichtig war, die Geschichte ihres Landes zu kennen, und das verschiedene Interesse der Fürsten und Städte einzusehen; was mußte Homer bei ihrem Umgange nicht an Kenntnissen und Einsicht gewinnen! Und daß er eine solche Hülfsquelle gehabt haben müsse, zeigt seine tiefe Kenntniß in der Geschichte und Geschlechtskunde sowohl der Griechen, als auch anderer Völker. Denn man weiß, daß die ersten delphischen Priester aus Creta kamen, und diese damals berühmte Insel mit der ganzen Welt, vorzüglich aber mit Egypten in Verbindung stand, woher sie ihre Götter, ihre Religion

und Philosophie empfangen hatte. Aber Homer wollte über diese wichtigen Gegenstände selbst an der Quelle schöpfen; er gieng also nach Egypten, sich dort selbst zu unterrichten. Es ist wahrscheinlich, daß er auf dieser Reise durch Phönizien kam. Man konnte damals noch nicht auf dem hohen Meere segeln, sondern mußte sich an die Küste halten. Alle, welche nach Egypten gehen wollten, nahmen den Weg über Phönizien. Von daher hatte der Egyptier Kadmus die ersten Buchstaben gebracht. Diesem Volke, welches sich ganz dem Handel und der Schifffahrt widmete, konnte Homer leicht einen Theil der geographischen Kenntnisse und Ortsbestimmungen danken, die er in seinen Gedichten so gut anbrachte. Nach diesen Erzählungen vielleicht mag er seine Zuhörer mit den Dichtungen von Cyklopen, Syrenen, dem Avernus, den elysäischen Feldern unterhalten haben: lauter phönizische Ausdrücke, welche noch auf ihre Abstammung hinweisen.

Es ist fast gar nicht zu zweifeln, fährt Rochefort fort, daß Homer in Egypten gewesen sey; alles vereint sich, diese Muthmaßung zu verstärken. Orphäus, Linus, Musäus waren vor Homer in diesem Lande gewesen, Dichter, welchen er in seinen Werken und Reisen nachstrebte. Die Götterlehren und Allegorien, welche so in seinen Werken glänzen, die Kenntnisse, die er von diesem Lande besaß, alles überzeugt uns, daß Homer in Egypten gewesen

seyn müsse; aber er kam nicht weit ins Innere, er sah weder Theben noch Memphis, noch jene große Pyramiden, welche noch stehen, und die er gewiß in seinen Gedichten verherrlicht haben würde. Auf der andern Seite zeigt ein Beiwort, welches Homer Egypten gibt, daß er diesem Lande nicht sehr geneigt war, wenn er gleich die Schönheit, Fruchtbarkeit und Bebauung der Nilgegenden rühmt. Es ist begreiflich, daß Homer, der gerade aus dem ungezwungenen Griechenlande kam, den Geist der Knechtschaft und trüben Ernsthaftigkeit, der in Egypten herrschte, nicht wohl vertragen konnte; der behagliche Müssiggang des Dichters war vielleicht in einem Lande übel angebracht, das jedem Stande und Menschen seine besondere Beschäftigung zugetheilt hatte. Wie immer, so lang blieb er doch in diesem Lande, bis er sich die nöthigen Kenntnisse erworben hatte.

Nachdem er sich mit einem solchen Schatz an Wissenschaft bereichert hatte, kam er nach Spanien zurück, und schiffte sich von hier nach Ithaka ein, wo er eine Augenkrankheit bekam. Mentes, sein Freund und Führer, ließ ihn bei dem Mentor, einem der angesehensten Einwohner Ithakas zurück, und gieng nach Leukadien, seinem Vaterlande, zurück. Als Mentes bald darauf wieder nach Ithaka zurückkam, fand er Homer geheilt, sie schifften sich also zusammen wieder ein, und nachdem sie die Küsten des Pelopones besucht hatten, verweilten sie zu Co-

lophon. Homer fühlte noch immer Schmerzen an seinen Augen, und dieß große Genie, der die Natur und Menschen so trefflich zu beobachten verstand, verlor sein Gesicht, und konnte seine Seele nur mit Bildern aus der Vergangenheit nähren. Der Reichthum und die Wahrheit seiner Gemählde beweisen uns, wie stark er die Eindrücke aufgefaßt haben müsse, weil er sie selbst dann, als er nicht mehr sehen konnte, so lebendig und frisch mahlte. Sein Unglück zog ihm den Beinahmen des Blinden zu.

Die Iliade war damals schon angefangen, er gieng nach Smyrna zurück, und vollendete dort dieß unsterbliche Gedicht. Homer war arm, und dachte nun die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Er hatte Rechte auf die Erkenntlichkeit der Menschen, sein gutes Herz ließ ihn auf sie rechnen. Als er nach Cumä kam, war ihm ein ausgebreiteter Ruf schon vorausgegangen; er wurde mit den ausgezeichnetsten Freudenbezeigungen empfangen, und las oder sang vielmehr sein Gedicht dem versammelten Volke öffentlich vor. Die Bewunderung, der Beyfall war allgemein. Homer war nun überzeugt, daß er sich in der Mitte von Menschen befände, welche die Dichtkunst leidenschaftlich liebten und sein Genie nach seinem Werthe schätzten; er glaubte also seine Wünsche erreicht zu haben, und verlangte aus dem öffentlichen Schatze erhalten zu werden. Die Einwohner von Cumä lobten zwar sehr gerne,

weil das nichts kostete, aber sie verweigerten eben so gerne alles, wofür sie irgend etwas hätten aufopfern müssen. Die Barbaren, nachdem sie das Genie Homers bewundert hatten, versagten ihm einen Zufluchtsort und Nahrung, die ihnen ewigen Ruhm verschafft haben würde.

Homer verließ unwillig eine Stadt, wo der Geiz die herrschende Leidenschaft war, und schrie: Möge Cumä nie in seinen Mauern einen großen Dichter erzeugen, der es verherrlichen könnte.

Sein Schicksal war in der Folge unsicher und nicht glücklich. Blind, ohne Vermögen, vielleicht auch ohne Freunde, irrte er von einer Küste zur andern, und man behauptet, daß er nur dadurch sein Leben fristete, daß er seine Verse den Leuten, die sie hören wollten, gegen Bezahlung vorsang.

So war nun das größte, erhabenste Genie, der größte Mann, dem das ehrenvollste und reichste Loos gebührt hätte, dahin gebracht worden, daß er gewissermaßen das Mitleid der Menschen ansprechen mußte, um nicht vor Hunger zu sterben. Ihm, welchem nach seinem Tode Altäre errichtet wurden, war bei seinem Leben nicht das Nothwendigste zu Theil geworden. Wir entrüsten uns bei diesem Gedanken, aber wie viele große Männer nach Homer hat nicht ein ähnliches Geschick getroffen? Dieses Europa, heut zu Tage so gebildet, weise, und den

Künsten so ergeben, konnte doch einen Homer im Elende schmachten lassen.

Von Cumä irrte Homer von Stadt zu Stadt, und kam endlich nach Chios, wo er heirathete, und seine Odyssee schrieb. Er rächte sich an der Undankbarkeit der Menschen durch ein neues Meisterwerk, das er ihnen gab.

Nachdem er noch mehrere Verse zum Lobe der griechischen Städte, besonders auf Athen und Argos gemacht hatte, verließ er Chios, vermuthlich in der Hoffnung, die Menschen würden jetzt, da er sie gelobt hätte, mehr als seines bloßen Genies wegen für ihn thun. Zu Samos brachte er den Winter zu, und im Sommer kam er zu Jo, einer der Sporaden an, um von da seinen Weg nach Athen fortzusetzen; aber er wurde hier krank, und starb. Man glaubt ohngefähr 1020 Jahre vor unserer Zeitrechnung, so daß es fast 3000 Jahre wäre, seit dieser berühmte Mann lebte.

Wir haben die Meinung erzählt, daß Homer arm war, und zum Lebensunterhalte seine Verse absang. Mehrere widersprechen aber dieser Behauptung als ganz grundlos, nur Schade, daß sie die ihrige, welche der Menschheit zur Ehre gereichte, mit nichts beweisen können. In Wahrheit wissen wir nichts von jenem großen Manne: mehrere Gelehrte behaupten, die Iliade und Odyssee sey nicht von dem nähmlichen Verfasser; einige andere sagen, daß

Homer, so wenig durch seine Handlungen bekannt, und so sehr durch seine Werke berühmt, erhielt nach seinem Tode Tempel, und ward unter die Zahl der Götter versetzt. Alexander schätzte seine Gedichte so sehr, daß er sie mit seinem Degen immer unter sein Kopfkissen legte. Er verschloß die Iliade in den kostbarsten Schrank des Darius; denn, sagte er, das vortrefflichste Werk des menschlichen Verstandes soll auch in dem schönsten Behältnisse liegen. Er nannte Homer seinen Meister in der Kriegskunst, und als er einmals Achylls Grab sah, rief er aus: »O glücklicher Held! du hattest einen Dichter, der deinen Ruhm besang.«

Lykurg,

Gesetzgeber von Sparta.

Ohngefähr 880 Jahre vor Christi Geburt.

Wenn alles das wahr ist, was man uns von der Gesetzgebung Lykurgs in Sparta erzählt, und wir haben keine Ursache daran zu zweifeln, so muß man gestehen, daß dieser Gesetzgeber die außerordentlichsten Dinge zu Stande brachte.

Er raubte seinen Bürgern alles das, was die Menschen zu Unternehmungen bewegt, und machte

sie eben dadurch noch unternehmender und muthiger; er zwang sie unter die härteste Zucht, die man nur denken kann, und ließ ihnen die einzige Belohnung dafür sagen zu können: »Nichts kann uns zwingen, diesen Zwang zu verlassen.« Die Uebel, die er sie zu erdulden zwang, dienten dazu, ihren Ruhm und ihre Freiheit zu befestigen, das ist, den Stolz, alles das zu leiden, und die Kraft, es leiden zu können. Nirgends war die öffentliche Freiheit so strenge und eingeschränkt als in Sparta; um sich selbst zu erhalten, legte sie jeden einzelnen Bürger in Fesseln. Aber so viel Gutes oder Böses man auch immer von Sparta sagen mag, es wird immer ein Gegenstand der Bewunderung und des Staunens in den Augen aller denkenden Menschen bleiben.

Lykurg war der Sohn des Eunomus oder Prytanis, eines spartanischen Königs, der in einem Volksaufstande umkam. Polydektes, der ältere Bruder des Lykurg, bestieg dann den Thron, aber er starb einige Zeit nachher, ohne Kinder nachzulassen. Lykurg folgte ihm auf den Throne, und regierte bis zu dem Augenblicke, wo ihm seine Schwägerin erröffnete, daß sie von ihrem Manne schwanger sey. Nun legte der gerechte Mann sogleich die Krone nieder, und erklärte sich bloß zum Vormunde des Kindes, wenn es ein Knabe wäre. Seine Schwägerin trug ihm an, dasselbe zu tödten, wenn er sie dann heirathen wollte. Mit Ab-

scheu verwarf Lykurg einen solchen Vorschlag, aber er verstellte sich doch, bis das Kind auf die Welt gekommen war, dann nahm er es auf seine Arme, nannte es Chariläus, und zeigte es den Spartanern mit dem Ausrufe: Seht hier euren König! Er wurde zum Vormunde des neuen Königs ernannt, und fuhr fort mit Weisheit und Festigkeit zu regieren bis er die höchste Gewalt in die Hände seines Neffen legen konnte.

Ungeachtet dieses edlen Betragens behaupteten doch seine Feinde, daß er nach der Krone strebe. Voll Verachtung gegen ähnliche Kunstgriffe, dachte er nur darauf, seinem Vaterlande nützlich zu werden. Die Freiheit von Regierungsgeschäften benützte er zu einer Reise zu andern Nationen, vorzüglich zu den Cretensern, deren Gesetze, mit weiser Strenge abgefaßt, seinen Planen zusagten; er sammelte auch alle, zu den Entwürfen, welche er vorhatte; und um alles kennen zu lernen, was dazu dienen konnte, das Glück einer Nation zu gründen, gieng er auch zu den üppigen Völkern Asiens, und überzeugte sich durch ihre leere Pracht und ihren verzehrenden Luxus noch lebhafter von den Vorzügen einer Nation, deren Sitten ernst und die durch Arbeiten abgehärtet wäre. Auf dieser Reise sammelte er Homers Werke, überzeugt, daß die weisen Grundsätze, die man darin antrifft, das Lob, welches den Heldenthaten darin ertheilt wird,

einen glücklichen Eindruck auf ein Volk machen müsse, das man nur von seinen Lastern reinigen durfte, um es für kriegerische Ehre empfänglich zu machen. Lykurg kannte die Gewalt der Dichtkunst über die Menschen so gut, daß er alles anwandte, Thales an sich zu ziehen; einen trefflichen lyrischen Dichter jener Zeit, von dem Plutarch sagt: Obgleich er nur für einen Dichter gehalten worden sey, so hätte er in der That so viel als die größten Regenten und eifrigsten Weltveränderer bewirkt. Seine Gedichte besangen den Gehorsam gegen die Gesetze, die Einigkeit der Menschen; und diese Lieder waren so schön und einschmeichelnd, daß sie selbst die unempfindlichsten Herzen rührten.

Unterdessen war, durch die gewöhnliche Folge einer schwachen und schlecht organisirten Regierung zu Sparta alles in Unordnung gerathen; die königlichen Befehle blieben fruchtlos; das Volk weigerte sich zu gehorchen; jedermann, selbst Chariläus verlangte die Rückkehr des Lykurg. Dieser Weise eilte, seinem Vaterlande zu Hülfe zu kommen. »Er war« sagt Plutarch »kaum angekommen, als er schon den Vorschlag zu einer neuen Staatsverfassung entwarf. Denn er glaubte, daß einige einzelne Gesetze hier von keiner Wirkung seyn könnten, so wenig als ein von vielen Krankheiten angesteckter Körper durch einige leichte Medizinen geheilt werden könnte. Denn da müßte man alle schädlichen Stoffe

und Flüssigkeiten erst herausbringen, um dann eine neue Lebensart anfangen zu können.« Er fieng damit an, daß er die Götter auf seine Seite brachte, und sich günstige Orakelsprüche zu verschaffen wußte, um auf das Volk einen größeren Eindruck zu machen, dem die Weisheit allein selten genügt. Er nahm dann dreißig der tugendhaftesten Spartaner mit sich, ließ sie sich bewaffnen, kam mit ihnen auf den Platz, und schlug dem Volke eine neue Regierungsform vor.

Die erste Veränderung bestand darin, daß er einen Senat von 28 Mitgliedern zusammensetzte. Diese Stelle, deren Ansehen dem königlichen gleich kam, war ein heilsames Gegengewicht gegen das ganze Gemeinwesen, welches vorher immerhin schwankend gewesen, und sich bald zur Tyrannei geneigt hätte, wenn die Könige mächtig waren, bald zur allgemeinen Verwirrung, wenn das Volk zu viele Macht erlangt hatte. — Das Volk hatte das Recht sich zu versammeln, und die Gesetze, welche die Könige und der Senat vorschlugen, zu bestätigen oder zu verwerfen.

Die zweite Veränderung welche Lykurg machte, war größer und schwieriger; es war nämlich eine gleiche Vertheilung der Grundstücke unter die Familien, da vorher einige Wenige alle Grundstücke in Sparta besaßen, und die andern nichts hatten. Diese Unternehmung war nur bei dem kleinen

Volke ausführbar, und konnte nur bei der Ordnung und den Einrichtungen bestehen, welche der Gesetzgeber noch im Sinne hatte, der sehr überlegt verfuhr, und jeden seiner Schritte zum Ziele hinleukte. Er trug auch auf eine gleiche Vertheilung der Hausgeräthe an, so daß seine Stadt genau einer wohl eingerichteten Familie gleichen sollte, wo einer nicht mehr besäße als der andere; aber dieser Versuch glückte nicht. Doch gab er sein Vorhaben nicht auf, er gelangte durch einen heimlichen Weg zu seinem Zwecke. Die Gold- und Silbermünze wurde in Sparta verrufen, uud dafür eine so schwere und geringhaltige Münzgattung eingeführt, daß man, um etwa hundert Thaler fortzubringen, einen ganzen Kasten und zwei Tragochsen brauchte. Diese Münze vertrieb alle fremde Kaufleute; Sparta blieb gewissermaßen isolirt, ohne Handel und Luxus, gerade wie es Lykurg gewollt hatte.

Er hätte vielleicht hier stehen bleiben können; aber die Spartaner noch enger zu verbinden, und sie bloß zu Staatsmännern zu bilden, zwang er sie, die gemeinsten Speisen mitsammen zu essen. So machte er den Reichthum, sagt Plutarch, zu etwas, das weder Gefahr lief bestohlen, noch begehrt zu werden. In Wahrheit, was half es in einem Lande reich seyn, wo man seine Güter weder brauchen, noch damit prahlen konnte?

Diese letzte Unternehmung empörte das Volk,

und besonders die Reichen so sehr, daß sich Lykurg von allen Seiten angegriffen sah, und das Leben verloren haben würde, wenn er sich nicht in einen Tempel gerettet hätte. Ein junger Mann, der ihn am heftigsten verfolgte, gab ihm einen Stockschlag, und schlug ihm ein Auge aus. Alsogleich kehrte sich Lykurg gegen seine Verfolger um, und als ihn diese bluten sah'en, war schnell ihre ganze Wuth erloschen. Alkander wurde dem Lykurg übergeben, der ihn zu sich nach Hause schickte, und ihn dort so schonend und mild behandelte, daß er in der Folge der eifrigste Anhänger Lykurgs wurde.

Lykurg als ein guter Politiker, wollte nicht allein daß Sparta tapfere Krieger hätte, er dachte auch darauf, daß ihm die nahen Städte in dieser Hinsicht nicht glichen. Er machte also ein Gesetz, welches den Spartanern verbot, oft mit den nähmlichen Feinden Krieg zu führen, damit nicht diese zum öftern Widerstande gezwungen, zuletzt ihre Feinde selbst besiegen lernten.

Um ähnliche Gesetze einzuführen, mußte man Menschen bilden, die darin ihr Glück fänden. Lykurg that es. Die Kinder gehörten zu Sparta, nicht ihren Aeltern, sondern dem Staate an, und ein Vater ohne Geist oder Sitten konnte nicht nach seinem Belieben aus seinem Sohne einen Thoren oder Liederlichen machen. Alle Kinder wurden gemeinschaftlich in einer einfachen und strengen Le-

bensart erzogen; es waren Männer und Soldaten, die man dem Vaterlande vorbereitete.

Aber dieser außerordentliche Gesetzgeber, der ein über alle andern hervorragendes Volk bilden, und seiner Republik alles aufopfern wollte, verletzte die Menschlichkeit; er befahl nämlich, daß die schwach oder übel gebildeten Kinder gleich bei ihrer Geburt in einen Abgrund geworfen werden sollten, der nicht weit von der Stadt entfernt war. Zur Ursache gab er an, daß ein solches von der Natur verwahrlosetes Geschöpf nur sich und andern zur Last fallen könne. Durch ein geheimes Gesetz befahl er auch, daß die jungen Leute die Iloten zur Uebung auf den Feldern überfallen und tödten könnten. Die Iloten waren ein Volk, welches die Lacedämonier zu Sklaven gemacht hatten, und das nun ihre Felder bauen mußte. Die Politik dieses Gesetzgebers gieng in dieser Rücksicht dahin, diese unglücklichen Sklaven in einer beständigen Furcht zu erhalten, die ihnen nicht erlaubte, etwas gegen ihre Tyrannen zu unternehmen, und dann auch ihre zu häufige Vermehrung zu verhindern. Diese Politik wurde auch nur zu sehr befolgt; denn nachdem eine große Anzahl Iloten in dem Peloponesischen Kriege große Dienste geleistet hatte, und dann befreyt und mit Ehren überhäuft worden war, verschwanden diese Leute auf einmal, ohne daß man erfahren hätte, wo sie hingekommen wären. Ihre grausamen

Beherrscher sahen vielleicht voraus, daß dieser Augenblick des Ruhmes und Muthes ihnen die Hoffnung geben könnte, wieder Menschen zu werden.

Das waren Lykurgs vorzüglichste Thaten. Sie zeigen, daß sein Genie über die gewöhnlichen Menschen zu erhaben war, als daß er nach dem gemeinen Maßstabe beurtheilt werden könnte. Dieser große Mann, nachdem er sein ganzes Leben dem Vaterlande gewidmet hatte, starb auch für dasselbe. Das Gebäude seiner Gesetzgebung ist vollendet, er versammelt die Spartaner und läßt sie schwören, daß sie bis zu seiner Rückkehr nichts an seinen Einrichtungen ändern wollten. Nachdem er ihren Schwur empfangen hatte, entfernte er sich nach Delphi, opferte dort dem Apoll, und starb freiwillig aus Hunger, um seinen Mitbürgern jeden Vorwand zu benehmen, ihr Gelübde zu brechen; ja er verordnete auch, daß seine Asche ins Meer geworfen würde, damit kein Bestandtheil von ihm nach Sparta zurückkommen könne. Als er diesen Entschluß faßte, sagt Plutarch, war er in einem Alter, wo man noch lange Zeit zu leben Hoffnung hat, aber auch in sich Festigkeit genug zum sterben findet, wenn es nöthig oder nützlich ist. Seine Arbeiten und sein Tod blieben nicht ohne Früchte. Die Spartaner, wenn gleich an der Zahl eines der kleinsten griechischen Völker, wurden doch

das fürchterlichste durch 500 Jahre, so lange sie nähmlich Lykurgs Gesetze ehrten und befolgten.

Romulus,

der erste König von Rom.

Gegen das Jahr 752 vor unserer Zeitrechnung.

Der Stifter Roms muß unter die großen Männer gezählt werden. Nicht weil er so vorzügliche Tugenden besaß, oder weil sein Blick die Zukunft durchdrang, sondern weil er eine der ersten Städte der Welt stiftete. Nach dem, was uns die Geschichte sagt, war er einer jener Menschen, welche die Natur zu etwas Außerordentlichem schuf, aber die sich selbst überlassen ihrem Ehrgeize auch durch Laster opfern, und alles zerstören was ihren Planen in den Weg tritt.

Amulius, König von Alba, wurde durch seinen Bruder Numitor vom Throne gestürzt, und gezwungen, damit er keine Nachkommen erhielte, seine einzige Tochter Rhea Sylvia dem Dienste der Vesta zu weihen. Diese Vorsicht half nichts. Rhea Silvia, ohngeachtet des Gelübdes der Enthaltsamkeit, gebahr doch in einem Kerker, wohin man sie,

sperrte, zwei Söhne, die Romulus und Remus genannt wurden. Um ihre Schande zu bedecken, verbreitete man das Gerücht, daß Gott Mars der Vater der Kinder wäre. Numitor eilte dieses Geschlecht zu vertilgen, und befahl einem seiner Leute, die beiden Kinder in die Tiber zu werfen. Dieser begnügte sich, sie am Ufer auszusetzen, wo ein gewisser Faustulus, der Oberschäfer des Amulius sie fand und nach Hause trug. Sein Weib, Nahmens Laurentia, erzog sie, und weil man dieser, ihrer Sitten wegen, den Schimpfnamen Wölfin gegeben hatte, so mag daraus die Sage entstanden seyn, daß Romulus und Remus durch eine Wölfin genährt worden seyen.

Die beiden Knaben wurden sorgfältig von Faustulus erzogen, den sie für ihren Vater hielten. Ihr kühner und unternehmender Charakter unterschied sie bald. Jagd, Laufen und der Kampf mit Räubern waren ihre liebsten Beschäftigungen. Einmal bekämpften sie die Schäfer des Numitor, welche einen Theil der Heerden des Amulius wegführen wollten, aber Remus wurde gefangen und vor Numitor geführt. Da Remus ein Schäfer des Amulius war, so schickte ihn der König diesem mit der Bitte zu, ihn zu strafen. Aber als Faustulus das erfuhr, lief er in den Pallast des Amulius, bekannte, daß Romulus und Remus nicht seine Söhne wären, und schilderte das Vorgefallene so ge-

nu, daß Amulius seine Enkel nichtmehr verkennen konnte. Schon stand Romulus, der sich eine Zahl Ergebener oder vielmehr Räuber versammelt hatte, vor der Stadt, seinen Bruder zu befreien, als er vernahm, daß dies schon geschehen sey. Von dem Geheimnisse ihrer Geburt unterrichtet, machten die Brüder den Plan, Numitor vom Throne zu stoßen, und ihren Großvater wieder darauf zu erheben; ein Anschlag, der eben so schnell gefaßt, als ausgeführt wurde, da Numitor ganz unvorbereitet war. Darauf verließen die beiden Brüder Alba, und an der Spitze eines Haufens von Taugenichtsen, der sich immer vergrößerte, suchten sie einen Ort, wo sie eine Stadt oder vielmehr eine Festung bauen, und sich gegen ihre Nachbarn vertheidigen könnten, die sie berauben wollten. Endlich blieben sie an dem Orte, wo hernach Rom entstand. In einem Zanke über den Ort, wo die Stadt angelegt werden sollte, wurden die beiden Brüder heftig, und Remus von Romulus umgebracht, der, sagt man, einen von seinem Bruder vorgezeichneten Graben zum Spotte übersprungen hatte. Romulus, der nun allein herrschte, dachte daran, die Regierung zu befestigen; er theilte die liegenden Güter in drei Theile: der erste wurde dem Dienste der Götter, der zweite für öffentliche Auslagen bestimmt, und der dritte unter die Unterthanen vertheilt, und zwar in dreißig gleichen Theilen, nach der Anzahl der Cu-

rien, aus denen zuerst das römische Volk bestand. Die Einwohner von Rom, wurden auch in drei Klassen vertheilt, in die Patrizier, Ritter und Plebejer. Dann setzte Romulus einen Senat von hundert Personen ein, die aus Patriziern gewählt wurden. Er selbst behielt sich wenig Macht vor, oder vielmehr, man ließ ihm wenig, weil es nicht zu glauben ist, daß es Mäßigung von seiner Seite gewesen sey.

Unterdessen wurde Rom größer, und die Zahl seiner Einwohner wuchs durch die Flüchtigen, die man irgend eines Lasters wegen verfolgte, und die hier Zuflucht fanden. Aber noch fehlte es an Weibern; Romulus schickte Gesandte zu den Sabinern und andern Nationen, um Frauen zu verlangen. Das neue Volk ward aber so gering geschätzt, daß man das Anerbieten seiner Gesandten nirgends annahm. Romulus schwur, sich deßwegen zu rächen; er ließ dem Neptun zu Ehren feierliche Spiele anstellen, und die Sabiner, als Roms nächste Nachbarn, fanden sich richtig dabei ein. Auch eine große Anzahl Cenninier, Crustuminier und Antemnaten kamen mit ihren Weibern und Kindern. Man nahm sie sehr gut auf, aber mitten in den Spielen warfen sich die Römer mit dem Degen in der Hand über sie her, bemächtigten sich der Töchter, und schickten die übrigen zurück Diese Gewaltthätigkeit verschaffte ihnen Weiber, die, nachdem sie viel geschrieen

und geweint hatten, sich endlich doch an ihre Männer gewöhnten, von denen sie aber auch so gut als möglich behandelt wurden. Natürlich mußten auf eine so gewaltige Verletzung des Gastrechtes mehrere Kriege folgen; aber schon hier zeigte sich das römische Glück. Romulus tödtete den König der Cäninier, zerstörte ihre Stadt, und zwang die Einwohner römische Bürger zu werden. Eben so wurden auch die Crustuminier und Antemnaten zu römischen Colonien gemacht. Nun blieben noch die Sabiner übrig; sie waren am fürchterlichsten, ob sie gleich zuletzt die Waffen ergriffen hatten. Durch eine List wußten sie sich in die neue Stadt zu schleichen, und Rom war vielleicht jetzt schon in seinem Entstehen vernichtet, wenn sich nicht die sabinischen Mädchen, die jetzt Römerinnen geworden waren, zwischen die Streitenden gestürzt und diese angefleht hätten, die Waffen niederzulegen. Dieses unerwartete Schauspiel besänftigte alle. Der Friede wurde sogleich geschlossen, und die beiden Völker vereinigten sich in einem solchen Grade, daß die Sabiner größtentheils nach Rom zogen, und Tatius, ihr König, gemeinschaftlich mit Romulus herrschte, bis er aus Privatrache durch Meuchelmörder fiel. Romulus hatte nun die Herrschaft ungetheilt; als er aber immer mehr Gewalt an sich zog, beschlossen die Senatoren seinen Untergang. Romulus verschwand, ohne daß man wuß-

Man glaubt, daß dieser Philosoph 592 Jahre vor unserer Zeitrechnung zu Samos geboren worden sey, und daß sein Vater ein Bildhauer war. Er selbst war dann ein Athlet, bei den Griechen eine ehrenvolle Beschäftigung; aber nachdem er den Pherecydes, einen Philosophen von Scyros über die Unsterblichkeit der Seele sprechen gehört hatte, wurde er davon so hingerissen, daß er sich ganz auf das Studium der Philosophie verlegte. Er reisete darauf nach Egypten, Chaldäa und Kleinasien, sammelte alles, was er zum Unterrichte der Menschen nothwendig fand, und kam darauf mit seinen Reichthümern in sein Vaterland zurück. Dieses war damals unter der Alleinherrschaft des Polykrates gerathen, und der Philosoph, obwohl er von dem Herrscher sehr gut aufgenommen wurde, ging doch nach Großgriechenland, wo er sich gewöhnlich zu Heraklea, Tarent und besonders zu Crotona, bei dem berühmten Athleten Milot aufhielt. Sein Ruhm verbreitete sich bald in die Ferne, und von allen Seiten kamen Schüler, ihn zu hören. Und doch waren es keine geringen Opfer, denen sich seine Schüler unterwerfen mußten, ehe sie seine Lehren anhören durften. Dieser sonderbare Philosoph, der wahrscheinlich seine Anhänger noch mehr an sich ziehen wollte, ließ sie Proben ablegen, die ihm alle seine Schüler hätten rauben müssen, würde nicht immer die Schwärmerei durch das Außerordentliche

und Schwierige noch mehr entflammt. Zuerst wurden die Schüler zu einem zweijährigen Schweigen verdammt, und dieser Termin auch bis auf fünf Jahre verlängert, wenn er glaubte, daß sie geneigter zum Reden wären. Sie mußten auf ihr Erbtheil Verzicht thun, ihr Vermögen ihrem Meister zu Füßen legen, und gemeinschaftlich miteinander leben. Ihr Zutrauen zu ihm war außerordentlich, und lange nach seinem Tode noch, wenn man sie um die Ursache ihrer Meinungen fragte, antworteten sie: Er hats gesagt.

Pythagoras, der große Veränderungen im Sinne hatte, dachte darauf, sich die Menschen durch ein seltenes Mittel ganz zu unterwerfen. Er verschloß sich nämlich durch eine längere Zeit in eine unterirdische Höhle, und kam mit einem bleichen und verstörten Gesichte aus der Unterwelt, wie er sagte, zurück. Nun trug er erst seine Grundsätze mit mehr Zuversicht vor. Nun sprach kein Mensch mehr, nun redete ein übernatürliches Wesen, und man gehorchte ihm. Er soll dem Lande, in welchem er sich aufhielt, viele wesentliche Dienste geleistet haben. Er stellte in den meisten Städten Italiens die innere Sicherheit her, legte Kriege und Tumulte gütlich bei, und nahm Theil an der Regierung von Crotona, Metapontus, und vielen andern großen Städten, deren Magistrate seine Rathschläge mit Vergnügen hörten und befolgten. Mit eben so vieler Wärme verlegte

er sich auf die Moral und Sittenlehre, ermahnte die Ehemänner keusch zu leben und ihre Konkubinen abzuschaffen, von den Frauen aber verlangte er, daß sie auf ihren eitlen Putz Verzicht thun, und die Sittsamkeit als ihre größte Zierde betrachten sollten. Den Kindern empfahl er gegen ihre Eltern den Gehorsam, und alle ermunterte er zur Tugend. Das Glück der Menschen und Staaten hängt nach seiner richtigen Meinung von der Mäßigkeit ab. Man muß, sagte er, mit fünf Feinden kriegen: mit körperlichen Krankheiten, mit der Unwissenheit des Geistes, mit den Leidenschaften des Herzens, dem Aufruhr in den Städten und den Uneinigkeiten in einer Familie. Besonders befahl er die Wohlthätigkeit. Seines Gleichen nützen, sagte er, und ihnen die Wahrheit zeigen, das sind die schönsten Gaben, die uns der Himmel verliehen hat.

Eine so schöne Moral mußte tugendhafte Menschen hervorbringen, und wirklich bildeten sich Gesetzgeber, wie Zaleukus und Charondas in Pythagoras Schule. Seine Philosophie war nicht eben so vorzüglich. Er war es, der das System der Seelenwanderung zu Ehren brachte, welches er von den egyptischen Brahmanen entlehnt haben soll. Auf diesen Wahn hielt er so viel, daß er sich sogar auf die Körper erinnern wollte, die seine Seele schon bewohnt haben sollte. Seine Abstammung ging bis auf die Belagerung von Troja zurück, dort war er

Ethalides, ein vermeinter Sohn des Merkurs gewesen, dann Euphorbus, den Menelaus verwundete, in der Folge Hermotimus, und endlich Pythagoras. Eine menschliche Seele konnte auch in den Körper eines Thieres übergehen; daher verbot der Philosoph seinen Schülern jede Nahrung von einem lebenden Wesen. Er erkannte einen höchsten Verstand, und wenn man von der Denkungsart des Zalenkus auf ihn schließen kann, so hätte er eine würdige Idee von der Gottheit. Unter dieser höchsten Gottheit nahm er eine bewegende Kraft des Weltalls an, und dann eine Materie durch sich selbst ohne Einsicht und Bewegung. Pythagoras hatte Verhältnisse und Beziehungen zwischen den Theilen der Welt entdeckt. Er hatte gefunden, daß die Schönheit der letzte Zweck sey, warum der höchste Verstand die Welt geschaffen habe, und daß die verschiedenen Verhältnisse der Dinge gegeneinander nur Mittel zu diesem Zwecke wären. Diese Verhältnisse drückte er durch Zahlen aus. Weil zum Beispiel ein Planet so vielmal weiter, als der andere von der Sonne entfernt ist, so schloß Pythagoras, daß der höchste Verstand nach diesem Zahlenverhältnisse seine Werke hervorgebracht habe. Er dachte, daß die Seele einen Theil des höchsten Wesens ausmache, von dem sie nur die Vereinigung von dem Körper entfernt halte. Der Tod raube der Seele ihre Leidenschaften nicht, dieß könne nur durch Philosophie geschehen; auch war das der vorzüglichste Zweck

seiner Moral. Dieser Philosoph trug seine Lehre sehr gerne in einer räthselhaften Hülle vor; und wenn er dadurch die Achtung seiner Anhänger für ihn noch vermehrte, so ward er doch denen dunkler, die nur das Wesentliche suchten.

Endlich, nachdem er länger als ein Jahrhundert gelebt, und die größte Achtung genossen hatte, starb Pythagoras zu Metapontus, so verehrt, daß sein Haus in einen Tempel verwandelt, und er wie ein Gott angebetet wurde. Man verbreitete tausend Wunderwerke, die er während und nach seinem Leben gethan haben sollte, und es fanden sich sehr viele Menschen, die gar nicht daran zweifelten.

Pindar,
ein griechischer Dichter.

Gegen 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Pindar wurde zu Theben in Böotien, ungefähr 500 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung, geboren. Eine griechische Dame lehrte ihn, nebst andern Meistern, die Kunst Verse zu machen. Sein Geist war feurig und erhaben, er wählte sich also auch die Dichtart, die seiner Art zu denken und zu empfin-

den am besten entsprach. Seine Oden athmen den Enthusiasmus, von welchem er beseelt war, und sind mit den kühnsten Figuren geziert. Er hat sich so sehr über seine Vorgänger erhoben, daß man ihn den Fürsten der lyrischen Dichter nannte; ein prächtiger Titel, den er vielleicht verdient. Er genoß die Früchte seines Ruhms; denn als ihn Theben zu einer Geldstrafe verdammte, weil er Athen zu sehr gelobt hätte, bezahlten die Athener diese Summe für ihn aus dem öffentlichen Schatze. Nach seinem Tode wurde er noch in seinen Nachkommen verehrt; denn als Alexander die Zerstörung von ganz Theben befohlen hatte, ließ er das einzige Haus verschonen, welches Pindar und seine Familie bewohnt hatte. Diese Ausnahme machte Alexandern Ehre, der das wahre Gute zu unterscheiden wußte, und zwar noch mehr als dem Pindar, dessen Ruhm eben so glänzend gewesen wäre, wenn auch der Überwinder der Perser anders gehandelt hätte. Man sagt, der Dichter soll in seinem vier und siebenzigsten Jahre im Theater gestorben seyn.

Confuzius,

ein chinesischer Philosoph.

Gegen 550 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Confuzius, oder Confut-see, wurde zu Chanping in China, etwa 550 Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren, und leitete seinen Ursprung von dem Kaiser Ti-Y ab, dem 17ten Herrscher des 2ten Geschlechtes. Die Tugend allein verschaffte ihm seinen Ruhm, und er gehört zu der kleinen Anzahl derjenigen, welche viel Gutes und gar nichts Übels gesagt haben. Seine Einsichten und seine Weisheit erhoben ihn zu dem Grade eines Mandarins und eines Ministers im Königreiche Lu, welches heut zu Tage Chang-Ton heißt. Sein Ehrgeiz war der eines tugendhaften Mannes; er verlangte nur mächtig zu seyn, um mehr Gutes bewirken zu können; als er aber sich getäuscht sah, verließ er sein Amt und seine Macht, und begnügte sich als Philosoph zu leben. Er zog sich nach dem Königreiche Sam zurück, hier errichtete er eine Schule, und versammelte in kurzer Zeit 3000 Schüler um sich her. Er theilte seine Lehre in vier Theile, und seine Schule in eben so viele Klassen. Die von dem ersten Range bemühten

sich die Tugend auszuüben und den Geist und das Herz zu bilden; die vom zweiten verwandten ihre Mühe nicht allein auf die Tugenden, sondern auch auf die Beredsamkeit; die dritte Klasse bearbeitete die Politik, und die vierte beschäftigte sich damit, Untersuchungen über die Sittenlehre in der schönsten Sprache vorzutragen. Confuzius hatte bei seiner ganzen Lehre nur den Zweck, die Finsternisse des Geistes zu zerstreuen, die Laster des Herzens zu verbannen und die Rechtschaffenheit, jenes Himmelsgeschenk, wieder herzustellen, die so selten geworden ist. Gott fürchten, ihm gehorchen und dienen, seinen Nächsten wie sich selbst lieben, sich überwinden, die Leidenschaften der Vernunft unterwerfen, und nichts thun und denken, was dieser zuwider wäre, das waren die Vorschriften, welche der große Mann gab und befolgte. So bescheiden als hohen Sinnes erklärte er, daß er nicht der Erfinder dieser Lehre sey, sondern daß er sie aus ältern Schriftstellern gezogen habe, besonders von den Königen Yao und Xun, welche mehr als 1,500 Jahre vor ihm gelebt hatten.

Confuzius kleidete seine Moral in Sprüche ein, weil er sie so tauglicher glaubte, die Aufmerksamkeit der Menschen zu reizen, und sie darin festzuhalten. Wir haben eine Sammlung solcher Sittensprüche, an deren Echtheit aber gezweifelt wird. Dieser tugendhafte Philosoph kam gegen das Ende

seines Lebens mit seinen Schülern in das Königreich Lu zurück, und starb dort in einem Alter von 73 Jahren. Die Achtung, welche man für ihn hatte, war so groß, daß man ihm solche Ehren erwies, wie sie nur Königen zustanden. Er wurde auch noch nach seinem Tode sehr geschätzt. Seine Moral wurde wie ein göttliches, durch Begeisterung eingegebenes Buch betrachtet; man baute in allen Städten prächtige Lehrhäuser, um die Sittenlehre vorzutragen und aufzubewahren. Ein jedes solches Haus hatte mit goldenen Buchstaben die Aufschrift: Dem großen Meister. — Dem ersten Lehrer. — Dem Lehrer der Kaiser und Könige. — Dem Heiligen. — Dem Könige der Wissenschaften. Wenn ein Offizier bei diesen Kollegien vorbeikömmt, so steigt er von seinem Palankin, und geht einige Schritte zu Fuße, den Gesetzgeber in der Moral zu ehren. Seine Abkömmlinge sind geborne Mandarinen und bezahlen dem Kaiser gar keine Abgaben. Aber die größte Ehre, welche die Chinesen diesem berühmten Philosophen erweisen konnten, bestand darin, daß sie bisweilen seine Tugenden nachahmten.

Cajus Marcius Coriolan,

ein römischer Patrizier.

Gegen 493 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Cajus Marcius, von einer patrizischen Familie, die von Numa abstammte, verlor seinen Vater sehr frühe, wurde aber von Veturia, seiner Mutter, mit der größten Sorgfalt erzogen. Seine Neigung zu den Waffen entwickelte sich mit seinen Kräften, und kaum konnte er sie führen, als er sie zum Wohle der Republik verwendete. In dem Kriege gegen Porsenna erhielt er die Krone von Eichenlaub, weil er das Leben eines römischen Bürgers vor den Augen des Feldherrn gerettet, und den andringenden Feind getödtet hatte. Die Natur hatte ihm einen festen Bau gegeben, und eine Stärke, welche der Unbiegsamkeit seines Charakters gleich kam. Er zeichnete sich jetzt bei jeder Gelegenheit aus; vor Corioli aber, einer volskischen Stadt, erwarb er sich den größten Ruhm. Hier waren die Römer schon zum Weichen gezwungen worden, und hatten den Ruhm und Gewinn des Tages verloren, als Marcius mit einer kleinen Schaar, die sich um ihn sammelte, durch einen schnellen Angriff einen Theil

der Feinde in Bestürzung setzte, nach Corioli zurückwarf, mit ihnen zugleich in die Stadt eindrang, und sich derselben bemächtigte. Das änderte auf einmal die ganze Lage des Kampfes, die Römer faßten Muth und schlugen die Volsker. Der Consul, den Muth des jungen Mannes zu ehren und zu belohnen, nachdem er ihn öffentlich vor der ganzen Armee gelobt hatte, gab er ihm die Erlaubniß von allen Gefangenen, Pferden und der Beute zehn Stück auszuwählen; nebstdem schenkte er ihm noch ein prächtiges Pferd mit dem ganzen Geschirre. Marcius, zufrieden mit den Lobsprüchen, nahm nur das Pferd an, und schlug das übrige aus. Die einzige Gnade, die ich verlangen kann, ist, daß man mir einen meiner Freunde, einen Volsker bewilligt, der in unsere Hände gefallen ist.

So viele Mäßigung mit so vielem Muthe vereinigt, gewann ihm alle Herzen, und von dieser Zeit an, erschien er in Rom als einer der geachtetsten Bürger. Der Consul antwortete ihm: Römer! weil Marcius unsere Geschenke nicht annehmen will, geben wir ihm doch wenigstens einen Beweis unserer Hochachtung, der dem großen Dienste, den er uns geleistet hat, einigermaßen gleich kömmt. Er mag also den Namen Coriolan bekommen. Diese Erkenntlichkeit schmeichelte dem Krieger viel mehr, welcher den Ruhm höher, als alle Güter schätzte.

Unglücklicher Weise blieb es bei einem so schö-

T.B.44.S.


Coriolan
Miltiades
Ariſtides
Themiſtocles
Aeschilos
Sophocles

ten Anfange. Marcius war ein vortrefflicher Sol-
dat, ein uneigennütziger Mann; aber zugleich war
er stolz, eifersüchtig auf die Vorrechte seines Stan-
des, wenn er beleidigt war, ungerecht und rachgie-
rig. Sein Vaterland liebte er nur in der Hoffnung,
dort zu gebieten; wurde diese vereitelt, so wollte er
es selbst verderben. Die Plebejer haßte er, besonders
seit ihnen durch einen Rathschluß des Senats ihre
Schulden erlassen worden waren, und man ihnen
Tribunen bewilliget hatte, die ihre Rechte vertreten
sollten. So oft sich die Gelegenheit ergab, sprach
er gegen diese Einrichtung, und bemühte sich alle
Klagen des Volkes zu unterdrücken, sie mochten ge-
recht seyn oder nicht. Ein solches Betragen zog
ihm natürlicher Weise den Haß des Pöbels und den
Vorwurf des weisen Senats zu. Aber die jungen
Patrizier waren auf seiner Seite, und alle, die
beim Schuldennachlaß etwas verloren hatten. Er
glaubte genug gethan zu haben, um die ersten Wür-
den im Staate zu verdienen, und so bewarb er sich
um das Consulat. Der Senat wollte ihm gern will-
fahren; aber die Plebejer, welche ihn als einen stol-
zen Menschen kannten, der ihnen gerne die Freiheit
wieder entreißen wollte, die sie mit so vieler Mühe
erlangt hatten, verweigerten die Stimmen, und
sein Stolz mußte so die größte Beleidigung ertra-
gen. Aber bald kam eine Gelegenheit, wo er die
ganze Härte seines Charakters zeigte.

In Rom herrschte eine Hungersnoth, das Volk murrte, ohne zu bedenken, daß es selbst Ursache sey, weil es sich durch das vorige Jahr nur mit Zänkereien mit dem Senate beschäftiget hatte, anstatt die Felder zu bestellen. Konnte man nun gleich diesen Fehler rügen, so mußte man doch jetzt Hülfe herbeischaffen; und das that der Senat auch. Er ließ in verschiedenen Theilen Italiens Getreide aufkaufen, und Gelon, der König von Syrakus, schickte eine große Menge umsonst, um sich die Römer geneigt zu machen. Die weniger Reichen, natürlich die bei weitem größere Mehrzahl, erwarteten nun, daß man ihnen das aufgekaufte Getreide zu geringen Preisen überlassen, das was Gelon geschickt hatte, aber unentgeldlich vertheilen würde. Auch wollte das der Senat, aber Coriolan setzte sich mit allen Kräften entgegen. Diese Gefälligkeit des Senats gegen das Volk, sagte er, werde nur den Trotz des letztern vermehren, und endlich sey jetzt die Zeit gekommen, die Majestät des Senats an den Rebellen zu rächen, welche zu einer Belohnung ihrer Laster sich neue Obrigkeiten ertrotzt hätten.

Diese Rede von der Rache eingegeben, und für die jetzige Stimmung der Gemüther so unpassend, wurde die Ursache, oder vielmehr der Vorwand zu den folgenden Auftritten, und von dem Sturze Coriolans. Die Tribunen, welche in dem Senate waren, verließen ihn sogleich und schrien

daß man das Volk vor Hunger sterben lassen, und ihm seine einzige Schuzwehre entreißen wolle. Das Volk welches von allen Seiten zulief, wurde auf diese Art leicht in Flammen gesetzt, und wollte den Coriolan seiner Wuth aufopfern. Aber die Tribunen, um sich noch sicherer zu rächen, wollten sogar die gesetzlichen Formeln beobachten, und bestanden darauf, er sollte sich vor einer Volksversammlung rechtfertigen. Der stolze Römer nahm diese Nachricht mit Verachtung auf, und schickte die Abgeordneten eben so fort. Hierauf versuchten es die Tribunen und das Volk, sich Coriolans bei seinem Weggehen aus dem Senate zu bemächtigen; seine Freunde widersetzten sich thätlich, und Coriolan zog sich in sein Haus zurück. Des folgenden Tages versammelte sich das Volk, das Schicksal dieses hartnäckigen Patriziers zu entscheiden, er selbst fand sich ein, und zeigte noch mehr Stolz und Bitterkeit als gewöhnlich. Die Tribunen, eben so ungerecht als ihr Beklagter, verurtheilten diesen zum Tode. Aber dieses Urtheil, ganz gegen alle Gesetze des Senates, empörte das Volk selbst, und bewaffnete alle Patrizier zu Coriolans Beistande. Die Tribunen, welche nun sahen, daß sie zu weit gegangen waren, begnügten sich, Coriolan nach sieben und zwanzig Tagen vor das Volk zu laden, sich dort zu vertheidigen.

Diese leztre Versammlung war so stürmisch

als die erste, und nach vielen Streitigkeiten wurde Coriolan zur Verbannung verurtheilt. Dieses neue Urtheil setzte die Patrizier alle in Bestürzung, freute die Plebejer, und schien nur Marcius sehr gleichgültig. Aber diese Ruhe war nur das Zusammendrängen der heftigsten Leidenschaften: er verließ auf der Stelle Rom, gieng auf seine Landhäuser, und brütete dort über der Rache, die er auf sein Vaterland stürzen wollte.

Unter allen Völkern, welche die Römer beneideten und fürchteten, waren die Volsker die mächtigsten. Dorthin richtete Coriolan seinen Weg, er verstellte sich, verhüllte sein Gesicht, und gieng so zu Antium in das Haus des Tullus, eines der mächtigsten Bürger. Dort kam er mit einbrechender Nacht an, und ohne ein Wort zu sprechen, setzte er sich an den häuslichen Heerd, bei den Alten die heiligste Freistätte. Ein solches Betragen, und ein gewisser Anstand, der einen großen Mann nie verläßt, setzten die Diener in Erstaunen; sie liefen, die Sache ihrem Herrn zu melden. Tullus kam und fragte den Fremden wer er sey, und was er von ihm wolle? Coriolan entdeckte sich ihm nun. Ich bin, setzte er hinzu, durch den Haß des Volkes und die Schwäche der Vornehmen aus Rom verbannt, ich muß mich rächen, es wird nur von dir abhängen, meinen Arm gegen meine und eure Feinde zu gebrauchen. Wenn sich deine Republik meiner nicht

bedienen will, so übergebe ich dir mein Leben, lasse einen alten Feind sterben, der einmahl deinem Vaterlande neues Unheil zufügen könnte.

Tullus nahm ihn mit der größten Freude auf; fürchte nichts Marcius, sagte er, indem er ihn bei der Hand nahm, dein Vertrauter bürgt für deine Sicherheit. Dieser Tullus hatte in seiner Republik ein so großes Gewicht, daß er kaum die Vortheile auseinandergesetzt hatte, die man von Coriolan erwarten könnte, als auch schon den Römern der Krieg erklärt wurde. Die Führung wurde dem Coriolan selbst übertragen.

Die Rüstungen geschahen so geschwind, und Coriolan, durch die Rache beflügelt, drang so eilig vor, daß er schon einen Theil des römischen Gebiets verwüstet, mehrere kleine Städte eingenommen, und sein Lager vor Rom aufgeschlagen hatte, eh noch die Römer, ganz mit ihren Zwistigkeiten beschäftigt, sich nur in Vertheidigungsstand gesetzt hatten. Coriolans unerwartete Ankunft verbreitete in Rom Schrecken und Bestürzung, man gab alles verloren. Nun war das Volk das erste, welches sein Urtheil für nichtig erklärte, und Coriolan seinen Platz wieder geben wollte, aber der Senat widersetzte sich dieser Maßregel. Unterdessen als die Gefahr dringender wurde, irgend eine Maßregel ergriffen werden mußte, schickte man Abgeordnete zu ihm, um Schonung des Va-

terlandes zu flehen. Er empfieng sie stolz, obgleich er diesen Männern sonst geneigt gewesen war, und erklärte ihnen, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis die Römer den Volskern alles Eroberte zurückgegeben haben würden. Doch verließ er auf ihre Vorstellungen die Stadt, und kriegte durch einen Monat nur mit ihren Verbündeten. Als aber auch diese Frist verlaufen war, uud die Römer von dem, was Coriolan verlangte, nichts gethan hatten, kam er zurück und belagerte Rom. Fruchtlos wurden neue Deputirte, fruchtlos alle Priester und Augurn in ihren feierlichen Gewändern zu ihm abgeschickt, er empfieng sie mit vieler Ehrfurcht, und blieb unbeweglich.

Man wußte sich nicht mehr zu helfen, und mußte entweder die Bedingungen eingehen, oder die Stadt verloren geben. In dieser Noth fiel einer römischen Dame Valeria, einer Schwester des berühmten Valerius Publicola, noch ein Rettungsmittel ein. Sie gieng mit mehreren Frauen, denen sie ihr Vorhaben anvertraut hatte, in das Haus des Coriolans, wo sie Veturia seine Mutter, Volumnia seine Gattin, in tiefen Schmerz versenkt, antraf. Sie sagten ihnen, gleichsam durch eine himmlische Eingebung sey ihnen der Gedanke gekommen, durch die Mutter und Gattin Coriolans Herz zu rühren, und mit den andern edelsten Frauen, den Sieger um Schonung zu bitten. Veturia und Volumnia, die des Marcius

unbeugsamen Charakter kannten, gaben wenige Hoffnung; aber doch nahmen sie Valerias Anerbiethen an; stellten sich an die Spitze des ehrwürdigen Zuges, und giengen ohne Geleite ins feindliche Lager. Marcius sah sie mit Erstaunen, und beschloß seinem Vorsatze treu zu verbleiben; aber die Bitten seiner Mutter, die sich vor ihm auf die Knie warf, seiner Gattin, die in Thränen zerfloß, und das Schauspiel der tugendhaftesten Weiber Roms, die alle um Schonung flehten, rührte doch endlich des Helden hartes Herz. Mit einer unfreiwilligen Bewegung schrie er: Meine Mutter du hast gesiegt, aber dein Sohn ist verlohren!

Als er nach Antium zurückkam, klagte man ihm auch wirklich an, die Volsker an die Römer verrathen zu haben. Tullus, der ihn anfangs so gut empfangen hatte, eifersüchtig über das Zutrauen, welches sich Coriolan bei dem Heere erworben hatte, beschloß nun des Letzteren Verderben. Corolian verlangte, daß er sich vor einer allgemeinen Volksversammlung vertheidigen dürfe; aber Tullus, der seine Beredsamkeit eben so sehr, als seinen Muth fürchtete, erregte einen Aufstand, in dem sich einige seiner Anhänger auf Marcius warfen, und ihn durchbohrten. So starb dieser Römer, ein Opfer seines wilden und ungestümen Charakters und unbezähmten Ehrgeizes. Die Natur hatte ihm beinahe alle Erfordernisse zu einem großen Manne gegeben;

Land unter die mitgebrachten Pflanzer aus, und bereicherte sie noch durch öftere Ausfälle in die benachbarten Gegenden. An allen diesen Geschäften hatten Glück und Klugheit gleich großen Antheil. Er besiegte mit seinen tapferen Soldaten den Feind, (dieß war Antheil des Glückes), traf aber dabei die billigsten Anstalten (dieß war Antheil der Klugheit), und beschloß nun selbst auf der Insel zu bleiben. Denn er hatte das Ansehen eines Königs. Nur der Name fehlte ihm. Dieß hatte er nicht sowohl seiner Feldherrnstelle, als seiner Gerechtigkeitsliebe zu danken. Zudem leistete er den Athenern auch während seiner Entfernung von ihnen, immer noch wesentliche Dienste. Daher kam es, daß sie, und diejenigen, die er bisher angeführt hatte, mit gleich gutem Willen ihn im Besitze seiner Macht ließen. Nachdem er auf Chersones die Sachen so ganz gut in Ordnung gebracht hatte, segelte er nach Lemnos zurück, und forderte der Zusage gemäß, die Uebergabe der Insel. Die Bewohner derselben hatten versprochen, sich zu ergeben, wenn er mit Nordwind vom Hause aus nach Lemnos segeln würde. Nun erklärte Miltiades: er habe jetzt sein Haus zu Chersones. Dieß hatten die Carier, welche damals die Inseln bewohnten, nicht erwartet. Indessen ließen sie sich — nicht durch den Gehalt dieser Vorstellungen, wohl aber durch das Waffenglück ihrer Gegner dahin bestimmen, daß sie sich ohne Wider=

stand ergaben, und abzogen. Mit gleicher Begünstigung des Glückes brachte er auch die übrigen Inseln, die unter dem Namen der Cycladyschen bekannt sind, unter die Herrschaft der Athener.

Gerade zu der Zeit faßte der Perser König Darius den Entschluß, eine Armee aus Asien nach Europa zu führen, und die Scythen zu bekriegen. Er ließ deßwegen eine Brücke über den Ister-Fluß schlagen, um seine Truppen überzusetzen. Während er weiter vorrückte, ließ er die Großen, die er aus Jonien und Aeolien mit sich genommen, und von welchen er jeden zum beständigen Statthalter der Stadt gemacht hatte, in der er vorher sich aufgehalten hatte, zur Vertheidigung der Brücke zurück. Er glaubte so das sicherste Mittel getroffen zu haben, die asiatischen Griechen unter seiner Gewalt zu erhalten, wenn er die Behauptung der Städte seinen Freunden anvertraute, die, wenn er unglücklich werde, es nothwendig mit ihm werden müßten. Miltiades gehörte mit zu dieser Bedeckung. Nun sagte eine Nachricht um die andere: Darius sey sehr unglücklich, und werde von den Scythen hart mitgenommen. Miltiades mahnte daher die Vertheidiger der Brücke, die Gelegenheit zur Befreiung Griechenlands, welche ihnen ein günstiger Zufall darböthe, nicht aus den Händen zu lassen. Würde (so schloß er) Darius mit seinen aus Asien übergesetzten Truppen zu Grunde gehen, so müßte nicht

nur die Sicherheit für ganz Europa gewonnen werden, sondern auch die asiatischen Griechen würden in der Folge die Macht der Perser nicht mehr zu fürchten haben, und frei seyn. Die Ausführung seines Planes sey weiter mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden. Man dürfte nur die Brücke niederreißen; dann müsse Darius in kurzer Zeit entweder durch Scythische Schwerter, oder durch Hunger umkommen. Der Vorschlag fand den Beifall der meisten. Allein Hystiäus von Milet war anderer Meinung und vereitelte alles. Er setzte entgegen: Das Interesse der Großen sey von dem Interesse der Menge gänzlich getrennt. Auf die Regierung des Darius gründe sich ihre ganze Macht. Fiele er, so wäre ihre ganze Macht dahin, und sie hätten überdieß noch harte Ahndungen von den Bürgern zu fürchten. Er sey also so wenig geneigt dem Plane der übrigen beizutreten, daß er vielmehr nichts vortheilhafter für sie fände, als den Perser-Monarchen so viel als möglich zu unterstützen. Diese Erklärung erhielt fast allgemeinen Beifall. Miltiades konnte kaum zweifeln, daß seine Plane dem Könige nicht sollten zu Ohren kommen, da er so viele Mitwisser von demselben hatte. Er verließ also Chersones, und gieng nach Athen zurück. Ward gleich sein Plan nicht durchgesetzt, so ist er doch allerdings lobenswürdig, da er mehr die allgemeine Freiheit, als seine Privatgröße begünstigte.

Darius kam aus Europa nach Asien zurück, und entwarf auf das Zureden seiner Günstlinge den Plan zur Eroberung Griechenlands. Er rüstete eine Flotte von fünfhundert Segeln aus, über die er dem Datis und Artaphernes das Kommando anvertraute. Zugleich machte er sie zu Generalen über eine Landmacht, die aus zweimal hunderttausend Infanteristen und zehntausend Reitern bestand.

Als Grund seiner Feindseligkeiten gab er an: »Durch die Unterstützung der Athener hätten die Ionier Sardis weggenommen und seine Besatzung niedergehauen.« Die königlichen Befehlshaber landeten bei Euböa, nahmen sehr bald Creteria weg, und schickten alle Bürger gefangen nach Asien zum Könige. Von da aus gingen sie auf Attica los und lagerten sich dort auf dem Marathonischen Felde, in einer Entfernung von Athen, die nicht mehr als zehntausend Schritte beträgt. Ein so naher, so bedeutender Lärm wirkte so sehr auf die Athener, daß sie in der Eile nirgends Hilfe begehrten, als von den Lacedämoniern. Sie ließen durch einen schnellen Läufer, einen sogenannten Hemerodromus, die Lacedämonier wissen, wie schleunig sie ihrer Hülfe bedürftig wären. In Athen selbst wählten sie zehn Prätoren, die das Heer anführen sollten. Unter diesen war auch Miltiades. Man stritt nun lange darüber, ob man sich hinter den Mauern vertheidigen oder dem Feinde entgegen ziehen und eine Schlacht

wagen sollte. Der einzige Miltiades drang mit besonderem Nachdrucke darauf, daß man, so bald als möglich, Lager schlagen sollte. »Der Soldat würde muthiger werden, wenn er sehe, daß man seiner Tapferkeit etwas zutraue, und der Feind müßte im Gegentheile schüchtern werden, wenn er bemerkte, daß man Muth genug habe, mit so geringer Macht vor ihn hinzutreten.«

In dieser Periode waren die Plätäenser die einzigen, welche den Athenern zu Hülfe kamen. Sie schickten tausend Mann, so daß nun die ganze Armee aus zehntausend Mann bestand, von denen, was doch gewiß zu bewundern ist, jeder nichts sehnlicher wünschte, als Kampf. Darum besann man sich nicht lange, und nahm den Vorschlag des Miltiades lieber an, als den seiner Collegen. Sein Ansehen vermochte so viel über die Athener, daß sie ausrückten, und an einem günstigen Platze Lager schlugen. Am andern Tage gleich ward am Fuße eines Berges, dem Feind gegenüber, die Schlachtordnung geformt. Man hatte bei der Auswahl des Kampfplatzes sich auf einen ganz neuen Vortheil versehen, der beim Treffen selbst die größte Wirkung that. Den Berg herunter standen Bäume, und zwar an vielen Orten in ziemlicher Entfernung von einander. Man war also eines Theils durch den hohen Berg gedeckt, und andererseits konnte die feindliche Reiterei wegen der zerstreut sich fortziehen-

den Bäume nicht so anrücken, daß man befürchten mußte, eingeschlossen werden zu können.

Datis sah allerdings, daß der Platz zum Schlagen für sein Heer nicht günstig sey. Indeß verließ er sich auf seine Ueberlegenheit an Mannschaft, und hielt es dabei gar nicht für klug, das Treffen noch so lange zu verschieben, bis die Athener durch die Lacedämonier verstärkt seyn würden. Er stellte also dem Feinde eine Armee von hundert tausend Mann zu Fuß und zehntausend zu Pferd entgegen, und ließ angreifen. Die Athener fochten mit überlegter Tapferkeit.

Der zehnmal stärkere Feind wurde geschlagen und so in Angst getrieben, daß er nicht auf das Lager sondern auf die Schiffe zulief. Die Geschichte hat bis auf den heutigen Tag kaum eine berühmtere Schlacht aufzuweisen. Nie schlug eine so geringe Anzahl von Kriegern eine so ungeheure Macht.

Ich finde es der Mühe werth hier zu bemerken, wie man den Miltiades für diesen Sieg belohnt hat; sollte es auch nur seyn, um einen neuen Beleg zu der Behauptung unserer Politiker zu liefern: In allen Freistaaten hat derselbe Wechsel von Gebräuchen und Mißbräuchen statt. Bei uns Römern waren Ehrenbezeugungen vor Zeiten selten und wenig kostspielig, aber eben darum um so rühmlicher. Jetzt sind sie gränzenlos, aber gerade deswegen alltäglich. So ging es auch in Athen. Un-

wagen sollte. Der einzige Miltiades drang mit besonderem Nachdrucke darauf, daß man, so bald als möglich, Lager schlagen sollte. »Der Soldat würde muthiger werden, wenn er sehe, daß man seiner Tapferkeit etwas zutraue, und der Feind müßte im Gegentheile schüchtern werden, wenn er bemerkte, daß man Muth genug habe, mit so geringer Macht vor ihn hinzutreten.«

In dieser Periode waren die Plätäenser die einzigen, welche den Athenern zu Hülfe kamen. Sie schickten tausend Mann, so daß nun die ganze Armee aus zehntausend Mann bestand, von denen, was doch gewiß zu bewundern ist, jeder nichts sehnlicher wünschte, als Kampf. Darum besann man sich nicht lange, und nahm den Vorschlag des Miltiades lieber an, als den seiner Collegen. Sein Ansehen vermochte so viel über die Athener, daß sie ausrückten, und an einem günstigen Platze Lager schlugen. Am andern Tage gleich ward am Fuße eines Berges, dem Feind gegenüber, die Schlachtordnung geformt. Man hatte bei der Auswahl des Kampfplatzes sich auf einen ganz neuen Vortheil versehen, der beim Treffen selbst die größte Wirkung that. Den Berg herunter standen Bäume, und zwar an vielen Orten in ziemlicher Entfernung von einander. Man war also eines Theils durch den hohen Berg gedeckt, und andererseits konnte die feindliche Reiterei wegen der zerstreut sich fortziehen-

den Bäume nicht so anrücken, daß man befürchten mußte, eingeschlossen werden zu können.

Datis sah allerdings, daß der Platz zum Schlagen für sein Heer nicht günstig sey. Indeß verließ er sich auf seine Ueberlegenheit an Mannschaft, und hielt es dabei gar nicht für klug, das Treffen noch so lange zu verschieben, bis die Athener durch die Lacedämonier verstärkt seyn würden. Er stellte also dem Feinde eine Armee von hundert tausend Mann zu Fuß und zehntausend zu Pferd entgegen, und ließ angreifen. Die Athener fochten mit überlegter Tapferkeit.

Der zehnmal stärkere Feind wurde geschlagen und so in Angst getrieben, daß er nicht auf das Lager sondern auf die Schiffe zulief. Die Geschichte hat bis auf den heutigen Tag kaum eine berühmtere Schlacht aufzuweisen. Nie schlug eine so geringe Anzahl von Kriegern eine so ungeheure Macht.

Ich finde es der Mühe werth hier zu bemerken, wie man den Miltiades für diesen Sieg belohnt hat; sollte es auch nur seyn, um einen neuen Beleg zu der Behauptung unserer Politiker zu liefern: In allen Freistaaten hat derselbe Wechsel von Gebräuchen und Mißbräuchen statt. Bei uns Römern waren Ehrenbezeugungen vor Zeiten selten und wenig kostspielig, aber eben darum um so rühmlicher. Jetzt sind sie gränzenlos, aber gerade deswegen alltäglich. So ging es auch in Athen. Un-

fereim Miltiades, der Athen und ganz Griechenland gerettet hatte, bewies man keine andere Ehrenbezeugung, als diese: man ließ die Schlacht bei Marathon malen und sie in einer Halle, Namens Pöcile, aufstellen. Das Bild des Miltiades nahm nun unter denen der übrigen Prätoren den ersten Platz ein, und er war in der Stellung gemalt, wie er den Soldaten Muth zusprach, und das Zeichen zum Treffen gab. Eben dieses Volk ließ in der Folge, da es mächtiger, aber wegen Bestechungen der Magistrats-Personen auch verdorbener geworden war, dem Demetrius Phalerius dreihundert Statuen auf einmal setzen.

Nach diesem Treffen gaben die Athener dem Miltiades eine Flotte von siebenzig Segeln, in der Absicht, daß er die Inseln, welche die Barbaren unterstützt hatten, bekriegen sollte. Er zwang auch wirklich die meisten bald wieder zum Gehorsam; einige davon nahm er mit Sturm ein. Die Insel Paros unter andern war taub gegen die Vorstellungen des Miltiades, und trotzte auf ihre Macht. Er setzte also seine Truppen ans Land, ließ um die Stadt herum eine Linie von Werken errichten, und schnitt ihr die Zufuhr von allen Seiten ab. Darauf eröffnete er die Laufgräben, und rückte mit Hülfe der Schutzdächer ganz nahe an die Stadt. Schon konnte sie sich kaum mehr halten, als Nachts in der Ferne auf dem festen Lande ein kleiner Wald, den

man von der Insel aus sehen konnte, durch irgend einen Zufall in Brand gerieth. Belagerer und Belagerte sahen die Flamme, und beide Theile hielten die Erscheinung für ein Signal von der königlichen Flotte. Die Parier hatten nun keine Lust mehr sich zu ergeben, und Miltiades, der das Annähern der königlichen Flotte besorgte, ließ die Belagerungswerke anzünden, und zog gerade mit so vielen Schiffen, als man ihm gegeben hatte, nach Hause. Mit diesem Benehmen des Feldherrn war man zu Athen äußerst unzufrieden, und machte ihm als einem Verräther den Prozeß. Er habe sich, hieß es in der Klage, vom Perser Könige bestechen lassen, und sey somit unverrichteter Sache nach Hause gesegelt, da er doch Paros leicht hätte einnehmen können. Noch litt er sehr an den Wunden, die er sich bei der Belagerung geholt hatte, und konnte also unmöglich seine Sache vor Gericht führen. Sein Bruder Tisagoras trat statt seiner auf. Nach verhandelter Sache sprach man ihm zwar das Leben nicht ab, setzte ihm aber eine Geldstrafe von fünfzig Talenten an. Dies war gerade die Summe, welche die Athener auf die Flotte verwendet hatten. Dem Miltiades war es unmöglich auf der Stelle so viel Geld aufzubringen. Er mußte also ins Staatsgefängniß wandern, wo er auch starb.

Man hatte zwar diesen Mann unter dem Vorwande verurtheilt, daß er bei Paros ein Verbrechen

begangen habe; aber es lag doch etwas ganz anderes zum Grunde. Die Athener hatten den Tyrannen Pisistratus, der vor kurzem noch sie gedrückt hatte, nicht vergessen. Sie zitterten daher gleich, wenn einer aus ihrer Mitte so mächtig zu werden anfing. Miltiades hatte so oft die Feldherrnstelle und andere ehrenvolle Posten begleitet, daß man ihm Zufriedenheit beim Privatleben kaum zutrauen konnte, zumal da es schien, die Macht der Gewohnheit und die Lebensart, an die er bereits gewöhnt war, müsse ihn zur Herrschsucht verleiten. Denn so lange er zu Chersones war, hatte er das Heft der Regierung in Händen gehabt, und Tyrann geheißen. Aber er hatte die ganze Macht auf dem Wege Rechtens erhalten. Keine Gewalt hatte ihn zuerst so hoch gehoben, sondern die freie Bestimmung seiner Mitbürger, und mit gutem Willen eben derselben hatte er die ganze Zeit über seine Macht behauptet. Tyrannen (dies merke ich hier beiläufig an) sind dem Namen und der Sache nach diejenigen, welche eine beständige Macht in einem Staate ausüben, der vorher frei gewesen war. Indessen war Miltiades sehr herablassend und auf eine bewundernswürdige Art gefällig. Auch der unbedeutendste Bürger hatte Zutritt zu ihm; sein Gewicht bei allen Staaten war entschieden, sein Name war überall berühmt, und von seinen kriegerischen Talenten sprach die Welt mit dem größten Lobe. Dies

Alles überblickte das Volk, und wollte lieber einen Unschuldigen opfern, als länger in Furcht leben.

Aristides,

der Gerechteste unter den Griechen.

Gegen 500 Jahre vor Christi Geburt.

Aristides erhielt den rühmlichsten Beinamen, den ein Mensch nur bekommen kann, den des Gerechten, und er wandte sein ganzes Leben an, ihn zu verdienen. Mit Themistokles, mit dem er ohngefähr in gleichem Alter war, erzogen, fühlte er von Jugend auf eine Abneigung gegen diesen Mann, der mehr Talente als Tugenden besaß. Diese beiden berühmten Männer kontrastirten ihr ganzes Leben hindurch aufs Auffallendste an Charakter und Betragen. Themistokles setzte alle Gattungen Triebfedern ins Spiel zu den ersten Würden zu gelangen; Aristides gelangte dahin, bloß weil er ein rechtschaffener Mann gewesen war. Dieser letztere, ein wahrer Freund seines Vaterlandes, widersetzte sich immer seinem Nebenbuhler, nicht aus Eifersucht, sondern weil er in jenem einen Ehrgeiz wahrnahm, der alles aufzuopfern fähig wäre, seine Zwecke zu erreichen. Er

widersetzte sich sogar manchmal guten Vorschlägen des Themistokles, damit dieser, wenn seine Anträge gelängen, nicht mehrere Macht erhielte, Böses zu thun. Von der andern Seite ließ Themistokles keine Gelegenheit vorübergehen, sich zu rächen; da hingegen Aristides ihm durch jemand andern alles das vorlegen ließ, was er dem Staate für nützlich hielt, weil er mehr das allgemeine Beste als seinen eigenen Ruhm beabsichtete. Aber wenn es eine Tugend gab, worin Aristides vorzüglich glänzte, so war es die Einfachheit seiner Sitten, die er zu keiner Zeit ablegte. Man suchte ihn zu erniedrigen, ohne daß er sich kleinmüthig gezeigt hätte; man überhäufte ihn mit Ehren, er wurde eben so wenig stolz: und die Dienste, welche er dem Gemeinwesen leistete, hatten nie Reichthum zum Zwecke oder Ruhm; er war tugendhaft, weil er wußte, daß dieß Pflicht des Menschen ist. Auch waren seine Mitbürger davon überzeugt, daß eines Tages wo im Theater ein Schauspieler den Vers des Aeschylus zitirte: »Er sucht nicht gerecht zu scheinen, sondern zu seyn« alle Mitbürger gleichsam unwillkürlich die Blicke auf Aristides richteten, als wäre er der Einzige, der in Athen diese schöne Lobrede verdiente. Man hatte zu seiner Gerechtigkeit so viel Zutrauen, daß einmahl, als er einen Mann mit Zwang zu Gericht führen mußte, die Richter diesen verurtheilen wollten, ohne daß er noch die

Hälfte von seiner Vertheidigung geendet hatte; wenn es nicht Aristides verhindert hätte, der die Wohlthat des Gesetzes für seinen Gegner aufforderte. Als er selbst ein Mal Richter war, erzählte eine Parthei, ihn zu gewinnen, alles Böse, was der andere von ihm gesagt haben sollte. Mein Freund, unterbrach ihn Aristides, ich soll in deiner Sache, nicht in der meinigen entscheiden.

Zum Schatzmeister der Republik ernannt, fand er Gelegenheit, die ganze Verworfenheit der Menschen kennen zu lernen. Denn weil er seine Pflicht erfüllte, und bewies, daß seine Vorgänger den Schatz geplündert hätten, machte er sich so viele Feinde, daß man ihn selbst einer Veruntreuung beschuldigte, und zu einer großen Geldstrafe verurtheilte. Die rechtschaffenen Männer hatten aber diesmal den Muth sich seiner anzunehmen, und seine Unschuld glänzend zu beweisen. Aristides begleitete also seinen vorigen Posten noch ferner. Dieses Mal übergieng er manche kleine Veruntreuung mit Stillschweigen, und war überhaupt viel nachsichtiger, als man gehofft hatte. Jene, welche von seiner scheinbaren Nachlässigkeit den größten Vortheil zogen, waren es auch, die ihn am meisten lobten, und die am lebhaftesten darauf drangen, daß er noch einmal gewählt werden sollte. Aber unmuthig widersetzte sich Aristides dieser neuen Wahl. Athenienser! sagte er, als ich meine Pflicht that,

that, habt ihr mich verurtheilt, und jetzt, da ich strafbar bin, weil ich die Augen bei allen Räubereien zuschloß, gebt ihr mir Lobsprüche! Es thut mir leid, es sagen zu müssen, aber bei euch ists vortheilhafter die Lasterhaften walten zu lassen, als das öffentliche Gut zu bewachen.

Er war einer der Anführer, die gegen die Perser geschickt worden waren, und der Erste, der sein Recht zu befehlen, zum Gemeinen Besten an Miltiades übertrug, den er für den würdigsten hielt. Er war es auch, der hernach die ungeheure Beute bewachte, die man dem Feinde abgenommen hatte; und nie würde ein Vorrath besser bewahrt. Kurz, er war einer jener Menschen, die sehr selten erscheinen, und unglücklicherweise durch ihr Beispiel weniger die andern bessern, als die Schande ihrer Sitten bemerkbar machen.

Gemeiniglich liegt im menschlichen Herzen ein lasterhafter Hang, der selbst die Tugenden beneidet, welche sich doch jeder eigen machen könnte. Der Name des Gerechten, welchen sich Aristides erworben hatte, beleidigte alle, die sich mit ihm zugleich um Aemter bewarben, und erschreckte den Pöbel, der nun in dem Manne, den er vorher so geliebt hatte, einen Tyrannen sah. Die Athenienser, aufgebracht, daß sie alle von einem einzigen Mitbürger übertroffen werden sollten, versammelten sich, und verdammten Aristides durch den Ostracismus zu einer

Verbannung auf zehn Jahre, ohngefähr vier hundert drey und achtzig Jahre vor unserer Zeitrechnung. Diese Gattung des Gerichts bestand darin, daß jeder Bürger ein Täfelchen trug, auf welchem der Name dessen geschrieben war, den er verbannen wollte; diese Täfelchen wurden dann an einen dazu bestimmten Ort gelegt. Man las dann alle Tafeln ab, und der Bürger, dessen Name am häufigsten vorgekommen war, mußte Athen verlassen. Sonst war diese Strafe sehr ehrenvoll und nur zum Schutze der Freiheit eingeführt, die zu große Macht Einzelner zu verhindern. Man erzählt, daß ein Bauer bei dieser Gelegenheit sich an Aristides selbst wandte, den er nicht kannte, und ihn bath, den Namen Aristides auf seine Tafel zu schreiben. Und was hat er dir denn gethan? fragte der letztere. Nichts, antwortete der Bauer, aber es ärgert mich, daß ich ihn immer den Gerechten nennen höre. Aristides, ohne zu antworten, nahm die Tafel und schrieb seinen Namen hin. Als ihm der Rathschluß bekannt gemacht wurde, der ihn zur Verbannung verurtheilte, schied er ohne Rachgierde von Athen, und bat die Götter, daß die Stadt nie unglücklich seyn, und seine Hülfe brauchen möge.

Seine Abwesenheit dauerte nur drei Jahre. Die Perser waren fürchterlicher als jemals wieder eingefallen; ganz Griechenland bewaffnete sich, und die Verbannten wurden zurück gerufen. Aristides

war einer der Anführer, stand aber unter Themistokles Befehlen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er, daß bei dem edlen Manne die Vaterlandsliebe alle andern Rücksichten überwiegt, er gab dem Themistokles die weisesten Anschläge, die ihm den Sieg verschafften. Als er seiner Reihe nach, Oberanführer der Griechen geworden war, benahm er sich mit der nähmlichen Weisheit, und als der wachsamste Krieger. Endlich nach der rühmlichen Niederlage der Perser, als die Athener durch Aristides weise Mäßigung das erste Volk in Griechenland geworden waren, ein Vorzug, den vorher die Spartaner behauptet hatten, kam die Frage zur Sprache, wie viel an Mannschaft und Geld jede griechische Stadt zur Erhaltung eines gemeinschaftlichen Heeres beizutragen hätte. Einstimmig erkannte man Aristides diese Bestimmung zu, niemand zweifelte, daß seine Entscheidung sehr gerecht ausfallen werde, und niemand wurde in seiner Erwartung getäuscht, keine Stadt beklagte sich. Dieses Amt gab Aristides eine Art Uebergewicht bei den Griechen und ließ sehr ansehnliche Summen durch seine Hände gehen; aber seinen Charakter konnte nichts ändern, und als er endlich die Finanzen verließ, war er noch ärmer als vorher. Themistokles, der die verdienten Lobreden nicht ertragen konnte womit man Aristides überhäufte, sagte halb scherzend, diese Lobsprüche könnte man auch einer Kiste geben, weil man das Geld

auch dort sicher aufbewahren könne. Aristides betrug sich viel edler; denn als Themistokles eines Bündnisses mit dem Perser Könige beschuldigt, und aus Griechenland vertrieben wurde, so sagte er nicht ein einziges Wort von seinem Feinde, freute sich nicht über sein Unglück, und wollte sich nicht erinnern, daß Themistokles hauptsächlich zu seiner Verbannung beigetragen habe. Endlich, nachdem er lange Zeit zur Ehre und zum Glücke seiner Mitbürger gelebt hatte, starb dieser gerechte Mann mit Ruhm bedeckt, aber so arm, daß man ihn auf öffentliche Kosten begraben lassen mußte. Athen, so oft undankbar gegen große Männer, die ihm Dienste leisteten, und es berühmt machten, war diesmal dankbar, es stattete beide Töchter des Aristides aus, verheirathete sie, und gab seinem Sohne eine anständige Versorgung.

Themistokles,

ein athenischer Heerführer.

Ohngefähr 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Themistokles zeigte seinen Charakter und die Richtung seines Geistes schon in früher Jugend. Der

Sohn des Neokles, eines einfachen athenienſiſchen Bürgers, konnte er ſich nicht auf die Gröſse ſeines Hauſes ſtützen, und muſste alſo Hülfsmittel in ſich ſelbſt finden; und er fand ſie im hohem Grade. Den Wiſſenſchaften widmete er ſich nur ſo weit, als ſie ihm zu Werkzeugen ſeines Ehrgeizes dienten, aber alles, was auf dieſe Neigung Bezug hatte, erſchöpfte er mit dem tiefſten Fleiſse. Obgleich heftig und vorſtrebend, liebte er doch die Spiele ſeines Alters nicht, ſondern beſchäftigte ſich in ſeinen Erholungsſtunden damit, Reden für oder gegen ſeine Schulgefährten aufzuſetzen. Sein Lehrer, der mit Erſtaunen ſeine guten und böſen Eigenſchaften ſich entwickeln ſah, ſagte ihm voraus, daſs er einmal ein groſser Mann oder ein groſser Böſewicht werden würde. Wirklich vereinigte er alle Extreme. Man ſagt, in ſeiner Jugend habe er ſehr wüſt gelebt, ſein Vater habe ihn enterbt, und ſeine Mutter ſey vor Gram geſtorben. Plutarch aber glaubt, das ſey nur ein Mährchen, ſein Andenken zu entehren; er geſteht nur, daſs Themiſtokles wirklich groſse Fehler hatte, und daſs er ſich ſehr wenige Mühe gegeben habe, ſie zu verbeſſern; ſelbſt ſein Ehrgeiz zwang ihn zu höherer Einſchränkung, welcher er ſich ſonſt wahrſcheinlich nicht unterzogen hätte. So verlegte er ſich ganz auf die Staatsgeſchäfte, und zeigte darin ſo viele Talente; wuſste zu gleicher Zeit mit ſo vielen Mitteln zu wirken, daſs er bald einer

der bedeutendsten Männer im Staate wurde. Bei Marathon stand er unter Miltiades und zeichnete sich höchst vortheilhaft aus; aber der Ruhm, den sich Miltiades bei dieser Gelegenheit erwarb, war für ihn peinlich, und er verbarg das auch nicht. Er sah voraus, daß Athens Seemacht einst sein Heil gründen müsse, lenkte also die Aufmerksamkeit des Volkes dahin, und bewirkte wirklich, daß die Einkünfte einiger Gold- und Silberminen, die man sonst vertheilte, zur Erbauung einer Flotte angewendet wurden, die dann im Kriege gegen den Xerxes treffliche Dienste leistete. Wir haben bei Aristides gesagt, daß er zum Obergeneral der Athenienser in diesem Kriege gewählt wurde. Weil nun damals ganz Griechenland sich in der größten Gefahr befand, so versuchte Themistokles alles, ein genaues Bündniß zwischen allen getheilten Staaten zu knüpfen, und es gelang ihm. Jede Regierung gab nun ihren Beitrag. Es wurde beschlossen, die Spartaner sollten den Paß von Thermopylä vertheidigen, wobei sie Wunder der Tapferkeit thaten, und die Athenienser ihre Flotte in die Enge von Artemisium über Euböa schicken. Aber jetzt erhob sich zwischen den Spartanern und Atheniensern ein Zank, wer die gesammte griechische Seemacht befehligen sollte. Die Verbündeten wollten einen Lacedämonier; Themistokles, der selbst Ansprüche darauf machte, überredete die Athener nachzugeben, und es wurde wirk-

lich der spartanische General Eurybiades bestimmt. Aber er selbst unterwarf sich nicht so sehr, daß er geschwiegen hätte, wo er es nöthig fand zu sprechen. Selbst als ihm Eurybiades, um ihn zum Schweigen zu bringen, einmal mit dem Stocke drohte, sagte Themistokles ganz gelassen: »Schlage, aber höre!« und setzte seine Rede fort. In diesem Kriege gegen Xerxes leistete er die nützlichsten Dienste, und zwar mit einem Eifer und Feuer, welches einen Theil seiner moralischen Fehler entschuldigt. Aristides setzte ihn durch eine Nachricht, die er ihm selbst mitten durch die Feinde brachte, in den Stand, die Schlacht bei Salamis zu gewinnen, und bald darauf zernichtete Themistokles durch eine List die ganze persische Flotte und befreite so Griechenland von jeder Gefahr auf dem Meere. Alle diese Ereignisse, welche Themistokles mit Ruhm bedeckten, geschahen gegen vierhundert achtzig Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Mehr als jemals angesehen, beschäftigte sich Themistokles damit, eine mächtige Seemacht und den Hafen Piräus zu errichten. Er hatte den gerechten Aristides durch den Ostrazismus verbannt gesehen, er hatte das meiste dazu beigetragen; nun traf auch ihn der nämliche Zufall, und er hatte nicht das ruhige Selbstgefühl, womit Aristides sich trösten konnte. Von einem Lande verbannt, das er gerettet und mächtig gemacht hatte, irrte er von Küste zu Küste herum, und blieb endlich beim persischen

König, der ihn mit Güte überhäufte und ihm den Oberbefehl über seine Heere anvertrauen wollte. Hier zeigte Themistokles, daß er wirklich ein großer Mann sey; er wollte weder sein undankbares Vaterland zu Grunde richten, noch seinen Wohlthäter beleidigen, er nahm Gift, und starb so des Bedauerns jedes Edlen würdig. Hätte er den verführerischen Anerbiethungen, die man ihm machte, nachgegeben, kaum wäre der gemeine Ehrgeizige irgend einer Erwähnung würdig gewesen.'

Seine heftige Begierde sich aufzuschwingen, machte, daß er oft zu den kleinlichsten Mitteln seine Zuflucht nahm. Plutarch erzählt, daß er in seiner Jugend und als er noch wenig bekannt war, einem berühmten Zitterspieler sehr dringend eine Wohnung in seinem Hause antrug, damit viele Menschen zu ihm kommen und ihn sprechen müßten. Er hatte große Auslagen, und brauchte nicht immer die lobenswerthesten Mittel sie zu bestreiten. Indessen bei öffentlichen Verhandlungen verweigerte er doch seinen Freunden alles, was er ihnen nicht erlauben durfte, und man erzählt, daß er dem Dichter Simonides, der ihn um etwas Ungerechtes bat, geantwortet habe: »Lieber Simonides, du wärest ein schlechter Dichter, wenn du Verse gegen die allgemeinen Regeln machtest, und ich ein schlechter Richter, wenn ich eine Handlung gegen das Gesetz unternähme.«

Aeschylus,

ein griechischer Trauerspieldichter.

Starb 477 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Aeschylus lebte in den heroischen Zeiten, von denen wir eben gesprochen haben; er war bei den Schlachten von Marathon und Salamis, und verdiente den Namen eines tapfern Kriegers und guten Bürgers, am meisten aber zeichnete er sich durch sein poetisches Genie aus.

Tespis, den man für den Erfinder des Trauerspiels hält, hatte nur einen Schauspieler eingeführt, der zwischen zwei Chören etwas hererzählte. Er bestrich das Gesicht dieser Leute mit Hefen, und führte sie von Stadt zu Stadt, wo sie dann auf einem Wagen ihre Stücke aufführten. Hundert Jahre darauf vervollkommnete Aeschylus diese rohe Idee, er machte ein Trauerspiel mit einer edlen und schrecklichen Handlung, gab seinen Schauspielern eine Maske, anständige Kleidung und erhabene Stiefeln, die sie höher machten und Kothurnen hießen, ließ statt des Thespischen Karrens ein Theater von Holz bauen, und wußte die Herzen der Zuschauer zu rüh-

ren. Seine Trauerspiele athmen den rauhen, kühnen Geist eines Mannes, der seine größte Lebenshälfte unter den Waffen zugebracht hatte, und man erzählt, die Vorstellung seiner Eumeniden sey so schrecklich gewesen, daß einige Kinder starben und einige schwangere Frauen krank wurden. Sein starkes, erhabenes Genie artet oft in Schwulst und Rohheit aus, und seine Gemälde sind zwar immer mit großen Zügen entworfen, aber zuweilen übel geordnet. Er verfaßte sieben und neunzig Tragödien, von denen nur sieben auf uns gekommen sind.

Aeschylus hatte mit allen großen Männern das Schicksal gemein, verfolgt zu werden; man forderte ihn vor Gericht, weil er an einigen Orten eines seiner Stücke gegen die Mysterien der Ceres Ausfälle gemacht hätte. Schon sollte er als ein Gottesverächter verdammt werden, als sein Bruder Aminias, der seine Vertheidigung übernommen hatte, einen Aermel aufhob, und einen Arm zeigte, der im Dienste der Republik verstümmelt worden war. Zu gleicher Zeit rief er die tapfern Thaten des Aeschylus ins Gedächtniß zurück. Das Andenken des Tages, an dem sich beide Brüder so ausgezeichnet hatten, und ihre wechselseitige Zärtlichkeit rührte die Richter so sehr, daß sie Aeschylus nicht zu verurtheilen wagten.

Dieser Dichter war der erste Tragiker, bis Sophokles erschien, und ihm den Preis streitig machte. Der Alte hatte nicht Muth genug, das Mißvergnü-

gen zu ertragen, von einem Jüngling überwunden worden zu seyn; er ging zu Hiero, dem Könige von Syrakus, welcher damals die Wissenschaften und Künste mit der größten Vorliebe unterstützte.

Wie man immer an das Andenken großer Männer Mährchen zu knüpfen pflegt, so erzählt man auch, daß Aeschylus von einer Schildkröte gestorben sey, die ein Adler auf seinen kahlen Kopf fallen ließ, den er für einen Felsen hielt. In den neuesten Zeiten haben Stolberg und Jenisch die meisten der noch übrigen Stücke des Aeschylus metrisch ins Deutsche übertragen.

Sophokles,

ein griechischer Schauspieldichter.

Ward 495 Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren.

Sophokles war wie Aeschylus Krieger, und bekleidete ein Staasamt, er wurde zur Würde eines Archonten erhoben, befehligte mit Perikles die Armeen der Republik, und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch seinen Muth aus.

Wir sahen, daß er schon in seiner Jugend über Aeschylus siegte, und wirklich wußte er die

Plane seiner Trauerspiele besser anzulegen, sie interessanter zu machen; er mahlte mit einem sicheren Pinsel die menschlichen Leidenschaften, und schrieb in einem so schönen und fließenden Style, daß man ihn die attische Biene oder Syrene nannte. Er theilte den Beifall der Athenienser mit Euripides, und trug vieles zum Ruhme der griechischen Bühne bei. Eifersüchtig auf seinen Nebenbuhler, strengte er nur seine Kräfte noch mehr an, ihn zu übertreffen; es war edler Wetteifer, der die gegenseitigen Meisterstücke beförderte, und sich in eine offene Erklärung und innige Freundschaft der beiden großen Männer auflöste.

Sophokles hatte das seltene Glück, von seinen Zeitgenossen verehrt zu werden; aber seine Kinder trübten das Ende seiner langen Laufbahn. Ungeduldig, weil er ihnen zu lange lebte, klagten sie ihn der kindischen Blödigkeit an. Sie zitirten ihn vor Gericht. Sophokles las statt aller Vertheidigung den Oedip vor, den er eben geendet hatte, und wurde augenblicklich losgesprochen. Er starb im fünf und achtzigsten Jahre, wie man sagt, vor Freude, daß er noch in diesem Alter den Sieg davon getragen hatte. Er soll ein hundert und zwanzig Trauerspiele gemacht haben, von denen uns nur sieben übrig geblieben sind, die Stolberg metrisch übersetzt hat.

Euripides,

ein griechischer Trauerspieldichter.

Geboren 480 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Euripides wurde zu Salamis, vier hundert und achtzig Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren. Er hatte zu seiner Erziehung die besten Meister seiner Zeit; Prodikus lehrte ihm die Beredsamkeit, Anaxagoras die Naturlehre, und Sokrates die Moral. Seine Neigung zog ihn zur Dichtkunst, um so mehr, als er Anaxagoras seiner Meinungen wegen verfolgt sah. Das Schauspiel war es, auf das er sein Augenmerk richtete. Durch die Lobsprüche aufgemuntert die Aeschylus und Sophokles erhielten, übertraf er den ersten, und wurde des zweiten Nebenbuhler. Seine Verse machte er nur mit vieler Mühe, aber diese Langsamkeit, und kleine Verbesserungen waren Ursache, daß sie so leicht und fließend wurden. Man erzählt, um nicht bei seinen Dichtungen zerstreut zu werden, und sich mehr Energie zu geben, habe er sich in eine Höhle verschlossen, die er erst nach einem geendigten Stücke wieder verlassen habe. Wenn man die Langsamkeit bedenkt, womit er ar=


I.B. 80. S.
Euripides
Socrates
Pericles
Alcibiades
Plato
Aristipp

beitete, und die Zahl von fünf und siebenzig Stücken die er verfertigte, so muß er den größten Theil seines Lebens in dieser Höhle zugebracht haben.

Nebst dem Talente eines großen Dichters war er auch ein guter Schauspieler, und spielte in seinen Stücken selbst. Der Stand eines Schauspielers war bei den Griechen ehrenvoll. Man dachte sich darunter einen Menschen, der im Stande wäre Meisterstücke aufzuführen, welche Liebe zur Tugend einflößten. Euripides war bewundert, gelobt und geachtet. Die Natur hatte ihn vorzüglich begünstigt. Sein Wuchs war groß, seine Züge schön und seine ernste Miene ließ auf seine großen Talente schließen. Der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen konnte, war eine zu große Empfindlichkeit und Reizbarkeit, und wenn diese Eigenschaften sein dichterisches Talent unterstützten, so störten sie auch die Ruhe seines Lebens. Er ertrug den Tadel, wurde aber zu sehr dadurch gekränkt. Einmal trieb ihn diese Empfindlichkeit so weit, daß sehr schnell ein Zug von Stolz sichtbar wurde, den ein Mensch, der seine Kraft fühlt, nicht immer zurückdrängen kann. Die Zuschauer waren mit einigen Versen unzufrieden, und wollten, Euripides sollte sie weglassen. Euripides aber sprang auf das Theater und rief: Ich verfertigte meine Worte, nicht von euch etwas zu lernen, sondern euch selbst zu belehren. Ein ander Mal tadelte man ihn, daß er den Reichthum das höchste

Gut und der Götter und Menschen Verehrtestes genannt habe: und er mußte das Publikum bitten, das Ende des Stückes abzuwarten, wo dieser Verehrer des Reichthums die gebührende Strafe erhielt. Das kann auch im Vorbeigehen beweisen, daß, so verderbt auch Einzelne seyn mochten, das ganze Volk doch sehr wohl erkannte, was anständig und tadelhaft sey. Alcestis, ein schlechter Dichter, machte mit vieler Leichtigkeit Verse, und rühmte sich dann, daß er in drei Tagen hundert verfertiget hätte, während Euripides nur drei zu Stande gebracht habe. »Der Unterschied«, sagte Euripides, »zwischen uns besteht darin, daß deine Verse nur drei Tage dauern, die meinigen aber auf die entferntesten Zeiten kommen werden.«

Die Kritiker überhäuften ihn mit Angriffen, wie das in allen Zeiten und Orten geschehen wird; ein Mensch, der sich durch irgend eine schöne Naturgabe über andere erhaben fühlt, darf sich mit Muth und Geduld versehen. Euripides hatte sie nicht. Besonders konnte er es nicht ertragen, in den Komödien des Aristophanes, der Niemanden schonte, dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben zu werden, er verließ also Athen, und ging zu Archilaus, dem Könige in Mazedonien. Dieser Fürst, ein Freund der schönen Künste, nahm ihn mit Freuden auf und machte ihn in der Folge zu seinem ersten Minister. Hatte Euripides durch seine Werke den Neid seiner

Kritiker erregt, so gab er ihnen auch durch sein Betragen viele Gelegenheit zum Tadel. Er schien an keine weibliche Tugend zu glauben, spottete oft darüber, und mißhandelte dieses Geschlecht in seinen Werken, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu fand; er verheirathete sich zweimal, und trennte sich immer wieder von seiner Frau. Vielleicht fand er nur untreue Weiber und rächte sich durch satyrische Züge an dem Geschlechte, das sein Unglück gemacht hatte.

Dieser Dichter lebte ungefähr drei und siebenzig Jahre. Man sagt, er sey in einem Gehölze in tiefen Gedanken spazieren gegangen, als ihn die Hunde des Archelaus anfielen und in Stücken zerrissen. Bothe hat alles, was uns von diesem Dichter geblieben ist, metrisch ins Deutsche übertragen.

Sokrates,

ein griechischer Philosoph.

Geboren 469 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Sokrates war der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme. Er beschäftigte sich mit dem Handwerke seines Vaters, und verfertigte nebst mehreren Statuen, wie man glaubt, auch die der drei Grazien.

Criton, von seinem schönen Geiste gerührt, entriß ihn dieser Beschäftigung und weihte ihn dem Studium der Weltweisheit.

Sokrates trug die Waffen wie alle anderen Athenienser, und zeichnete sich in mehreren Schlachten durch seine Tapferkeit aus. Seine Weisheit bestand nicht nur in Worten, er empfahl vor allen die Mäßigkeit und war einer der mäßigsten Menschen. Er hatte sich an ein hartes, mäßiges und arbeitsames Leben gewöhnt, um leicht und überall glücklich seyn zu können. Wenn er die Pracht und den Glanz so vieler erkünstelter Bedürfnisse des Goldes und des Silbers sah, so sagte er, indem er seinen Zustand so glücklich pries: »Wie viele Dinge, die ich nicht nöthig habe!« Ob er gleich arm war, hielt er doch sich und sein Haus reinlich. Zu Antisthenes, der sich durch schmutzige und zerrissene Kleider auszeichnen wollte, sagte er einmal: »Antisthenes, die Eitelkeit guckt durch die Löcher deines Kleides hervor!« — Seine Armuth machte ihm keine Sorge, und er schlug die Geschenke des mazedonischen Königs Archelaus aus der Ursache aus, weil er von niemanden mehr annehmen wollte, als er ihm zurückgeben könnte. Eben so groß war seine Mäßigung bei Beleidigungen, die man ihm anthat.

Seine Freunde erstaunten einst, daß er, ohne etwas zu sagen, den Fußtritt eines Unverschämten ertragen hatte. »Wie,« antwortete er, »wenn es

mir nun ein Esel gethan hätte, sollte ich ihn vor Gericht fordern?« Von einem andern Menschen, der ihn mit Beschimpfungen überhäuft hatte, sagte er: »Wahrscheinlich hat er nicht besser sprechen gelernt.« Zu einem Sklaven, der ihn aufgebracht hatte, sagte er: »Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht zornig wäre.« Seine Frau, Xantippe, schien eigens dazu erschaffen, die Langmuth des geduldigsten Mannes zu üben; aber er wurde ihr ewiges Geschrei so gewöhnt, daß es ihn am Ende gar nicht mehr störte. »Es ist mir,« sagte er, »als ob ich Gänse schnattern oder einen Wagen fahren hörte.« Diese Frau, so sehr sie ihn auch quälte, liebte ihn doch außerordentlich, und blieb bis zum letzten Augenblicke bei ihm.

So strenge Sokrates in seiner Sittenlehre war, so liebte er doch das Vergnügen, wenn es weder der Tugend noch der Vernunft entgegen war. Ja er war selbst sehr heiter und liebenswürdig, freute sich mit seinen Freunden, und lud sie zuweilen, freilich zu sehr einfachen Mahlzeiten, ein. Man sagt, daß einmal, als er mehrere reiche Leute gebeten hatte, Xantippe über die einfache Art der Bewirthung in Verlegenheit gekommen sey. »Sey ohne Sorgen,« antwortete Sokrates, »sind es mäßige und genügsame Leute, so werden sie zufrieden seyn, sind sie unordentlich und ausgelassen, so liegt wenig daran, was sie denken.«

Er war fein und scharfsinnig und voll witziger Einfälle. Zu einem Fürsten, der mit vielen Kosten einen Pallast gebaut, aber nichts auf die Bildung seiner Sitten verwendet hatte, sagte er, man würde überall herkommen, das Haus, niemand aber würde wünschen, seinen Besitzer zu sehen.

In seiner Jugend, wie er selbst offen bekannte, hatte er vielen Hang zu Ausschweifungen. Ein Physiognomiker sagte ihm einmal, daß er zornig, unzüchtig, betrunken wäre; seine Schüler wollten über den Unverschämten herfallen, der Philosoph hielt sie zurück, und gestand, daß er die Anlagen zu allen diesen Fehlern gehabt, aber diese Neigung überwunden hätte.

Die Philosophie des Sokrates beschränkte sich bloß auf die Sittenlehre, er überließ es andern, den Geheimnissen der Natur nachzuforschen, und den Schleier wegzuheben, der sie bedeckt. Er fand, daß es wichtiger sey, sich selbst kennen zu lernen, und die Art und Weise, wie man sein Leben und seine Sitten verbessere. In dem Herzen des Menschen suchte er die Quelle seines Glücks, und er fand, daß der Mensch nur durch Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und reines Leben, glücklich werden könne. Er sprach so schön, so einfach und verständlich, daß er seinen Schülern alles was er wollte, begreiflich machen konnte, und daß sie die Antworten auf seine Fragen alle aus sich selbst schöpfen konnten. So

sagte er auch selbst, daß er ein geistiger Geburtshelfer sey. Die kindlichen Sagen, welche in seinem Lande für Religion galten, konnte sein heller Geist nicht dafür annehmen, und zu aufrichtig seine Meinung zu verhergen, die auch vollkommen eines Weisen würdig war, behauptete er die Existenz eines höchsten Wesens, und gab ihm würdige Eigenschaften. Diese Denkungsart aber diente in der Folge zum Vorwande seiner Verdammung. Ueber die öffentliche Verwaltung äußerte er sich eben so frei, und zog sich auch dadurch viele Feinde zu.

Aber am heftigsten haßten ihn die Sophisten, eine Gattung philosophischer Charlatans, die damals in großem Ansehen standen. Sein größtes Vergnügen war, sie zu verwirren, und in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Diese kecken und anspruchsvollen Leute hatten durch ein glänzendes Zusammenhäufen vieler Phrasen, und durch eine falsche Beredsamkeit das ganze Griechenland geblendet. Weil sie zu Athen sehr mächtig waren, so mußte sie Sokrates zum Scheine schonen, und eine Gattung Unwissenheit heucheln, um ihre schändliche Moral zu stürzen. Sein Verfahren war ungefähr folgendes: Er wußte, in welchem öffentlichen Privatorte die berühmtesten Sophisten ihre Lehren vortrugen. Gleichsam durch Zufall, oft nur mit Mühe, kam er dahin, und fand dann den Lehrer von jenem Stolze aufgeblasen, den die Bewunderung der Thoren gibt. Sokrates

näherte sich sehr bescheiden und sagte: Ich würde sehr glücklich seyn, wenn ich so fähig wäre, solche Meister wie ihr seyd, zu hören; aber weil ich ein armer Mann bin, so bleibt mir nichts übrig, als weil ich euch gerade sehe, um die Auflösung meiner Zweifel zu bitten. Der Sophist hörte das mit verächtlicher Aufmerksamkeit an, und erlaubte ihm zu reden. Sokrates fragte ihn jetzt um die einfachsten Dinge, zum Beyspiele: »Was ist eigentlich euer Geschäft? Was nennt ihr Redekunst? Was ist schön? Worin besteht die Tugend?« — Der Lehrer konnte nicht mehr zurücktreten, ohne sein Ansehen und seine Einnahme aufs Spiel zu setzen, er antwortete also. Aber statt einer bündigen und präzisen Definition warf er sich in Gemeinplätze, nahm die Art statt der Gattung und sprach viel, um nichts Passendes sagen zu dürfen. Sokrates gab zuerst diesem Wortschwall seinen Beifall, seinen Lehrer nicht abzuschrecken; nur stellte er sich, als könne er langen Reden nicht folgen, und stellte seine Fragen so, daß die Sophisten nichts als Ja oder Nein antworten konnten. Nachher durch seine Gewandtheit und Kunst führte er sie von einem zum andern, bis zu den abgeschmacktesten Folgerungen, und zwang sie zu schweigen oder ihm zu widersprechen.

Aber die Bestreitung der Irrthümer und Vorurtheile zog ihm am Ende so viele Feinde zu, daß er ihren Anstrengungen erlag. Es fand sich ein ehrlo-

ser Angeber, Namens Melittus, der einen Menschen der Gotteslâugnung anklagte, der unter seinen Gleichzeitigen gerade die würdigste Idee von der Gottheit hatte. Lysias, einer der berühmtesten Redner, brachte dem Sokrates eine ausgearbeitete Vertheidigung voll Rührung und seiner Lage angemessen, um sie auswendig zu lernen und vor seinen Richtern herzusagen. Sokrates las sie mit Vergnügen und fand sie sehr schön; »aber,« sagte er, »wenn du mir Schuhe von Sycion (die damals in der Mode waren) gebracht hättest, so würde ich sie nicht tragen, weil sich dies für einen Philosophen nicht schickt: eben so wenig paßt dein schöner Aufsatz für mich, der zwar den Regeln der Redekunst, aber nicht der Festigkeit und Seelengröße eines Weisen angemessen ist.«

Seine Vertheidigung war einfach und edel, man sah darin die Sprache der Unschuld und des Selbstgefühls. Schon hatte er die Mehrheit der Stimmen für sich, und sein Ankläger Melittus sollte zu einer Geldstrafe von tausend Drachmen verurtheilt werden, als Anytas und Cyton, seine Fei[illegible]e, ihren ganzen Einfluß anwandten, und so die Stimmenmehrheit gegen ihn erhielten. Durch einen ersten Spruch erklärten die Richter nun den Philosophen für schuldig, ohne etwas über die Art seiner Strafe festzusetzen. Man ließ ihm die Wahl; er glaubte, daß er es um die Athenienser, die er im-

mer unterrichtete, verdient hätte, während seiner noch übrigen Tage auf öffentliche Kosten im Prytanäum unterhalten zu werden: eine Ehre, die nur den verdientesten Männern widerfuhr. Dieser Ausspruch brachte den Areopag so auf, daß man, so unschuldig er auch war, sein Verderben beschloß.

Als ihm jemand meldete, daß er von seinen Richtern zum Tode verurtheilt worden sey, antwortete er: »Sie sind es von der Natur.« Man befahl ihm den Giftbecher zu trinken. Seit er sein Urtheil wußte, ging er mit einer bewunderungswürdigen Festigkeit im Gefängnisse auf und nieder. Einer seiner Schüler, Apollodor, bezeugte ihm seinen Schmerz, daß er unschuldig sterben müsse: »Wolltest du lieber, antwortete ihm Sokrates, daß ich schuldig gestorben wäre?«

Seine Freunde wollten ihm die Flucht erleichtern, und bestachen den Gefangnenwärter, aber Sokrates zog aus ihren gütigen Gesinnungen keinen Vortheil. Er trank den Giftbecher mit der nämlichen Gleichgültigkeit, womit er so viele Ereignisse seines Lebens ertragen hatte, vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung. Er war damals siebenzig Jahre alt. Sein Weib und seine Freunde bewahrten seine letzten Worte, alle waren eines weisen und großen Mannes würdig. »Eine Sache, die man nothwendig bedenken soll,« sagte er sterbend, »ist, daß die Seele unsterblich ist, und daß wir sie

also nicht nur für dieses kurze, sondern auch für das künftige Leben vervollkommnen müssen, das ist, für die Ewigkeit. Die geringste Nachlässigkeit hierin kann unendliche Folgen haben. Wenn der Tod alles zerstörte, so würde es für die Lasterhaften ein großer Vortheil seyn, beim Tode mit dem Körper und der Seele zugleich ihre Laster zu verlieren. Aber weil die Seele unsterblich ist, so gibt es kein Mittel, sich von den Gebrechen zu befreien, als tugendhaft und weise zu werden. »Beim Ausgange aus diesem Leben,« setzte er hinzu, »öffnen sich zwei Wege, der eine führt an einen Ort der ewigen Strafen, dorthin ziehen die Seelen, welche sich hier durch schändliche Vergnügen und lasterhafte Handlungen befleckt haben; der andere führt zum seligen Aufenthalt der Götter jene, die sich im Leben rein erhalten, und schon im menschlichen Körper ein göttliches Leben geführt haben.«

Der Mensch, welcher, den Tod im Busen, so sprach, erhob sich nicht nur über das Gemeine, sondern er war ein Weiser, dessen ruhiges Bewußtseyn eine so strenge und wahre Lehre ertragen konnte. Kaum war er gestorben, als man allgemein seine Tugenden anerkannte; die Athenienser, die feige genug gewesen waren, ihn verurtheilen zu lassen, forderten nun von seinen Anklägern Rechenschaft über das unschuldige Blut, das sie vergossen hätte.. Melittus wurde zum Tode verdammt, und

die übrigen verbannt. Ihr Enthusiasmus ging dann auch wieder weiter, als er sollte, und Sokrates selbst würde sie darüber getadelt haben. Sie ließen ihm eine Ehrenstatue errichten, baueten ihm einen Tempel, und verehrten ihn wie einen Halbgott.

Sokrates war durch ein Orakel für den Weisesten aller Menschen erklärt worden, und er verdiente diesen Titel; schon sein Tod würde ihn unsterblich gemacht haben. Wir haben nichts von ihm, aber seine Schüler zeugen, welchen Meister sie hatten. Seine Gestalt war nicht schön, und er gestand selbst, daß sein früher Hang zu Ausschweifungen seine Züge häßlicher gemacht hätte. Sprach er aber von der Sittenlehre des Menschen oder der Größe der Götter, so gaben das Edle seiner Gedanken und sein Enthusiasmus seinem Gesichte einen herrlichen Ausdruck. Er pflegte zu seinen Schülern zu sagen: »Derjenige unter euch, dem sein Spiegel sagt, daß er eine angenehme Gestalt habe, nehme sich in Acht, daß seine Schönheit nicht durch häßliche Gesinnungen entstellt werde; wer aber häßlich ist, gebe sich alle Mühe, dieses Gebrechen durch den Glanz seiner Tugend zu verdunkeln.«

Perikles,

ein berühmter Athenienser.

Starb 429 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Perikles wurde zu Athen in einer der ersten Familien geboren, und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Unter seinen Lehrern sind besonders Zeno von Ele und Anaxagoras. Dieser letztere lehrte ihm so viele Naturkenntnisse, daß er sich über viele Vorurtheile seiner Zeit hinwegsetzen konnte, und nicht gleich wegen einer ungewöhnlichen Erscheinung in Furcht gerieth. Zum Musikmeister hatte er einen gewissen Damon, der sich auch in die Politik mengte, und ihm, wie man sagte, die meisten Feinheiten beibrachte.

Er hatte vielen Ehrgeiz, fürchtete aber die Gefahren, welche auf diesem Wege drohen. Erst nach Aristides und Themistokles Tode und während Cimon durch einen Krieg weit von Griechenland entfernt war, gab er diesem Hange nach. Seiner Neigung nach hätte er sich zum Adel gehalten; aber dieser Platz war schon durch Cimon besetzt, er wandte sich also auf die Seite des Volks, und

schmeichelte diesem Anfangs, um sich dann desselben bemächtigen zu können. Um von sich eine bessere Meinung zu erwecken, änderte er von dem Tage, an dem er sich den öffentlichen Geschäften widmete, seine ganze Lebensart. Er besuchte keine Feste und Unterhaltungsörter mehr, und schien einzig mit dem Besten des Staats beschäftigt. Im Sprechen zeigte er eine besondere Leichtigkeit, und nur bei außerordentlichen und feierlichen Gelegenheiten zeigte er sich dem Volke. Seine Beredsamkeit brachte ihm den Beinamen der Olympische oder Himmlische zuwege.

Cimon, reich und großmüthig, machte dem Volke viele Geschenke. Perikles konnte ihm das nicht nachthun, dafür aber bewirkte er, daß die eroberten Länder unter das Volk vertheilt, und die Bürger dafür bezahlt wurden, daß sie den Volksversammlungen beiwohnten. Er legte Colonien an, gab prächtige Spiele, und war bald der Beherrscher und Abgott der Athenienser. Ohne irgend einen Titel anzunehmen, ohne die Grundgesetze zu verändern, entschied er durch beinahe vierzig Jahre über alle Angelegenheiten der Republik. Nachdem er schon mächtiger geworden war, entriß er dem Areopag, dessen Mitglied er nicht war, die meiste Gewalt; aber jetzt mißbrauchte das Volk die Macht, welche ihm Perikles geflissentlich eingeräumt hatte, und entriß dem Senate das Urtheilsrecht über die meisten Fälle.

Nicht zufrieden, so große Unternehmungen ausgeführt zu haben, beschloß er auch alle zu verderben, die ihm gefährlich werden könnten, und ließ so Cimon, den edelsten Bürger Athens, verbannen. Er gab vor, daß er die Spartaner zu sehr begünstigte, und hinderte in einer Schlacht ihn selbst mit seinen Leuten mit den Spartanern zum Handgemenge zu kommen, und so diesen Vorwurf von sich abzuwälzen. Perikles hatte so den Ruhm des Tages allein, aber er sah doch, daß er so das Volk nicht lange würde täuschen können. Die Freunde des Cimon, denen man auch Vorliebe für Lacedämon vorgeworfen hatte, waren alle in dieser Schlacht gefallen; die Athenienser ließen ihnen nun alle Gerechtigkeit widerfahren, und als sie in der Nähe des attischen Gebietes geschlagen worden waren, wünschten sie sich Cimons Kriegstalente zurück. Perikles that, als wollte er ihnen willfahren, vernichtete das Verbannungsurtheil, und rief jenen großen Mann zurück, der auch wirklich zwischen Sparta und Athen einen Frieden zu Stande brachte. Dieser General wurde in der Folge an die Spitze der Seemacht gestellt, und Perikles herrschte wieder wie vorher in der Stadt. Nach dem Tode des Cimon fürchteten die Adeligen, Perikles möchte sich der Alleinherrschaft bemächtigen, und versuchten es, ihm an Thucydides, dem Schwiegervater Cimons ein Gegengewicht zu geben. Dieser war ein ge-

wandter beredter Mann, und widersetzte sich Perikles bei allen Gelegenheiten; aber jemehr er dem Adel Vorrechte zuwenden wollte, desto mehr gab Perikles dem Volke; endlich fand er sogar Mittel, seinen Gegner verbannen zu lassen.

Jetzt alleiniges Haupt der Republik, von dem Volke angebetet und dem Adel gefürchtet, zeigte er sich von einer ganz andern Seite. Er schmeichelte den gemeinen Bürgern nicht mehr, und widersetzte sich den unordentlichen Wünschen des Pöbels, wenn sie dem gemeinen Besten entgegen waren. In der That hatte Perikles große Tugenden, und seine Fehler kamen nur von seinem Ehrgeize; er wollte regieren, aber gerecht, und hätte er keine Mitwerber gehabt, er würde untadelich gewesen seyn. Selbst die ihm auf das lebhafteste seine Macht mißgönnten, mußten doch seiner strengen Rechtschaffenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine Seele war zu erhaben, als daß er nach Schätzen und Reichthümern getrachtet hätte. Obgleich er einen Theil des vaterländischen Schatzes unter den Händen gehabt, und an Macht manchen König übertroffen hatte, so hinterließ er doch seine Güter so, wie er sie von seinem Vater empfangen hatte.

Mit solchen Gesinnungen und einem feinen Geschmacke konnten ihm die Künste nicht gleichgültig seyn. Er liebte sie mit Leidenschaft und benützte sie, sein Vaterland unsterblich zu machen, und be-

sonders die Zeit, in welcher er lebte. Das Zeitalter des Perikles ruft alles zurück, was der menschliche Geist Großes und Schönes hat. Es sind nur mehr Ruinen der herrlichen Gebäude übrig, womit er Athen verzierte, aber selbst diese ziehen noch die Fremden an, und sind das Muster eines guten Geschmackes. Phidias, Perikles Freund, leitete diese unsterblichen Arbeiten, und schuf selbst die größten Meisterstücke. Perikles konnte die großen Männer nicht erschaffen, die sich um ihn versammelten, aber ihm bleibt doch die Ehre sie aufgefunden, unterstützt und aufgemuntert zu haben. Ein Barbar, ein Unwissender würde an seiner Stelle alles das nicht gethan, und Athen um die Hälfte seines Ruhmes gebracht haben.

Perikles erwarb sich auch den Ruf eines geschickten Feldherrn; er befehligte die Athenienser im Pelopones, schlug die Sycioner bei Nemea in einem entscheidenden Treffen, und nahm Samos nach einer neunmonatlichen Belagerung. Während dieser Belagerung erfand Artamon von Clozomene den Widder, die Schildkröte, und einige andere Kriegsmaschinen, die bei den Alten sehr häufig gebraucht wurden. Perikles wollte keinen Frieden mit Sparta, im Gegentheile munterte er die Athenienser auf, den Krieg fortzusetzen. Aber dieser Rath hatte nur traurige Folgen. Man nahm ihm seine Feldherrnstelle, und er wurde zu einer Geld-

strafe von fünfzehn oder fünfzig Talenten verdammt. Das war die erste Widerwärtigkeit welche ihm widerfuhr, er fühlte sie tief und blieb einige Tage eingeschlossen. Dazu kam noch häuslicher Kummer, er verlor alle seine Kinder. Das Volk, an seine Verwaltung gewohnt, fühlte bald, daß ihm etwas fehle, und verlangte ihn wieder in den Versammlungen zu sehen. Alcibiades und die andern Freunde des Perikles suchten ihn dazu zu überreden. Er folgte ihnen. Das Volk nahm ihn mit höchster Freude auf, und bath ihn gewissermaßen seiner Undankbarkeit wegen um Vergebung. Perikles übernahm also die Regierung wieder; aber bald darauf starb er an einer pestartigen Krankheit, vier hundert neun und zwanzig Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Er hatte beinahe alle Vorzüge großer Männer in sich vereinigt, war ein großer Redner, geschickter Feldherr und vollendeter Staatsmann gewesen. Sein Andenken ruft auch das seiner berühmten Gattin Aspasia von Milet zurück, welche mit einer außerordentlichen Schönheit auch alle Geistesvorzüge, alle Grazien des Umgangs und alle gefährlichen Talente verband. Sie half ihrem Gemahl oft in den verwickeltsten Angelegenheiten, und gab ihm treffliche Rathschläge. Selbst Sokrates lobte sie, und versicherte, daß sie auf die Achtung aller Rechtschaffenen Anspruch machen könne. Aber doch ver-

leitete sie aus Rachsucht ihren Gemahl zu dem großen Fehler, Arkadien zu verheeren.

Alcibiades,

ein atheniensischer Feldherr.

Geboren 454 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Alcibiades war zu Athen geboren, und der Sohn des Clinias, eines der vornehmsten Bürger, der sein Geschlecht bis zum Ajax zurückführte. Perikles und Ariphron, seine nächsten Verwandten, waren seine Vormünder; der erste nahm ihn in sein Haus und gab ihm die glänzendste Erziehung. Zugleich aber gestattete er ihm zu viele Freiheit, und ohne den Unterricht des Sokrates, der ihn an sich zu ziehen und zu bilden suchte, würde er vielleicht nie mehr als ein liebenswürdiger Wüstling geworden seyn. Folgendes ist die Schilderung, welche Cornelius Nepos von ihm macht:

»Die Natur,« sagt dieser Schriftsteller, »scheint in ihm ihre Stärke versucht zu haben. Alle Schriftsteller, die von ihm sprechen, vereinigen sich darin, daß niemand mehr Tugenden, aber auch mehr Laster besessen habe, als er. In einer blühenden und üp-

ßigen Stadt von sehr edlen Eltern geboren, durch seine Schönheit alle jungen Männer seines Alters verdunkelnd, war er nebstdem voll Genie und Geschicklichkeit, ein großer Feldherr zu Wasser und zu Lande, beredsam, und so einnehmend durch sein Gespräch als durch den Reiz seiner Gestalt und Stimme, womit er sich alle Herzen unterwarf. Obgleich reich, war er doch sehr thätig, wenn er es nöthig fand, geduldig, freigebig, großmüthig, höflich, einschmeichelnd und sehr geschmeidig sich in die Umstände zu fügen. Aber wenn er nun keine Gelegenheit mehr fand seine Geisteskräfte anzustrengen, und sich der Ruhe überließ, trieb er auch die Schwelgerei, Unordnung und Ausgelassenheit bis aufs Höchste, so daß alles erstaunte, in einem Menschen einen solchen Contrast der Sitten und des Betragens zu finden. Endlich war er mit allen Gaben der Natur und des Glückes so ausgerüstet, daß er, wenn er sich selbst hätte ein Schicksal auswählen müssen, sich kein glänzenderes hätte erdenken können.«

Einige Züge aus seiner Kindheit, die uns Plutarch aufbewahrt hat, zeigten schon, was er in einem reiferen Alter werden könne. Eines Tages spielte er mit Beinchen in einer Straße, er bittet den Kutscher, einen Augenblick einzuhalten; aber dieser treibt die Pferde ohne alle Rücksicht an. Alle seine Spielgefährten zerstreuen sich; statt ihnen nachzufolgen, wirft sich Alcibiades mitten in die Gasse und

ruft: »Unglücklicher, fahre, wenn du es wagst!« Bei einer andern Gelegenheit zankte er sich mit einem seiner Gefährten, und als er sich gedrängt fühlte, biß er seinen Gegner in den Arm. »Ach Verräther,» schrie der andere, »du beißest wie ein Weib.« »Sage lieber«, antwortete Alcibiades, »wie ein Löwe.« Als er in das Alter gekommen war, wo man Ehre verlangt, ließ er keine Gelegenheit sich auszuzeichnen ungenützt vorüber gehen und erhielt mehrere Preise in den olympischen Spielen. — Gleich anfangs als er an den Staatsgeschäften Antheil nahm, bewegte er durch seine Beredsamkeit die Athenienser, eine Flotte nach Sicilien zu schicken. Er selbst wurde mit zwei andern, Nicias und Lysimachus, die man ihm beigab, zum Feldherrn gewählt. Aber während er Anstalten zur Abreise traf, hätte ein ganz unerwartetes Ereigniß beinahe die ganze Sache rückgängig gemacht. Man fand nämlich in einer Nacht alle Hermessäulen in Athen bis auf eine umgeworfen, oder verstümmelt. Das waren steinerne Merkursbildnisse ohne Hände und Füße. Dieser Zufall, an dem vielleicht die Ausgelassenheit einiger Wüstlinge Ursache seyn mochte, erschien den Athenern als das Resultat einer großen Verschwörung; die Feinde des Alcibiades trugen Sorge, den Verdacht auf ihn zu wälzen, und klagten ihn sogar an. Der Feldherr fühlte wohl, daß ihn eine solche Anklage in seiner Abwesenheit verderben könnte, und wollte sich gleich

jetzt vor Gericht stellen. Aber auch seine Feinde sahen wohl, daß sie ihm in diesem Augenblicke nicht schaden könnten; sie wollten also lieber noch zögern, um dann ihre Streiche sicherer führen zu können. Erst als er in Sizilien war, beschuldigten sie ihn, die heiligen Sachen verletzt zn haben; die Richter schickten ihm also den Befehl zu, zurück zu kommen, und sich zu vertheidigen. Alcibiades kannte den Pöbel, und wußte, wie er selbst mit den größten Männern zu verfahren pflegte. Er suchte also durch die Flucht seinem Unglücke zu entgehen, und begab sich zuerst nach Elis, dann aber nach Theben.

Aber bald vernahm er, daß man ihn wirklich zum Tode verdammt, seine Güter eingezogen, daß das Volk die Eumolpiden, Priester der Ceres, gezwungen habe, ihn zu verwünschen, und daß man diesen Fluch, um sein Andenken zu verlängern, in einen erhabenen Stein auf einem öffentlichen Platze eingegraben habe. Nun betrachtete er sich wirklich für sein Vaterland als todt, und ging nach Sparta, mit dem Athen jetzt im Kriege begriffen war. Nicht so großmüthig als Aristides trat er zu den Feinden seines Vaterlandes, und bekriegte dieses letztere mit einem Feuer, das seine Rachgierde anzeigte. Auf seinen Rath verbanden die Spartaner sich mit dem persischen Könige, befestigten Decelium in Attika, und legten eine Garnison dahin, welche die Athenienser unaufhörlich beunruhigte. Alles das gab den

Spartanern ein großes Uebergewicht, welches sie dem Alcibiades mit Undank lohnten. Sie mißtrauten dem Manne, der ihnen den Sieg verschafft hatte; fürchteten, er möchte doch einmal wieder zu seinem Vaterlande zurückkehren, und suchten sich seiner zu entledigen. Alcibiades, dem dieser abscheuliche Anschlag nicht verborgen blieb, flüchtete zum Tissaphernes, einem Statthalter des Darius. Er wurde der Freund dieses Satrapen, und als er durch den unglücklichen Ausgang des sizilischen Krieges Athens Macht schwächer werden, und jene von Sparta wachsen sah, wendete er sich an Pysander; der das Heer bei Samos befehligte, und schlug ihm vor zurückzukehren. Pysander täuschte seine Erwartung, aber Thrasybulus brachte es dahin, daß die Armee ihn annahm, und er Statthalter von Samos wurde. In der Folge gab auch Theramenes seine Stimme zu seiner Zurückberufung. Alcibiades wurde durch einen Volksbeschluß zurückberufen, und ihm mit den beiden genannten der Befehl über die Armee anvertraut. Durch das weise Betragen dieser Feldherren gewann bald alles eine andere Gestalt, die Spartaner, vorher aller Orten Sieger, wurden jetzt überall geschlagen, und baten um Frieden. Sie waren fünfmal zu Lande und dreimal auf dem Meere besiegt worden, und hatten an die Athenienser zweihundert dreirudrige Schiffe verloren. Die drei Feldherren, nachdem sie so große Dinge ausgeführt

hatten, kamen mit Beute beladen und einem Heere, das sich unter ihnen bereichert hatte, nach Athen zurück.

Alles gieng ihnen bis zum Piräus entgegen. Man hatte eine große Begierde den Alcibiades zu sehen, daß das Volk haufenweise zu seinem Schiffe lief, als ob er allein angekommen wäre. Kaum hatte er das Land betreten, als man ihm von allen Seiten goldene und eherne Kronen anboth; eine Ehre, die bis jetzt nur den Siegern in den olympischen Spielen widerfahren war. Alcibiades erinnerte sich auf seine vorigen Unfälle, und nahm diese Zeichen der Zuneigung seiner Mitbürger mit Freudenthränen an. Er wurde wieder in seine Güter eingesetzt, und die Eumolpiden widerriefen die Verwünschungen, welche sie gegen ihn ausgesprochen hatten.

Jedes Volk ist wankelmüthig, das atheniensische war es vielleicht unter allen am meisten. Bald sah es neue Laster in dem Betragen eines Mannes, den es kurz vorher noch angebetet hatte. Alcibiades erhielt Thrasylus und Adimantes zu Mitfeldherren, und gieng mit einer Flotte nach Asien; als ihm aber die Belagerung von Cime nicht gelang, fiengen die Athener gleich an, ihm ihre Gunst zu entziehen. Weil man glaubte, daß ihm nichts unmöglich sey, so bürdete man auch jedes Mißgeschick seiner Nachlässigkeit oder Schuld auf; und glaubte also, er habe, vom Könige aus Persien bestochen, Cime nicht neh-

men wollen. Aus so abgeschmackten Gründen entsetzte man ihn seiner Stelle, und schickte einen andern Feldherrn. Alcibiades mußte also nochmal ohne Vaterland umherirren; er flüchtete nach Perinthus, Thrazien und Propontis, wo er drei Schlösser befestigt, einige Truppen gesammelt hatte, und nun der erste aus den Griechen in Thrazien einfiel. Diese Unternehmung welche freilich einem Raubezzuge glich, vermehrte sein Ansehen, und sein Vermögen verschaffte ihm Freundschaft mit den Königen dieses Landes.

Demungeachtet vergaß er sein Vaterland nicht ganz. Philocles, der athieniensische Feldherr, hatte seine Flotte bei Aegos Potamos aufgestellt; Lysander, welcher die spartische Seemacht befehligte, war nicht weit, suchte aber den Krieg in die Länge zu ziehen, weil Lacedämon von Persien mit Geld unterstützt wurde, Athen aber daran Mangel hatte. Alcibiades begab sich also auf die athieniensische Flotte, und versprach dort öffentlich, wenn man ihm walten ließe, wollte er die Sparter entweder zur Schlacht oder zum Frieden zwingen. Denn, sagte er, sie meiden nur eine Seeschlacht, weil sie zu Lande stärker sind. Wenn es mir nun, wie ich gar nicht zweifle, gelingt, den thrazischen König Seuthes zu einem Einfalle ins feste Land zu bewegen, so müssen sie entweder schlagen, oder dem Krieg ein Ende machen. Philocles fand diese Gründe vortrefflich, aber aus meh-

reren bloß persönlichen Rücksichten wollte er ihnen nicht nachgeben. Weil ihr denn, sagte Alcibiades, die Mittel nicht ergreifen wollt, das Vaterland siegreich zu machen, so haltet wenigstens eure Flotte nahe bei der spartischen, denn sonst könnte die Freiheit, die man hier den Soldaten läßt, dem Lysander Gelegenheit zum Ueberfalle und euch zur völligen Niederlage geben. Philocles verachtete auch diesen letzten Rath, und Alcibiades Vorhersagung gieng in Erfüllung. Lysander, als er hörte, daß die Athenienser um zu plündern, ans Land gestiegen wären, überfiel ihre Flotte, und endigte den Krieg mit einem einzigen Schlage.

Alcibiades sah sich bald gezwungen, auch Thrazien zu verlassen, er konnte nicht nach Griechenland zurückgehen, wo jetzt die Spartaner herrschten, und sah keinen andern Zufluchtsort, als bei Pharnabazes in Asien. Durch den Reiz seines Umganges und seinen Geist, wußte er bald die Gunst des Satrapen zu gewinnen, der ihm das Schloß Grunium in Phrygien schenkte, das fünfzig Talente eintrug. Noch immer blieb sein Blick auf Athen gerichtet; mit Unwillen sah er die herrliche Stadt unter das spartische Joch gebeugt. Er machte den Plan, den König von Persien in das Interesse seines Vaterlandes zu ziehen, und mit seiner Hülfe die Spartaner zu bekämpfen. Diese, welche wohl wußten, wie gefährlich ihnen Alcibiades werden

könnte, suchten ihn durch ein schändliches Mittel zu verderben; sie erklärten dem Pharnabazes, sie könnten mit dem Könige von Persien ferner nicht in freundschaftlichen Beziehungen bleiben, wenn ihnen Alcibiades nicht todt oder lebend ausgeliefert würde. Der feige Satrape fürchtete diese Drohung, er wollte lieber die Rechte der Menschheit verletzen, als einige Gefahr laufen, und schickte also zwei Abgeordnete nach Phrygien, den Alcibiades umzubringen, der sich damals zu einer Reise an den persischen Hof bereitete. Die beiden Abgeordneten gaben den Nachbarn des Alcibiades den heimlichen Befehl, ihn umzubringen. Diese erkühnten sich nicht, ihn mit dem Schwerte in der Hand anzufallen, sondern häuften bei Nacht Holz um das Hüttchen in dem er schlief, und zündeten es an, um einen Mann durch Flammen zu tödten, an den sie sich nicht gewaltthätig wagten. Alcibiades erwachte von dem Lärmen des Feuers, und weil er gewahr wurde, daß man ihm seinen Degen entrissen hatte, nahm er den Dolch eines alten arkadischen Dieners, der sich nie von ihm trennen wollte, und stürzte durch die Flamme. Die Barbaren, als sie sahen daß er dem Feuer entronnen war, tödteten ihn von weiten mit Pfeilschüssen, und brachten seinen Kopf dem Pharnabazes. Eine seiner Geliebten, Timandra, hatte ihn überall hinbegleitet, sie deckte ihn mit ihren Kleidern, und übergab die Reste ih-

res Geliebten den Flammen. Alcibiades war damals fünfzig Jahre alt.

Mehrere Schriftsteller, sagt Cornelius Nepos, haben sein Andenken entehrt; aber drei Schriftsteller vom größten Gewichte erhoben ihn: Thucidides, sein Zeitgenosse, Theopompus der kurz nach ihm lebte, und Timeus. Diese beiden letzten tadeln sehr gerne, und stimmten doch auf eine sonderbare Art in dem Lobe des Alcibiades überein. Nachdem sie alles das gesagt haben, was ich erzählte, setzen sie noch hinzu: »In einer der glänzendsten Städte Griechenlands erzogen, lebte er dort mit mehr Pracht und Üppigkeit als einer seiner Mitbürger, und zu Theben schickte er sich wieder trefflich in die Sitten der Böotier, welche die körperlichen Übungen der Geistesbildung vorzogen. Zu Lacedämon, wo Ertragen die vorzüglichste Tugend war, führte er ein hartes Leben, daß er alle Spartaner an Mäßigkeit und Sparsamkeit übertraf: und die Thrazier, welche ganz dem Trunke und der Schwärmerei ergeben waren, übertraf er selbst in diesen Eigenschaften. Die Perser setzten ihre Ehre darein, die Beschwerden der Jagd zu ertragen, und sonst in größter Üppigkeit zu schwelgen, und auch diese Rolle gelang ihm so gut, daß ihn alles bewunderte und anstaunte. Er herrschte durch seine Geistesüberlegenheit überall, wo er hinkam, und wurde allen theuer und angenehm.«

Plato,

ein griechischer Weltweiser.

Geboren 429 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Eine lebhafte und glänzende Einbildungskraft zeigte schon in Plato's Kindheit, was er einst werden sollte. Zuerst wandte er sich zur Dichtkunst; weil er aber verzweifelte, den Homer zu erreichen, welchen er ununterbrochen las, so verlegte er sich auf die Philosophie. In einem Alter von zwanzig Jahren schloß er sich an Sokrates an, und wurde sein vorzüglichster Schüler. Nach dem Tode seines berühmten Lehrers begab er sich zum Euklides nach Megara. In der Folge reisete er bei den aufgeklärtesten Nationen herum, um alle Kenntnisse zu sammeln, welche dienen könnten, das Glück der Menschen zu befördern, und ihren Zustand zu verbessern.

Als er nach Athen zurückkam, eröffnete er eine Schule, die bald durch die Lehrart des Meisters und die Fortschritte der Schüler berühmt wurde. Diese Schule befand sich in einem Theile der Vorstadt, welche die Akademie hieß.

Plato's Ruf wurde bald so ausgebreitet, daß der jüngere Dionysius, Alleinherrscher von Syrakus, sehr lebhaft die persönliche Bekanntschaft des Philosophen wünschte. Er schrieb ihm sehr schmeichelhafte Briefe, ihn zu bewegen, an seinen Hof zu kommen. Plato sah vor, daß er dort wenig nützen würde, und hatte wenig Lust zu der Reise. Endlich nach vielem Andringen machte er sich doch auf den Weg nach Sizilien. Er wurde dort mit allen möglichen Ehrenbezeugungen empfangen; Dionysius veranstaltete sogar ein Opfer, den Tag seiner Ankunft zu feiern. Der König hatte gute Anlagen, und die Laster schienen nach und nach vom Hofe zu verschwinden. Aber die Höflinge, denen das alles nicht gelegen war, stürzten wieder ein, was Plato gebauet hatte, und der Philosoph, der nun an dem Erfolge seiner Unteruehmungen zweifelte, kehrte in sein Vaterland zurück.

Plato war im höchsten Gradt einfach und bescheiden. Bei seiner Zurückkunft von den olympischen Spielen wohnte er mit mehreren ansehnlichen Personen beisammen, die ihn nicht kannten. Er reisete mit ihnen bis nach Athen, und weil er an ihrer Unterhaltung Geschmack fand, nahm er sie bei sich auf. Diese Fremden, welche die Weisheit und ihre Lehrer verehrten, baten ihn bei ihrer Ankunft, ihnen Plato kennen zu lernen. »Sie sehen ihn, antwortete er, vor sich;« und die Hochach-

tung der Fremden vermehrte sich um so mehr, je weniger der Philosoph Ansprüche gezeigt hatte.

Plato war an Körper und Geist von der Natur gleich begünstigt, er hatte einen schönen Wuchs, viele Stärke und ein edles Ansehen. Die Breite seiner Schultern hatte ihm von seinem Ringmeister den Namen Plato verschafft, sonst hieß er Aristokles.

Die Werke, welche wir noch von ihm haben, sind verschiedene Gespräche über Moral, Politik und Metaphysik. Seine Sprache ist das in Prosa, was Homer in Versen ist, und seine Beredsamkeit zugleich kräftig, blumenreich und eindringend. Die Gelehrten gestehen, daß man nicht besser schreiben kann, als er, demungeachtet ist er zuweilen schwülstig, dunkel und seiner unwürdig. Den nämlichen Vorwurf kann man ihm oft in Hinsicht seiner Werke selbst machen; an der Seite der reinsten Moral und der schönsten Gedanken findet man höchst sonderbare Systeme, lächerliche Ideen und unnatürliche Empfindungen. Aber das Gute ist im Ganzen unendlich überwiegend, und der Name Plato hat noch immer einen wahren Weisen bezeichnet. Er starb in seinem acht und achtzigsten Jahre, dreihundert acht und vierzig Jahre vor unserer Zeitrechnung. Auf sein Grab setzte man folgende Inschrift:

»Diese Erde bedeckt Plato's Körper; seine glückliche Seele wohnt im Himmel. Mensch! wer

du auch immer seyst, wenn du redlich bist, mußt du seine Tugenden ehren.«

Aristipp,

ein griechischer Philosoph.

Gegen 400 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Aristipp war, wie Plato, ein Schüler des Sokrates; er hatte Lybien, sein Vaterland, verlassen, um zu Athen diesen berühmten Philosophen zu hören. Aber seine Weltweisheit war nicht die seines Lehrers; sein Hang, der ihn zum Vergnügen lockte, trieb ihn an, jene ernsten Grundsätze zu ändern, oder zu mildern. Er hielt sich an die Großen, und suchte ihnen durch seine Liebenswürdigkeit zu gefallen. Dionysius zog ihn an seinen Hof; hier war Aristipp bald Philosoph, bald Hofmann, wie es die Umstände forderten. Wenn es seyn mußte tanzte und trank er auch wohl bis zum Uebermaße. Wechselweise gab er dem Könige und seinen Köchen gute Rathschläge, und beide konnten auf ihre Art dabei gewinnen. »Warum,« fragte ihn Dionysius eines Tages, »belagern doch die Philosophen alle Thüren der Großen, während diese niemals die Philosophen zu sehen ver-

langen?« »Weil,« antwortete Aristipp, »die Philosophen einsehen, was ihnen abgeht, die Großen aber nicht.« Das war nun allerdings eine spitzige Antwort auf eine erniedrigende Frage; aber es entschuldigte die Philosophen noch nicht. »Warum,« fragte ihn ein anderer, »sind denn die Weltweisen andern Menschen überlegen?« »Weil sie,« antwortete Aristipp, »auch ohne Gesetze so wie jetzt leben würden.« Er wiederholte es oft: Viel besser sey es arm als unwissend seyn; denn dem Armen könne mit ein wenig Geld geholfen, der Unwissende aber müsse erst zum Menschen gemacht werden. Er hatte für den Unterricht eines Knaben von dessen Vater fünfzig Drachmen verlangt. »Wie,« schrie dieser, »fünfzig Drachmen? um das Geld kann ich einen Sklaven bekommen.« »Gut,« sagte der Philosoph, »kaufe ihn, so wirst du zwei haben.«

Obgleich sich Aristipp gern seinen Leidenschaften überließ, so wußte er sie doch auch zu beherrschen. Als ihm Dionysius die Wahl zwischen drei Schönen ließ, nahm er alle drei, weil Paris, wie er sagte, sehr übel gefahren sey, daß er nur einer den Preis zugetheilt habe. Er führte sie dann bis zu seiner Thüre, und verabschiedete dort alle drei. Als man ihn aber über sein Verhältniß mit der berühmten Lais aufzog, antwortete er: »Es ist wahr, ich besitze sie, aber sie besitzt mich nicht.« Er wußte die Vorwürfe, welche man ihm über seine Lebensart

machte, geistvoll zu beantworten. Jemand tadelte ihn, daß er zu glänzend lebe. »Wie,« sagte er, »wenn eine gute Tafel etwas Tadelswerthes wäre, würde man an den Festen der Götter so viele Lustbarkeiten anstellen?« Diogenes, der sich eine eigene Beschäftigung daraus machte, alle Leute zu beschimpfen, sagte ihm: »Wenn er sich mit Zugemüse begnügen könnte, so würde er nicht gezwungen seyn, den Fürsten zu schmeicheln.« »Und wenn jener, der mich tadelt,« erwiederte Aristipp, »den Großen zu schmeicheln wüßte, so würde er sich nicht mit Zugemüse begnügen.« Zuweilen überging er manche Anspielung mit Stillschweigen. Einer, der ihn auf diese Art angegriffen hatte, fragte ihn, warum er wegginge? »Sie können,« sagte er, »wenn sie wollen, Anspielungen gegen mich anbringen, dagegen steht es mir auch frei, diese nicht anzuhören.« Man sieht, daß Aristipp ein geistvoller Mann war, der zugleich die Philosophie und das Vergnügen liebte, und diese beiden Dinge so gut als möglich zu vereinigen suchte.


T. B. 114 S.
Xenophon
Epamminondas
Philipp
Demosthenes
Jul. Cæsar
Epicur

100VV

Xenophon,

ein griechischer Geschichtschreiber.

Gestorben um das Jahr 360 vor unserer Zeitrechnung.

Xenophon, zu Athen geboren, schöpfte aus der sokratischen Schule die erhabenen Gesinnungen, die ihn in der Folge auszeichneten. Er widmete sich dem Kriege, und zog dem jüngern Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes zu Hülfe. Dieser philosophische Krieger machte sich unsterblich durch den Antheil, welchen er an dem berühmten Rückzuge der Zehntausende nahm, den uns die Geschichte aufbewahrt hat. Er war der Freund des tugendhaften Agesilaus, der Mitschüler des weisen Plato und der eifrigste Vertheidiger des Sokrates. Das Ende seines Lebens brachte er in Corinth zu, und dort schrieb er die herrlichen Werke, die wir noch von ihm besitzen. Nebst seinem Rückzuge der Zehntausende, setzte er noch die Geschichte des Thucidides fort, schrieb das Leben des Cyrus, oder vielmehr einen Roman für die Könige, sammelte die Merkwürdigkeiten des Sokrates, und schrieb mehrere Abhandlungen und Gespräche. Sein Styl ist fließend, an-

genehm und von einer schönen Einfachheit; überall hat er mit Kraft die Tugend geschildert, wie er sie im Herzen trug. Sein Sohn Gryllus war des Vaters würdig. Bei Mantinea schon tödtlich verwundet, brachte er dem thebanischen Anführer Epaminondas noch einen tödlichen Streich bei, und verschied bald darauf. Diese Nachricht brachte man dem Xenophon während eines Opfers, und er riß die Blumen aus seinen Haaren. Aber als man ihn benachrichtigte, wie herzhaft Gryllus gestorben sey, setzte er den Kranz wieder auf und sagte: »daß mein Sohn sterblich war, wußte ich wohl, und die Art seines Todes verdient eher Freude als Trauer.« Xenophon starb ohngefähr drei Jahre darauf, gegen das dreihundert sechszigste Jahr vor unserer Zeitrechnung.

Epaminondas,

ein thebanischer General.

Gegen das Jahr 374 vor unserer Zeitrechnung.

Epaminondas wurde zu Theben, aus einer armen Familie geboren, ob sie gleich von alten Königen herstammte, und mit Sorgfalt erzogen. Er lernte Musik, Tanzen und Kämpfen: Wissenschaften,

welche die Griechen allen andern vorzogen. Mit diesen angenehmen Gaben verband er gründliche Kenntnisse in der Philosophie und Politik. Die Natur hatte ihm körperliche Stärke gegeben, und er that alles, seine geistigen Kräfte auszubilden; er war bescheiden, vorsichtig, ernsthaft, gewandt den Augenblick zu benützen, ein großer Taktiker, tapfer und großmüthig. Die Wahrheit liebte er so sehr, daß er niemals auch nur zum Scherze nicht eine Lüge sagte. Nebstdem war er sehr gemäßigt, gütig, hatte eine erstaunliche Geduld, und ertrug Beleidungen des Volkes und selbst von seinen Freunden, und verschwieg die Geheimnisse heilig, die man ihm anvertraute. Er hörte andere sehr gerne, weil er das für das beste Mittel hielt, sich zu unterrichten, und wenn er in einer Gesellschaft war, wo politische oder philosophische Fragen abgehandelt wurden, so gieng er immer erst am Ende der Unterhaltung weg.

Die Armuth, fährt Cornelius Nepos fort, von dem wir diese Züge entlehnen, ertrug er so leicht, daß er sich durch alle Dienste, die er der Republik leistete, nichts als Ehre erwarb. Diomedon von Cyzykus unternahm es, auf Artaxerxes Bitten ihn zu bestechen, und both ihm beträchtliche Summen an. Das Geld ist unnöthig, sagte der große Mann, wenn das, was der König will, meinem Vaterlande nützlich ist, und im Gegentheile ist

er nicht reich genug mich zu bestechen. Er vertrieb auch Diomedon aus Theben, damit nicht etwa andere Bürger durch ihn verführt würden. Seine Lebensart war höchst einfach. Als ihn einmal ein Freund eingeladen hatte, und mit verschwenderischer Pracht bewirthen wollte, ließ er seine gewöhnlichen Speisen bringen. Sein Freund bezeigte ihm sein Erstaunen. Ich will, sagte Epaminondas, nicht vergessen, wie ich sonsten lebe. Er war überzeugt, daß Glücksgüter den Muth der Menschen schwächen. Als einer seiner Waffenträger für einen Gefangenen eine große Summe erhalten hatte, ließ sich Epaminondas seinen Schild zurückgeben. Deine Reichthümer, sagte er, werden dich hindern, den Kriegsgefahren so tapfer entgegen zu gehen, als du thatest, so lang du arm warst.

Er stritt in der Folge mit den Spartanern, welche mit Theben verbunden waren. Hier gründete er die enge Freundschaft mit Pelopidas, den er muthig in einer Schlacht vertheidigte. Auf seinen Rath warf Theben später das spartanische Joch ab, und gab so das Zeichen zum Kriege zwischen diesen beiden Völkern. Epaminondas, zum thebanischen Feldherrn erwählt, gewann, dreihundert ein und siebenzig Jahre vor unserer Zeitrechnung, die berühmte Schlacht bei Leuktra in Böotien. Der Neid wächst mit den Verdiensten und dem Ruhme. Epaminondas, um das Übergewicht Thebens zu erhalten,

drang mit fünfzig tausend Mann ins spartische Gebiet, unterwarf sich den größten Theil der peloponesischen Städte, behandelte sie mehr wie Bundsgenossen als Feinde und knüpfte durch dieses staatskluge und menschliche Betragen mehrere Bündnisse. Aber eben diese großen Thaten dienten dem Neide zum Vorwande ihn zu stürzen. Epaminondas nud die zwei Feldherren, die mit ihm bei Leuktra gefochten hatten, wurden angeklagt, und andere an ihre Stelle gesetzt. Epaminondas gehorchte dem Volksbefehle nicht, überredete auch seine Mitfeldherren dazu, und setzte den Krieg fort. Er sah nähmlich, daß, wenn er jenen Beschluß befolgte, die Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit der neuen Feldherren alles verderben würde. Ein thebanisches Gesetz, sagt Cornelius Nepos, verdammte den Heerführer zum Tode, der den Oberbefehl über die erlaubte Zeit behielt. Epamitondas glaubte, daß das Gesetz zum Besten des Staats gegeben worden sey, doch führte er den Befehl noch um vier Monate länger fort.

Bei seiner Zurückkunft nach Theben wurde er vor Gericht gerufen. Er bekannte, daß er das Gesetz überschritten habe, und unterwarf sich der festgesetzten Strafe, nur bat er um die Gunst, daß in sein Verdammungsurtheil ausdrücklich eingeschaltet werde: Er sey von den Thebanern mit dem Tode bestraft worden, weil er sie gezwungen habe, bei

Leuktra die Spartaner zu überwinden, und weil er das Vaterland gerettet und ganz Griechenland die Freiheit wiedergegeben habe. Diese Worte des Epaminondas, setzt Cornelius Nepos hinzu, erheiterten die ganze Versammlung, man fing zu lachen an, und kein Richter wagte es gegen ihn zu stimmen. Er ging also mit Ruhm bedeckt aus einer Sache, die ihm den Tod gedroht hatte.

Diese weise Widersetzlichkeit, sich einem Befehle nicht zu fügen, der das Vaterland ins Verderben gestürzt haben würde, ist um so lobenswerther, als er ein andermal, wo ihn seine Feinde vom Oberbefehl ausgeschlossen hatten, ohne Murren als gemeiner Soldat diente; er that noch mehr, denn als die Unerfahrenheit des Feldherrn das Heer in die größte Gefahr gestürzt hatte, übernahm er, trotz jener Beleidigung, auf die allgemeine Bitte den Oberbefehl wieder, rettete die Armee und brachte sie glücklich nach Theben zurück. Dieser große Mann fand seinen Tod in der Schlacht bei Mantinea, wo er noch den Thebanern den Sieg verschaffte. Der Sohn des Xenophon, der, wie wir schon erzählt haben, unter den Spartanern diente, brachte ihm den tödlichen Streich bei. Epaminondas, der zu sterben glaubte, wenn er den Pfeil aus der Wunde zöge, ließ ihn so lange darin, bis er hörte, daß die Thebaner siegten. Als er diese Nachricht vernahm, rief er: »Ich sterbe siegreich und habe genug gelebt.«

Indem er sich das Eisen aus der Wunde zog, hauchte er die letzten Seufzer aus.

Epaminondas heirathete nicht, und als ihm sein Freund Pelopidas sagte, es sey Schade, daß ein Mann wie er, dem Vaterlande keine Kinder hinterließe, antwortete er: »Der Sieg bei Leuktra ist mein Sohn, und er wird ewig leben.«

Cornelius Nepos schließt die Geschichte des Epaminondas mit einer Bemerkung, die mit wenig Worten den großen Mann charakterisirt. »Die Republik Theben,« sagt er, »war vor und nach Epaminondas Tode immer einem andern Staate unterworfen, aber so lange er den Staat lenkte, beherrschte sie ganz Griechenland; ein Beweis, daß ein Einzelner mehr als eine ganze Nation vermochte.«

Philipp,

König von Macedonien.

Gegen 860 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Philipp, der zweite dieses Namens und der siebenzehnte König in Macedonien, wurde in seiner frühen Jugend zu Theben als Geißel zurückbehalten. Dort verband ihn die genaueste Freundschaft

mit Epaminondas, dort verlegte er sich auf Künste und Wissenschaften. Sein älterer Bruder, Alexander, regierte nur ein Jahr, und ließ nach seinem Tode dem Perdikkas das Königreich Macedonien. Dieser kam nach einer fünfjährigen Regierung in einem Treffen um, und Philipp, der Letztgeborne, entwischte nun aus Theben, und kam nach Macedonien, wo er dreihundert und sechszig Jahre vor unserer Zeitrechnung als König erkannt wurde. Die Niederlage, welche sein Bruder erlitten hatte, ließen den Staat in üblen Umständen zurück, aber Philipp wußte schon Mittel dagegen zu finden. Vor allem beschäftigte er sich mit der Kriegszucht, und wurde bald so stark, daß er seinen Feinden Widerstand leisten konnte. Ob er nun gleich mit allem Rechte seinen Waffen vertrauen konnte, so bediente er sich doch noch anderer Mittel, und man muß gestehen, daß es ihm mehr darum zu thun war, seinen Zweck zu erreichen, als durch bloß edle Mittel dahin zu gelangen. Sein Geld half ihm so viel als seine Krieger, er wandte alles an, von seinen Feinden die zu bestechen, die ihm nützlich seyn konnten, oder die er zu besiegen verzweifelte. Zuerst wandte er alle diese Mittel nach den Grundsätzen einer redlichen Staatsklugheit an. Die Illyrier, Peonier und Thrazier glaubten von seiner Jugend Vortheile zu ziehen, und machten mehrere Einfälle in Macedonien; Philipp entwaffnete aber die beiden letzten

Völker durch Geschenke, und das erste wagte es so auch nichts weiter zu unternehmen. In der Folge kündete er den Einwohnern von Amphipolis den Krieg an, bemächtigte sich der Stadt, verjagte seine Gegner, behandelte aber die andern Einwohner mit vieler Schonung. Die Einnahme dieser Stadt trug vieles zu seiner Vergrößerung bei; sie erleichterte ihm die Eroberung von Pidua, und das Bündniß mit den Olynthiern, welches auch die Athener ansuchten. Er nahm auch Potidäa, schickte aber die Besatzung, welche ganz aus Athenern bestand, mit allen Kriegsehren zurück.

Die Athener rüsteten sich, ihm die Krone zu entreißen; aber Philipp überwand sie, und machte eine große Anzahl Gefangene, die er ohne Lösegeld zurückschickte. Seine Großmuth rührte dießmal die Athenienser so sehr, daß sie ein Bündniß mit ihm suchten und erhielten. Dann wandte er sich gegen die Illyrier, die ihn unaufhörlich neckten, und setzte sie außer Stand, ihm ferner zu schaden.

Weil er Geld bedurfte, wandte er seine Aufmerksamkeit auf Crenides, eine Stadt, der er seinen Namen gab, und um welche herum beträchtliche Goldminen waren. Er sandte viele Arbeiter dahin, und war der erste, welcher Goldmünzen mit seinem Namen schlagen ließ. Die Reichthümer, welche er von dorther bekam, verwandte er dazu, sich in allen ansehnlichen Städten Anhänger und Ausspäher zu

verschaffen, und ohne Waffen Eroberungen zu machen.

Schon seit langer Zeit trug er den Anschlag herum, sich des ganzen Griechenlandes zu bemächtigen. Den ersten Versuch machte er mit Olynth, einer asiatischen Colonie und Vormauer. Demosthenes Ruhm war damals aufs höchste gestiegen, seine donnernde Beredsamkeit machte auf die Völker so viel Eindruck, daß er sie leicht bewog, gemeinschaftlich zu handeln, besonders da kein einzelner Staat einen glücklichen Erfolg hoffen konnte. Diesen großen Redner und den tugendhaften Phocion fürchtete Philipp am meisten in Griechenland. Demosthenes bewog die Athener, 17 Galeeren und 2,000 Mann zum Beistande Olynths abzuschicken. Aber alle diese Anstrengungen halfen gegen Philipp nichts, er hatte die vornehmsten Einwohner bestochen, und so wurde ihm die Stadt übergeben. Nachdem er einmal Meister derselben war, zerstörte er sie von Grund aus, und gewann die nahen Städte durch Spenden und Feste. Indem er immer seinen Plan im Auge behielt, ließ er sich zum Vorsteher der Amphiktionen oder des abgeordneten Rathes aller griechischen Provinzen erklären, und befahl durch diesen Gerichtshof die Zerstörung der phocischen Städte.

Endlich fing Griechenland an Philipps Absicht einzusehen. Als er das merkte, ging er, jeden Verdacht zu zerstreuen, nach Macedonien zurück,

bekriegte die Thrazier, Illyrier und den Chersones; in der Folge kehrte er seine Waffen gegen Euböa, eine Insel, die er ihrer Lage wegen die Fessel Griechenlands nannte. Sein Gold und die Waffen verhalfen ihm zu einem Theile dieses Landes; aber Phocion, ihm an Kriegskunst völlig gleich, und unbestechlich, entriß ihm bald diese Vortheile wieder. Als Philipp sah, daß gegen diesen Helden wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren war, wandte er sich gegen die Scythen und nahm ihnen eine ansehnliche Beute ab.

Demungeachtet setzte er seine Plane gegen Griechenland fort. Er ließ Athen den Frieden antragen, Phocion rieth ihn anzunehmen, Demosthenes rieth zum Gegentheil, und lezterer drang durch. Phocion wurde jetzt vom Oberbefehl entfernt, und die Verbündeten wurden, dreihundert und acht und dreißig Jahre vor unserer Zeitrechnung, von Philipp bei Chäronäa geschlagen. Philipp stellte Trophäen auf, opferte den Göttern, und überließ sich bei einem Siegesfeste allen Ausschweifungen. In der Freude des Sieges und Weines erniedrigte er sich so weit, die Gefangenen zu mißhandeln. Der Redner Demades, der sich darunter befand, sagte zu ihm: »Du könntest wie Agamemnon handeln, und spielst den Thersites.« Philipp hatte ein richtiges Gefühl. Diese Erinnerung brachte ihn wieder zu sich selbst, so daß er Demades als seinen Freund

behandelte, die Gefangenen ohne Lösegeld freigab, und den Athheniensern den Frieden bewilligte. Er antwortete bei dieser Gelegenheit jenen, die zu grö-ßerer Strenge gegen die Besiegten riethen: sie thäten Unrecht daran, ihm zu rathen, daß er den ersten Schauplatz des Ruhms (Athen) zerstörte, da er doch selbst alles des Ruhmes wegen thue und leide. Diese edlen Gesinnungen werfen gewissermaßen einen Schleier über Philipps unermeßlichen Ehrgeiz. Dieser letztere Hang war es, der ihm auch seinen Lieblingsanschlag eingab, als Oberfeldherr aller Griechen den König von Persien zu bekriegen. Er erhielt auch wirklich diese verlangte Stelle, aber eben als er sich zu dem großen Unternehmen rüstete, wurde er von einem seiner Pagen, Pausanias, umgebracht, der sich wegen einer Beleidigung an dem Könige rächen wollte. Philipp war damals vier und vierzig Jahre alt, von denen er vier und zwanzig regiert hatte.

Weniger Ehrgeiz oder eine bessere Richtung dieses Triebes würde Philipp zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben. Er hatte Genie und Thätigkeit; aber seine spitzfindige Politik führte ihn immer zu kleinen Mitteln. Einmal bemerkte jemand, daß eine Festung, die er einnehmen wollte, von Natur unbezwinglich wäre. »Wie,« sagte er, »sollte nicht ein kleiner Esel mit Gold beladen hineinkommen können?« Er bestach einen großen Theil der angesehensten Bürger in den griechischen Freistaa-

ten, und unter seiner Regierung verlosch Griechenlands Glanz.

Demungeachtet bezeigte Philipp in manchen Gelegenheiten so viele Mäßigkeit als Gerechtigkeitsliebe. Er kannte den ganzen Umfang seiner Pflichten. Eine Frau, die ihm etwas vorzutragen hatte, und die unter dem Vorwande, er habe keine Zeit, weggeschickt worden war, wagte ihm zu sagen; »So höre denn auf König zu seyn!« und er, statt aufgebracht zu werden, rief sie zu sich, und hörte sie und alle, die nach ihr kamen. Einem seiner Verwandten, der für einen Verbrecher um Gnade bat, antwortete er: »Es ist besser, daß die Schande auf den Schuldigen falle, als auf mich, der ich sein Richter bin.« Was er nach Cornelius Nepos selbst am meisten an sich schätzte, war seine militärische Vorsicht, und die Art, wie er die Geschäfte zu betreiben wußte. Die Ehre dieser Unterhandlungen schätzte er viel höher als seinen Waffenruhm. »Alle Mitstreiter,« sagte er, »haben hier Theil am Siege, aber in Hinsicht der Geschäfte, die ich mit Weisheit zum Ziele geführt habe, gebührt auch die Ehre mir allein.« Eines Tages hatte er bei Gericht geschlafen, und als er aufwachte, sprach er sogleich das Urtheil. Der Verurtheilte schrie: »Ich appellire!« »An wen?« fragte der erstaunte König. »An den wachenden Philipp!« Philipp fühlte seinen Fehler, und nahm die Sache noch einmal vor. Er war

freigebig, und gefiel sich darin, seine Feinde durch Wohlthaten zum Schweigen zu bringen. »Ein Achäer,« sagt Cornelius Nepos, »schien sich ein eigenes Geschäft daraus gemacht zu haben, über ihn zu schmähen, und rieth jedermann, ihn so sehr als möglich zu fliehen. Dieser Mann kam einmal nach Macedonien, und Philipps Höflinge riethen ihm, ihn zu strafen. Der König im Gegentheile unterredete sich mit ihm sehr gütig, und schickte ihm Geschenke ins Haus. Einige Zeit darauf fragte Philipp, wie dieser Mensch wohl jetzt von ihm spräche? Er lobt dich, war die Antwort. Ihr seht also, sagte Philipp, daß ich die Mittel gegen die Verläumdung besser kenne als ihr. Ein andermal, als man ihn bewegen wollte, sich an den Griechen zu rächen, die bei den olympischen Spielen übel von ihm gesprochen hätten, obgleich er ihnen so viele Wohlthaten erwiesen habe, begnügte er sich zu sagen: Was würden sie nun erst sprechen, wenn ich ihnen etwas Uebels gethan hätte? So verklagte man auch Nikanor, daß er ihn verläumdete. Nikanor ist ein ehrlicher Mann, sagte er; statt ihn zu strafen wollen wir sehen, ob der Fehler nicht an uns liegt. Und wirklich fand es sich, daß Nikanor sehr arm sey, und daß ihm niemand Hülfe leiste. Philipp verbesserte seine Lage, und Nikanor strömte von Lobsprüchen über. Ihr sehet, sagte Philipp, daß es in unserer Macht stehet, ob man gut oder übel

von uns spricht. Er sagte oft, daß er den athe-
niensischen Rednern, die so bitter auf ihn schmäh-
ten, Dank schuldig sey, denn sie zwängen ihn, seine
Reden und Handlungen zu beobachten und zu ver-
bessern. Ich suche sie zu Lügnern zu machen, setzte
er hinzu. Eines Tages, als er dem Verkauf seiner
Kriegsgefangenen zusah, schrie der letzte: Philipp,
mir deinem Freunde gewähre eine Gnade. — Wie,
mein Freund. Wie so? — Ja das kann ich dir
nur im Geheim eröffnen. — Philipp ließ den Ge-
fangenen näher kommen. Dieser sagte ihm dann
mit gedämpfter Stimme: Zieh ein wenig deinen
Mantel an, du bist in einer unanständigen Stellung.
Der König dankte ihm und schenkte ihm die Freiheit.
»Es ist wirklich einer meiner Freunde,» sagte er, »ich
erinnerte mich nicht mehr an ihn.«

Alles das macht Philipp viele Ehre, und man
muß gestehen, daß er ein größerer Mensch als Herr-
scher war.

Demosthenes,
ein atheniensischer Redner.

Starb 332 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Demosthenes war der Sohn eines begüterten Mannes, der eine Schwerterschmiede hatte. In einem Alter von sieben Jahren verwaist, kam er unter die Hände eines niederträchtigen Vormundes, der ihm einen Theil seiner Güter entriß, und den Rest zu Grunde gehen ließ; ja er trieb den Geiz so weit, daß er dem Knaben nicht einmal eine Erziehung gab, die seinem Vermögen angemessen gewesen wäre. Diese sträfliche Nachlässigkeit und der schwache Bau des Knaben, welcher seine Mutter bei jeder Anstrengung Gefahr befürchten ließ, machten, daß Demosthenes in seinen ersten Jahren sehr wenig lernte. Aber als er bei einer Gelegenheit einen guten Redner gehört hatte, wurde er davon und von den Ehren, die man jenem erwies, so ergriffen, daß er nun keine andere Begierde hatte, als ein guter und geehrter Redner zu werden. Sein Vermögen erlaubte ihm nicht, bei dem berühmten Isokrates die Redekunst zu erlernen; aber er verschaffte sich dessen

Werke, und studirte sie mit der größten Anstrengung. Der erste Versuch, den er von seinem Talente machte, war gegen seine Vormünder, die verurtheilt wurden, Rechenschaft von den Gütern abzulegen, die dem Demosthenes sein Vater hinterlassen hatte. Durch diesen glücklichen Anfang angeeifert, wollte er nun auch öffentliche Verhandlungen unternehmen, er ging auf den Platz von Athen, um auch über Staatsangelegenheiten seine Meinung zu sagen, aber diesmal gelang es nicht so gut; das Volk fand seine langen Perioden langweilig; spottete über seine Art zu sprechen und machte einen solchen Lärm, daß er aufhören mußte; demungeachtet kam er noch einmal, wurde aber so übel empfangen, daß er im Begriffe war, die Redekunst aufzugeben. Einer seiner Freunde, ein tragischer Schauspieler, der einsah, woher der Fehler kam, brachte ihn von diesem Vorhaben ab, machte ihm bemerkbar, daß seine Rede ohne Geberdenbewegung sey, und lehrte ihn diese Kunst. Demosthenes verlegte sich jetzt darauf. Um in seinen Studien weniger zerstreut zu seyn, ließ er eine Art von Höhle machen, die zu Plutarchs Zeit noch existirte. Dahin stieg er alle Tage hinab, und übte sich in der Aussprache und dem Geberdenspiele. Das trieb er mit so viel Fleiß und Eifer, daß er oft zwei bis drei Monate nicht ausging, und sich die Hälfte der Haare am

Kopfe wegscheeren ließ, um nicht öffentlich erscheinen zu können.

Mit so vieler Mühe errang Demosthenes das Talent, welches ihm dann so viele Ehre machte. Die Natur schien ihm gerade entgegen bei seinen Bemühungen; er war nicht stark gebaut, hatte eine schwache Stimme und eine fehlerhafte Aussprache, weil er viele Sylben nicht betonte; aber er wandte alles an, diese Hindernisse zu überwinden. Um seiner Stimme mehr Stärke zu geben, deklamirte er so laut als möglich, während er geschwinde Bergan ging; und um sich an das Geräusch des Volkes zu gewöhnen, sprach er bei einem Meersturme an dem Gestade; auch nahm er kleine Steinchen in den Mund, um, wenn er sie herausgeworfen hatte, eine freiere Aussprache zu haben.

So viele Bemühungen und Aufopferungen wurden durch den blendendsten Erfolg gekrönt. Demosthenes wurde der größte Redner, dem niemand gleich kömmt. Cicero trat in seine Fußstapfen, er ist glänzender, blumenreicher, aber an Kraft und Stärke erreicht er den griechischen Redner nicht. Demosthenes unterschied sich zuerst durch seine Reden gegen Philipp; der Gegenstand war seiner Beredsamkeit würdig, und in kurzer Zeit wurde Demosthenes so berühmt, daß er beinahe ausschließend die atheniensischen Staatsangelegenheiten leitete. Er bewog Athen, wie wir schon gesagt haben, Philipp

den Krieg zu erklären, der seine Freundschaft suchte; wahrscheinlich sah er voraus, daß dieser listige König eine Stadt mit Gold einnehmen würde, die er durch Waffen nicht erobern könne. Die Athenienser siegten unter Phocion, wurden aber, wie wir erzählt haben, in der Folge geschlagen. Demosthenes, so erzählt die Sage, war nicht so tapfer als beredsam: denn in der Schlacht warf er die Waffen weg, und floh einer der ersten. Vielleicht ist auch das Ganze nur eine Erdichtung, denn wie wäre ihm sonst aufgetragen worden, die Leichenrede für die Gebliebenen zu halten? Er verlor auch nichts von seinem Ansehen, und nach Philipps Tode sprach er gegen Alexander fort. Dieser hatte schon Theben zerstört, zog gerade gegen Athen, und begehrte zehn Redner, die am heftigsten gegen ihn gesprochen hätten. Bei dieser Gelegenheit erzählte der Redner die Fabel von den Wölfen, welche bei ihrem Frieden mit den Schafen ihre Hunde als Geissel verlangten, und dann ohne Widerstand die Heerde auffraßen. Alexander besänftigte sich auf Demades Bitte, den man zu ihm geschickt hatte, schloß Frieden mit den Atheniensern, und wandte, nach Phocions Rath, seinen Blick nach Persien. Demosthenes verlor nun etwas von seinem Ansehen, erhielt es aber wieder in einem solchen Grade, daß man bald zu der Kronsache zurückkam, die man vor der Schlacht bei Mantinea angefangen hatte. Diese Sache verhielt sich so:

In dem schönsten und glänzendsten Augenblicke von Demosthenes Ruhme hatte Ctesiphon, ein athenienſiſcher Bürger, vorgeschlagen, ihm für die wichtigen Dienste, die er Griechenland geleistet habe, eine Krone zu geben. Aeschines, ein anderer berühmter Redner, der auf Demosthenes eifersüchtig war, widersetzte sich diesem Vorschlage aus allen Kräften. Das öffentliche Unglück erlaubte damals nicht, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, zu dem man nun in ruhigeren Zeiten zurückkam. Aeschines hatte seinen alten Haß nicht vergessen, er setzte alle Triebfedern in Bewegung, seinem Nebenbuhler diese neue Palme zu entreißen. Er hielt eine Rede, die ein Meisterstück gewesen seyn würde, wenn nicht Demosthenes nach ihm gesprochen hätte. Dieser letztere siegte und Aeschines wurde verbannt. Der Sieger gebrauchte seinen Sieg löblich; in dem Augenblicke, wo sich Aeschines von Athen entfernte, lief Demosthenes zu ihm und trug ihm Geld an. Aeschines, davon gerührt, rief: »Wie soll ich nicht bedauern, ein Vaterland verlassen zu müssen, wo ich so großmüthige Feinde zurücklasse, daß ich anderswo kaum ähnliche Freunde finden werde.« Plutarch gibt diese Worte dem Demosthenes in den Mund, als er selbst verbannt wurde. Das kam auf folgende Art: Harpalus, ein Statthalter Alexanders, hatte den König verlassen, und sich mit ungeheuren Schätzen nach Athen geflüchtet. Ei-

nen Theil dieser Reichthümer nun wendete er dazu an, sich Freunde zu erwerben; die Beredsamkeit des Demosthenes konnte ihm sehr nützlich seyn. Dieser Redner hatte gerathen, den gefährlichen Verführer abzuweisen; aber Harpalus, der ihm sehr künstlich einen goldenen Becher und zwanzig Talente in die Hände zu spielen wußte, brachte ihn zum Schweigen, und um nicht sprechen zu dürfen, erschien Demosthenes mit verbundenem Halse, als ob er heiser wäre. Jedermann durchsah das Gaukelspiel, er wurde angeklagt, und zu einer Geldstrafe von fünfzig Talenten verurtheilt. Als er sie nicht bezahlen konnte, warf man ihn ins Gefängniß: aber er fand Mittel zu entkommen und entfloh aus Athen. Seine Verbannung fiel ihm sehr schmerzlich, er konnte sie nicht so ertragen, wie es von einem Manne, der so strenge sprach, zu vermuthen gewesen wäre.

Beim Tode Alexanders versuchte es Griechenland noch einmal, sich zu erheben: Demosthenes zog von Stadt zu Stadt, die Völker aufzumuntern, ihre Freiheit wieder zu erkämpfen. Die Athenienser, welche die nämliche Absicht hatten, wurden dadurch so entzückt, daß sie das Vergangene vergaßen, Demosthenes in ihre Mitte zurückriefen und ihn mit allen Zeichen der allgemeinsten Freude empfingen. Dieses Glück war aber von kurzer Dauer: Antipater, einer von Alexanders Nachkommen, hatte die Griechen besiegt, und zog nun gegen Athen; De-

mosthenes floh noch einmal aus seinem Vaterlande und kehrte nicht mehr dahin zurück. Als ihn Antipaters Soldaten lebhaft verfolgten, rettete er sich in einen Tempel des Neptun; vergebens suchte man ihn durch falsche Versprechungen herauszulocken, er wußte, daß man ihm den Tod geschworen hatte. An dem Altar der Götter sitzend, that er, als ob er noch seinen Freunden schreiben wollte, in der That aber nahm er Gift, das er in einem Griffel verschlossen hatte. Er bedeckte darauf das Gesicht mit dem Mantel, bis er die Wirkungen des Giftes fühlte; als er seinen Tod nahen sah, stand er auf und ging vor den Tempel, das Heiligthum nicht zu entweihen. So starb der größte aller Redner. Sein Patriotismus machte mehrere seiner Fehler verzeihlich. Die Athenienser, die ihn bei der Annäherung Antipaters zum Tode verdammt hatten, erwiesen ihm nun so viele Ehre, als andern großen Männern, die sie verfolgt hatten; sie errichteten ihm eine Statue, und verordneten, daß der älteste seiner Nachkommen auf öffentliche Kosten erhalten werden solle.

Alexander,

König von Macedonien.

Geboren 356 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Alexander, Sohn Philipps von Macedonien, wurde zu Pella geboren. Schon in seiner Kindheit zeigte er Spuren des Ehrgeizes. Die Siege seines Vaters waren eine Quaal für ihn. Es wird mir, sagte er, nichts Großes zu thun, nichts zu erobern übrig bleiben. Er war noch sehr jung, als er den berühmten Bucephalus bezähmte. Dieses herrliche Pferd war, als es vor Philipp geführt wurde, so wild und unbändig, daß alle Stallmeister gestanden, man werde es nie brauchen können. Als der König die Probe gesehen hatte, befahl er, daß man das Thier als unbrauchbar wegführe. Alexander, der gegenwärtig war, beklagte sich, daß ein so schönes Thier weggegeben würde, weil niemand kühn und geschickt genug wäre, sich seiner zu bedienen. »Aber,« sagte Philipp, »scheint es doch fast, als ob du es besser verstündest, mein Sohn?« Alexander ließ sogleich das Pferd beim Zügel nehmen,

wandte es gegen die Sonne, weil er bemerkt hatte, daß es vor seinem Schatten erschrak, schmeichelte, liebkosete es, und in dem günstigen Augenblicke sprang er ihm auf den Rücken, und ließ es laufen bis es müde war. Philipp sah jetzt voraus, was sein Sohn werden würde, und versäumte nichts, diese Anlagen auszubilden. Alexander erhielt Meister aller Art, unter denen er Aristoteles am meisten liebte. Dieser Philosoph lehrte ihn nicht allein die Politik und Moral, sondern er unterrichtete ihn auch in einer geheimern Wissenschaft, von der man nichts Näheres weiß, die aber wahrscheinlich den Zweck hatte, den Menschen über Vorurtheile und Aberglauben zu erheben. Wie immer, Alexander war sehr ungehalten darüber, daß Aristoteles manches davon in seinen Büchern öffentlich kund gemacht habe. »Wir werden,« schrieb er dem Philosophen, »nichts mehr vor andern voraus haben, wenn die ganze Welt unser Geheimniß erfahren hat.« Der junge Fürst liebte die Wissenschaften und las mit Wahl; Homer war sein Liebling. Er wollte, daß Aristoteles die Iliade verbessern sollte; dieses herrliche Gedicht ließ er nicht aus den Händen, des Abends legte er es mit dem Dolche unter das Kopfkissen. Nachdem er Darius besiegt hatte, fand er unter der Beute ein kostbares Kästchen, er beschloß, Homers Werke darin aufzubewahren, da-

mit das schönste Werk des menschlichen Geistes auch in dem schönsten Behältnisse liege.

In einem Alter von zwanzig Jahren folgte er seinem Vater auf dem Throne. Seine Jugend gab allen denen Muth, die sein Vater unterworfen hatte; aber der junge Held, den Demosthenes ein Kind genannt hatte, zeigte bald, daß er furchtbarer als sein Vater sey. Er zog gegen die Triballier, welche sich empört hatten, besiegte sie, kam zurück, belagerte Theben, eroberte es und ließ es zerstören; darauf wandte er sich gegen Athen, welches aber alles, was er verlangte, bewilligte. Er wollte seines Vaters Plan ausführen, Persien zu bekriegen, und ließ sich in einer allgemeinen Versammlung der griechischen Stände zum Oberfeldherrn wählen. Ungeachtet dieser Wahl, schienen die Mittel, welche ihm zu Gebote standen, der Größe seines Unternehmens nicht zu entsprechen. Die griechischen Geschichtschreiber sagen, daß er beim Auszuge nur vier und dreißigtausend Mann zu Fuß und vier bis fünftausend Reiter, siebenzig Talente an Geld, und Lebensmittel auf dreißig Tage gehabt habe. Er baute auf sein Glück; als er noch vor seiner Abreise einen großen Theil seiner Güter verschenkte, sagte Perdikkas zu ihm: »Was wird dir denn übrig bleiben?« »Die Hoffnung!« antwortete Alexander. Eine Antwort, die seinen ganzen Charakter schildert.

Nachdem er die Meerenge des Hellesponts übersetzt hatte, hielt er sich ein wenig in der Stadt Ilium auf, opferte der Diana, und ehrte das Grab des Achilles. Er war glücklich, sagte er von ihm, er hatte während seines Lebens einen treuen Freund, und nach seinem Tode, einen großen Dichter seine Thaten zu verherrlichen.

Beim Uebergange über den Granikus erwarteten ihm die Truppen des Darius, von seinen Generalen angeführt. Ein Feldherr von weniger Kühnheit würde hier bedenklich geworden seyn; der König wollte keinen Rath hören, er stürzte sich der erste in den Fluß, seine Kühnheit krönte ein glücklicher Ausschlag, die Feinde erschraken und flohen. Bald war ganz Kleinasien unterworfen. Er suchte nun Darius selbst auf, der ihm an der Spitze von sechsmal hundert tausend Mann, wie man sagt, entgegen rückte; aber jetzt hielt Alexander eine Krankheit zurück, er bekam sie, weil er sich erhitzt in dem kalten Wasser des Flusses Cydnus gebadet hatte. Das Uebel schien so gefährlich, daß mehrere Aerzte die Heilung nicht übernehmen wollten. Philipp allein, seiner Kunst gewiß, und ohne alle Rücksicht auf sich, wenn die Kur nicht gelingen sollte, verließ seinen Monarchen in dieser großen Gefahr nicht. Er versuchte die letzten Hülfsmittel der Arzneikunst, und verfertigte einen Trank, der den König noch retten konnte. Während er sich gerade damit beschäf-

tigte, erhielt Alexander einen Brief, in dem man ihm vor Philipp warnte, weil er vom Golde des Darius bestochen sey. »Alexander glaubte an die Tugend,« sagt Rousseau, Philipp war sein Freund, und sein Vertrauen auf ihn wurde dadurch so wenig geändert, daß er mit fester Hand den Trank nahm, ihn mit einem Zuge leerte, und dann erst Philipp den Brief überreichte. Ein großer Zug, mehr werth als eine gewonnene Schlacht.

Kaum ist Alexander hergestellt, als er sich mit seinem kleinen siegreichen Heere in Bewegung setzt, um die ungeheure, aber schon etwas scheu gewordene Armee des Darius zu bekämpfen. Ein verbannter Macedonier, der sich bei den Persern befand, rieth dem Darius den Alexander in der Fläche zu erwarten, wo ihm die Menge seiner Truppen die größten Vortheile verschaffen müßte. Darius wollte aber seine Gegner in engen Defileen bekämpfen, wo er von seiner Uebermacht wenig Vortheil ziehen konnte. Bald wurde unter seinen Soldaten die Unordnung allgemein, Darius mußte fliehen, und selbst seinen Wagen dem Sieger zurücklassen. Mehr als zehntausend Perser fielen, und die Reste der Armee waren schon durch die Furcht halb besiegt.

Alexander bemächtigte sich der unermeßlichen Schätze des Darius, und hörte, daß die Gemahlin und die Töchter dieses Fürsten in seine Gewalt gekommen seyen. Er behandelte sie mit Größe,

tröstete sie, ließ ihnen ihre Bedienung, ihre Sklaven, und ließ ihnen größere Summen auszahlen, als sie bisher bezogen hatten. Darius Gemahlin und Töchter waren sehr schön, und Alexander jung, aber er wußte seine Leidenschaften zu überwinden, und um nicht zu unterliegen, entsagte er dem Umgange der Frauen, und verbot, ihm ein Wort von ihrer Schönheit zu sprechen. Dieser letzten Schlacht am Issus folgte die Unterwerfung mehrerer Städte, besonders von Tyrus, die lange widerstand, und erst nach einer siebenmonatlichen Belagerung eingenommen wurde. Alexander rächte sich ungroßmüthig an den Tyriern, nnd ließ zweitausend von ihnen, welche der Wuth seiner Krieger entgangen waren, ans Kreuz schlagen. Dann strafte er die Juden, die ihn beleidigt hatten, und zog nach Egypten, wo er Alexandrien baute, welches er zum Mittelpunkte des Handels aller Nationen machen wollte. Bei der Belagerung von Gaza, welches den Weg nach Egypten öffnete, ließ er sich zu einer Grausamkeit hinreißen die sein Andenken entehrt. Betis nähmlich hatte, dem Darius getreu, die Stadt so sehr als möglich vertheidigt, Alexander ließ zweytausend Menschen umbringen, und schleppte, dem Achill ähnlich zu seyn, den Betis an seinem Wagen um die Stadt. Er machte einen sehr beschwerlichen Zug in die lybischen Wüsten, zum Jupiter Ammon; der Priester, der ihn empfieng,

nannte ihn einen Sohn des Jupiter, und er hielt sich jetzt selbst dafür. Plutarch glaubt, Alexander habe das aus Politik gethan, den bezwungenen Persern mehr Ehrfurcht einzuflößen, und setzt hinzu, daß er selbst mit seinen Griechen über seine Erhebung spottete. Genug, er ließ sich göttliche Ehren erweisen, und sein ganzes übriges Leben entsprach dem ruhmwürdigen Anfange desselben nicht.

Darius versuchte es, ob er den drohenden Sturz vielleicht durch Geschenke abzuwenden vermöchte, und schickte deßwegen Abgeordnete zu Alexander, die ihm zehn tausend Talente zur Auslösung der Gefangenen, alles Land bis an den Euphrat, und eine von Darius Töchtern zur Gemahlin antrugen, wenn er sich mit den Persern verbinden wollte. Ich würde diese Geschenke annehmen, sagte Parmenio wenn ich Alexander wäre! — Ich auch, erwiederte dieser, wenn ich Parmenio wäre! Bald darauf folgte die Schlacht bei Arbela. Die Anzahl der persischen Soldaten war so groß, daß selbst die beherztesten Macedonier zu fürchten anfiengen, und ihm riethen, bei Nacht angreifen zu lassen, um seinen Griechen die Größe der Gefahr zu verhüllen. Ich will den Sieg, sagte er, nicht verhehlen. Und beim hellen Tage erfocht er seinen glänzendsten Sieg. Die Schlacht am Issus war es, die ihm Phönizien und Egypten geöffnet hatte, die bei Arbela erleichterte ihm das Vordringen in Indien und Persien;

er zog nach Babylon, Susa, Persepolis, und fand überall unermeßliche Reichthümer. Zu Persepolis ließ er durch den Uebermuth einer Buhlerin verführt, den königlichen Pallast verbrennen, und bereuete es fruchtlos, als er aus dem Taumel wieder erwachte.

Als er gerade den persischen Monarchen verfolgte, um durch eine letzte Schlacht dem ganzen Kriege ein Ende zu machen, hörte er, daß Bessus und Narbazanus den König umgebracht hätten. Weit entfernt, sich darüber zu freuen, weinte er seinem Feinde mitleidige Thränen, warf seinen Mantel über den hingeworfenen entblößten Körper, ließ ihm ein prächtiges Grab errichten, und strafte seine Mörder.

Jetzt ganz im Besitze von Persien, bekriegte er die Scythen, und durchzog dann einen großen Theil von Indien. Porus, ein König dieser Völker, widersetzte sich ihm; er besiegte ihn, und machte ihn zum Gefangenen. Gegen seine Gewohnheit, durch Widerstand gereizt zu werden, behandelte er den Porus mit Güte, und gab ihm sogar sein Reich zurück. Er wollte noch weiter dringen, aber seine Truppen, der Eroberungen müde, weigerten sich, begehrten, daß sie Alexander nach Griechenland zurückführe, und setzten so seinem Ehrgeize Gränzen. Seine Zurückkunft glich einer Reihe Bachanalien; er saß in einem geräumigen Wagen,

und trank hier mit seinen Freunden ohne Aufhören; eine Reihe ähnlicher Wägen, die ihm folgten, theilte diese neue Art des Triumphes.

Seit Darius Tode schien Alexander an den asiatischen Sitten Geschmack gewonnen zu haben; er trug persische Kleider, war unzugänglich und befahl, daß man sich vor ihm, nach asiatischem Gebrauch, auf die Erde niederwerfe. Diese neuen Einrichtungen entfernten ihm die Herzen der Griechen; sein Stolz, der beinahe unerträglich wurde, machte ihn sogar verhaßt. Seine Sitten verschlimmerten sich, er beschäftigte sich bloß mit Ausschweifungen, und wurde am Ende noch abergläubig. So starb er denn zu Babylon, ein Opfer seiner Ausschweifungen, und voll Furcht vor den Aussprüchen seiner Wahrsager. Einige Schriftsteller behaupten, daß er vergiftet worden sey; aber Arrian und Plutarch schreiben seinen Tod dem zu häufig genossenen Weine zu. Er hatte schon einige Tage das Fieber, und, statt sich zu schonen, wohnte er noch mehreren Gastereien bei. Der Wein, den er hier trank, vermehrte seine Krankheit, und er starb in einem Alter von zwei und dreißig Jahren. Er hatte lange genug für seinen Ruhm gelebt.

Dieser Mann, der beinahe den ganzen Erdkreis zittern machte, war klein, aber sein Blick verrieth sein feuriges Genie und die Größe seiner Entwürfe; seine Haut war sehr weiß und sein Kopf

hieng ein wenig auf die linke Seite. Weil er seine Ruhmbegierde bis auf die kleinsten Dinge ausdehnte, so verbot er jedem Maler ihn zu malen, und erlaubte dieß nur dem einzigen Apelles; Lysippus, der berühmteste Erzarbeiter, durfte allein seine Statue gießen und Praxiteles sie in Marmor ausarbeiten. Ein schlechter Dichter hatte ihm Verse zu seinem Lobe überreicht, er belohnte ihn reichlich, aber mit der Bedingung, daß er künftig keine Gedichte mehr mache. Bei mehreren Gelegenheiten bewies er eine bewundernswürdige Mäßigung: man wollte ihn gegen einen Mann aufbringen, der alle seine Handlungen tadelte; er begnügte sich mit der Antwort: »Das ist das Loos der Könige, wenn auch ihr Betragen noch so gut ist.« Ein junger Macedonier hatte eine junge und reizende Schöne auf einen Ball gebracht, wo Alexander gegenwärtig war, der sich einiger Begierde nicht enthalten konnte; aber als er hörte, daß der junge Mensch das Mädchen mit Leidenschaft liebe, ließ er ihm sagen, er möchte sich geschwind mit ihr wegbegeben. Den Abend vor der Schlacht bei Arbela sagte man ihm, daß mehrere seiner Soldaten den Anschlag gemacht hätten, das Beste von der Beute zu rauben; er antwortete: »Desto besser, das zeigt, daß sie viele Lust haben sich tapfer zu schlagen.« Ein andermal, als er auf einem mit Schnee bedeckten Berge hinter der Armee zurückgeblieben war, traf er einen gemeinen

Soldaten, der durch die Beschwerden und die Kälte das Bewußtseyn verloren hatte. Er nahm diesen in seine Arme, führte ihn selbst zu einem Orte, wo man Feuer angemacht hatte, und verließ ihn nicht, bis er völlig hergestellt war. Sein Hang zur Freigebigkeit gränzte an Ausschweifung, vorzüglich aber, wenn er etwas groß oder nützlich fand. So war Alexander im ruhigen Zustande; aber er war zum Zorne, zum Stolze, zur Unmäßigkeit geneigt, und dann war er ganz ein anderer Mensch. In einem solchen Zustande war es, daß er Theben zerstören ließ, den Pallast des Darius verbrannte und seinen redlichen Freund Clitus bei einem Gastmahle erstach, weil er ihn wegen seiner Fehler tadelte. Arrian fällt folgendes Urtheil über ihn:

»Er war,« sagt er, »ein sehr schöner Prinz, schnell, wachsam, muthig, voll Edelmuth, Großmuth und Mäßigung, hatte aber eine unersättliche Begierde nach Ruhm. Sehr scharfsehend, war er glücklich in seinen Muthmaßungen; und in der Kriegskunst erfahren, wußte er den Geist seiner Soldaten immer mit neuen Hoffnungen zu entflammen, und durch seine eigene Entschlossenheit die Furcht zu zernichten. In seinen Unternehmungen war er kühn, und in der Ausführung entschlossen; seine Zeit wußte er trefflich zu wählen, und war immer dort, wo man ihm am wenigsten erwartete. Seine Versprechen hielt er treulich und täuschte Niemanden, ließ

sich aber auch von Niemanden betrügen. In seinem Vergnügen war er mäßig und mit seinen Geschenken verschwenderisch. Wenn er aus Zorn und Uebereilung Fehler gemacht hatte, und im Glücke übermüthig war, so glaube ich, daß man das einem jungen Helden im ununterbrochenem Laufe seiner Siege verzeihen müsse, der nie durch Unglück belehrt worden war; von der andern Seite war er immer von Schmeichlern, dieser Pest der Staaten und Fürsten umgeben, und doch bekannte er seine Fehler, und war der einzige Herrscher, der sich eine Ehre daraus machte, sie zu bereuen.«

Julius Cäsar,

römischer Dictator.

Geboren im Jahre 98 vor unserer Zeitrechnung.

Cajus Julius Cäsar stammte von einer berühmten römischen Familie ab. Seine Vaterschwester hatte den Marius geheirathet, deßwegen wurde er dem Sylla, Marius Nebenbuhler, verdächtig, und er wollte ihn umbringen lassen. Aber auf vieles Bitten ließ er ihm das Leben, doch sagte er voraus, daß dieser einmal die Republik umstürzen würde.

Cäsar war damals in seinen ersten Jünglingsjahren. Als er hörte, was Sylla von ihm gesagt habe, hielt er es für räthlicher, Rom zu verlassen und sich ins Land der Sabiner zu begeben. Hier erkannte ihn einer von den Leuten des Dictators und wollte ihn anhalten, aber er bestach den Anführer mit zwei Talenten und floh zum Könige Nikomedes nach Bythinien. Bei seiner Rückkehr wurde er von Seeräubern gefangen genommen, die zwanzig Talente für seine Auslieferung verlangten. Er lachte bei dieser Forderung, verspottete sie, daß sie ihre Beute nicht zu schätzen wüßten, und versprach ihnen fünfzig Talente. Während nun seine Leute diese Summe aufzubringen suchten, blieb er dreißig Tage bei den Seeräubern, die er so stolz und verächtlich behandelte, daß er ihnen immer, so oft er ruhen wollte, allen Lärm untersagte und einmal ihnen sogar drohte, sie ans Kreuz schlagen zu lassen. Die Seeräuber spotteten dieser Drohung; aber sobald Cäsar in Freiheit war, rüstete er mehrere kleine Fahrzeuge aus, überfiel sie noch zu Lande und ließ die gedrohten Strafen an ihnen vollziehen.

Er hatte sich schon unter Thermus, dem Prätor in Asien, in den Waffen ausgezeichnet; jetzt wollte er auch seinen Geist bilden, und ging nach Rhodus, die Beredsamkeit von dem berühmten Apollonius zu lernen. »Er war,« sagt Plutarch, »geboren, den höchsten Preis in der Beredsamkeit zu erringen,

wenn er sich vollkommen darauf verlegt hätte; aber er zog die Waffen vor, weil sie ihm die höchste Gewalt verschaffen sollten, und so nahm er nach Cicero nur den zweiten Platz ein. Die erste öffentliche Probe, welche er von seinem Talente ablegte, war gegen den Dolabella, den er vor dem Volke der Bestechlichkeit anklagte. Seine Beredsamkeit verschaffte ihm viele Freunde und Bewunderer, die im Nothfalle einen Vertheidiger an ihm hofften. Er wurde nun durch die wachsende Volksgunst schnell Tribun, Quästor, Aedil, Pontifex Maximus, Prätor und Statthalter von Spanien. Jetzt fing ihn der Senat zu fürchten an. Alle, die ihn beobachteten, sahen, daß sein Ehrgeiz ihn noch weiter, als alle römischen Feldherren vor ihm treiben würde; das Geheimniß seines Herzens entschlüpfte ihm bei allen Gelegenheiten. Man erzählt, daß er bei seiner Ankunft zu Cadix eine Statue Alexanders gesehen und seufzend ausgerufen habe: »In meinem Alter hatte er schon die Welt erobert, und ich habe noch nichts gethan!« Als er einen kleinen Ort in den Alpen passirte, sagte er: »Ich wollte lieber der Erste in diesem Dorfe als der Zweite in Rom seyn.« Er endete den Krieg sehr bald, schlug die Callecienser und Lusitanier, drang bis an den Ocean, und unterwarf sich mehrere Nationen, die bisher unabhängig von Rom gewesen waren. Sein Betragen bei allen diesen Gelegenheiten gefiel seinen Truppen

so sehr, daß sie ihm einstimmig den Namen Imperator (Kaiser) beilegten.

Wie die Zeit der Wahlen herankam, wollte Cäsar den Triumph und das Consulat zugleich erhalten; um dieses letztere aber bekommen zu können, mußte er in Rom seyn, und der Triumphirende durfte doch erst am Tage des Triumphes selbst in die Stadt einziehen. Er ließ also den Triumph fahren, und kam nach Rom, wo er durch seine feine Politik eine größere Macht als jemals erhielt. Unter dem Vorwande, die zwei angesehensten Männer der Republik, den Crassus und Pompejus, zu versöhnen, brauchte er sie beide als Stützen, auf denen er sich nur höher schwang. Er erhielt das Consulat nach seinem Wunsche und den Bibulus zum Collegen, einen schwachen Menschen, der seine Stelle bald verließ. Weil Cäsar den Crassus und Pompejus zu fürchten hatte, so that er, als ob er ihr Glück mit dem seinigen verbinden wollte, errichtete die erste Gesellschaft der Dreimänner, und gab, um den Bund noch mehr zu befestigen, seine Tochter dem Pompejus zum Weibe. Jetzt allmächtig, da er die Soldaten, das Volk und die beiden mächtigsten Menschen im Staate auf seiner Seite hatte, entfernte er alles von Rom, was ihm im Wege stehen konnte. Cato sagte damals: »Mit der Republik ists aus, wir haben Herren!« und konnte also dem Cäsar nicht sehr angenehm seyn. Bei der Verschwö-

rung des Catilina hatte dieser Republikaner den Cäsar widerlegt, der für die Nachsicht mit den Schuldigen gesprochen hatte. Auch Cicero sprach seinen Wünschen nicht gemäß; diese beiden berühmten Männer wurden also aus Rom verbannt. Cäsar erhielt das Consulat noch auf ein Jahr und durch Pompejus die Verwaltung von Gallien.

Durch die Eroberung dieses letzten Landes wollte sich Cäsar noch mehr Ruhm und Liebe seiner Truppen erwerben, und sich diese ganz eigen machen. Seine ersten Züge waren gegen helvetische Völkerschaften gerichtet, er schlug sie und wendete dann seine Waffen gegen die Germanier und Belgier. Auch diese schlug er und besiegte nach ihnen die meisten gallischen Völker. Seine Eroberungen und Siege verursachten einen neuen Dreimännerbund zwischen ihm, Pompejus und Crassus. Er hatte damals die beiden noch nöthig, die alle ihre Kräfte und ihr ganzes Ansehen für ihn verwendeten. Eine Bedingung dieser neuen Verbindung war, daß er noch durch fünf Jahre als Statthalter mit dem Titel Prokonsul bestätiget wurde. Neuer Ruhm in Gallien, Germanien und Brittanien gab ihm die besten Hoffnungen für Rom. Er war damals seiner Truppen sicher, die er absichtlich meine Freunde, meine Gefährten hieß; er vergab ihnen alle Vergehungen, bereicherte sie mit Beute und strafte sie nur dann,

wenn sie gegen die Kriegskunst fehlten, oder sich widerspenstig zeigten.

Der Senat und Pompejus sahen endlich Cäsars Absichten, und der letztere verlangte, daß man ihn, wenn er seine Armee nicht augenblicklich verließe, für einen Feind des Vaterlandes erkläre. Darauf hatte Cäsar nur gewartet. Er erklärte, man wolle ihn nur von seinen Freunden, seinen Waffengefährten, mit denen er der Republik so viele Dienste geleistet habe, trennen, um ihn so leichter verderben zu können. Antonius, ein anderer Ehrgeiziger, der ebenfalls alles in Unordnung wünschte, widersetzte sich als Volkstribun diesem Beschlusse des Senats und floh endlich zum Cäsar. Dieser ward dadurch entzückt und hatte nun auch die verletzte Würde eines Volkstribuns zu rächen. Er bereitete sich also mit seinem Heere gerade gegen Rom zu ziehen, auch kam er ohne Schwierigkeit nach Italien und nach Rom, welches Pompejus verlassen hatte. Die ungeheuern vorausgeschickten Summen hatten schon alles für ihn gewonnen, was nicht Pompejus gefolgt war; auch sagte er scherzend: »Cäsar hat Gallien mit römischem Eifer und Rom mit gallischem Golde eingenommen.« Obgleich er nur unter dem Vorwande, sich zu vertheidigen, nach Rom gezogen war, so wurde er doch bald eigentlicher Herr dort. Weil er aber Syllas und Marius Andenken so gehaßt sah, verfuhr er nach einem andern Plane. Er

zeigte sich gütig, und da er voraussah, daß die Rache seine Feinde nur verstärken würde, so zog er durch Güte auch die an sich, welche ihm am meisten abgeneigt waren. So gelang es ihm wirklich, viele Freunde zu erwerben; demungeachtet erniedrigte er sich nicht, sondern zeigte zuweilen seine Macht auf eine nachdrückliche Art. Ein gewisser Tribun, Metellus, wollte ihn hindern, sich des öffentlichen Schatzes zu bemächtigen; Cäsar drohte ihn auf der Stelle umzubringen, und setzte trotzig hinzu: »Du weißt, daß ich dieß noch leichter thun als sagen kann.«

Pompejus hatte sich mit einem Heere in das Innere Italiens gezogen, während seine Unter-Feldherren in verschiedenen Provinzen vertheilt waren. Cäsar sagte also, jetzt werde er zuerst die Generale ohne Truppen, dann die Truppen ohne Generale schlagen. Er wandte sich gegen Spanien, übergab dem Trebonius die Belagerung von Marseille, und schlug Pompejus Unter-Generale. Bei seiner Zurückkunft nach Rom ließ er sich zum Dictator ernennen; er begünstigte die Schuldner, rief die Verbannten zurück, an ihnen neue Stützen zu finden, und setzte die Kinder der Proscribirten wieder in ihre Güter ein. Er ließ sich auch für das folgende Jahr zum Consul ernennen, und ging nach Griechenland, wo er den Pompejus bei Pharsale aufs Haupt schlug, und dessen Macht auf immer vernichtete.

Man erzählt, daß er seinen Soldaten vorzüglich auf das Gesicht ihrer Gegner zu zielen befahl, überzeugt, daß die jungen Römer lieber fliehen, als ihre Schönheit entstellen lassen würden, und das geschah auch. Siebentausend Ritter flohen vor sechs Kohorten. Pompejus verlor fünfzehntausend, Cäsar nur zwölftausend Mann. Dann besiegte Cäsar den egyptischen König Ptolomäus, und gab sein Reich der Schwester des Königs, Kleopatra, die er liebte, und die von ihm einen Sohn, Cäsarion, hatte. Darauf überwältigte er den pontischen König Pharnazes in einem Tage, und schrieb dem Senate: »Ich kam, sah und siegte.« Endlich ging er mit einer Schnelligkeit nach Italien zurück, die man nicht weniger als seine Siege bewunderte. In Rom blieb er nicht lange, sondern ging nach Afrika, wo er Juba und Scipio überwand, und darauf nach Spanien, wo er Pompejus Sohn besiegte.

Endlich kehrte Cäsar nach Rom zurück, ließ sich zum immerwährenden Dictator ernennen und triumphirte fünf Tage nach einander. Er beschäftigte sich jetzt nur mit großen Planen, verschönerte Rom mit herrlichen Gebäuden, ließ an der Mündung der Tiber einen Hafen anlegen, die pontinischen Sümpfe austrocknen, die Landenge von Korinth abgraben, um das jonische und ägäische Meer zu vereinigen, verbesserte die Rechtspflege und den Kalender, und sammelte zahlreiche Bibliotheken. Schon war der

Senat im Begriffe, ihn zum Könige zu erklären, als er durch Brutus und Cassius fiel. Diese Männer standen an der Spitze von sechszig Verschwornen: im Senate umgaben sie ihn, unter dem Vorwande, um die Zurückberufung aus der Verbannung für einen Bruder des Cimber, eines Verschwornen, zu bitten. Als er es weigerte, faßte ihn Cimber bei beiden Schultern. »Gewaltthätigkeit,« schrie der Dictator; aber in dem Augenblicke brachte ihm ein Verschworner, Casca, einen Dolchstich bei: alle Verschwornen fielen jetzt über ihn, und ermordeten ihn mit vielen Stichen. Dann flohen sie zum Kapitol; einige Sclaven aber trugen Cäsars Leichnam nach Hause. Jetzt benutzte Antonius die Bestürzung des betrübten Volkes, und setzte den blutigen Leichnam zur Schau. Die Römer wurden dadurch so aufgebracht, daß sie die Verschwornen verwünschten, und ihre Häuser in Brand steckten.

Cäsar, sagt Suetonius, war groß und gut gebaut, aber ein wenig mager. Sein Fleisch war weiß und weich; sein Gesicht ein wenig voll, seine Augen schwarz, sein Blick lebhaft und seine Gesundheit sehr gut. Für seinen Körper sorgte er zu viel, so daß er sich die Haare mit eigends dazu gemachten Zangen ausreißen ließ. Nichts war ihm so zuwider, als daß er kahl war, weil man sich zu seiner Zeit über die Kahlen allgemein lustig machte, er ließ sich also die Hinterhaare über die Stirn herabrich-

ten, und die Erlaubniß des Senats, immer einen Lorberkranz zu tragen, schätzte er unter allen seinen Ehrenbezeugungen am meisten. Er liebte die Verschwendung und gab gerne, so viel er auch Schulden hatte. Steine, Medaillen, Statuen, Gemälde und neue Sklaven liebte er sehr, kaufte aber vieles so theuer, daß er sich hernach schämte, und die Summen in seine Bücher einzutragen verbot. Seine Landhäuser und Gelage kosteten unermeßliche Summen. Er hätte zu einem solchen Aufwande eines unerschöpflichen Schatzes bedurft, auch war er nicht sehr delikat in den Mitteln, Geld zu bekommen. Er mochte bürgerliche Würden bekleiden oder bei der Armee dienen, immer nahm er die Güter anderer mit Gewalt. In Spanien nahm er das Geld des Proconsuls und seiner Verbündeten, und schien auf verschiedenen Seiten Geld zur Bezahlung seiner Schulden zu erbetteln. Ja er ließ selbst mehrere Städte in Lusitanien plündern, obgleich sie allen seinen Befehlen gehorcht und bei seiner Ankunft ihre Thore geöffnet hatten. In Gallien plünderte er Altäre und Tempel, die mit Reichthümern beladen waren, und zerstörte mehrere Städte, nicht weil sie ihn beleidigt hatten, sondern um sie plündern zu können, so daß er in sehr kurzer Zeit reich wurde. Während seines ersten Consulats nahm er drei Pfund Gold vom Kapitol und stellte vergoldetes Kupfer dafür hin. Endlich verkaufte er ohne Bedenken Bündnisse

und Königreiche, so, daß er bald in seinem, bald in Pompejus Namen von dem einzigen Ptolomäus bei sechstausend Talente bezog. Durch ähnliche schändliche und gottlose Mittel, fährt Suetonius fort, konnte er leicht seine Bürgerkriege, Triumphe und Spiele bestreiten.

Seine Sitten waren eben so wenig löblich, und seine Ausschweifungen das Tagesgespräch von Italien geworden. Er verdarb sehr viele Familien, und überließ sich selbst schändlichen und unnatürlichen Lüsten. Demungeachtet war er mäßig und nüchtern, wo es nöthig war. Er begnügte sich dann mit allen Nahrungsmitteln, trank wenig Wein, so daß seine Feinde erstaunten, und Cato ausrief: »Der nüchternste Cäsar hat zum Sturze der Republik eingewilligt.« Man erzählt, daß bei einem Gastmahle, wo ihm verdorbenes Oehl statt gutem aufgesetzt wurde, er dieses, um seinen Wirth nicht zu beschämen, ohne Anstand gegessen habe. Seine Geduld in Ertragung der Kriegsbeschwerden glich seiner Mäßigkeit; seine Thätigkeit war unglaublich; bevor ein anderer etwas überlegt hatte, war es bei ihm schon vollbracht. Von seiner Güte sagte er selbst: »Ich halte sie für das Mittel alle Gemüther zu gewinnen, und auf diese Art lange die Früchte meiner Siege zu genießen.« Wir haben von ihm einen vortrefflichen Commentar über den gallischen Krieg; der sein Talent als Schriftsteller beweiset.

Epikur,

ein griechischer Philosoph.

Geboren 341 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Der Name Epikur ist oft von Leuten geschändet worden, die den Mann nicht von seiner Lehre zu unterscheiden wußten.

Dieser Weise wurde zu Gargetium in Attika geboren Seine Mutter trieb die bösen Geister aus, und der Knabe half ihr bei diesen abergläubischen Geschäften. Diese erste Schule würde einen andern verdorben haben, aber Epikurs Geist hob ihn über die gewöhnlichen Menschen empor. Die lebhafte Begierde, sich zu unterrichten, trieb ihn nach Athen, und dort hörte er alle Philosophen; dann bereiste er alle Länder, in denen er etwas Nützliches lernen zu können glaubte. Als er wieder nach Athen zurückkehrte, eröffnete er nun selbst eine philosophische Schule, und zwar in der Mitte eines schönen Gartens, unter kühlen Schattengängen und auf blumigen Wiesen trug er seine Lehren vor. Das Glück, behauptete er, bestehe nur im Vergnügen; aber durch dies Wort verstand er nicht die sinnlichen Ge-

nüsse, sondern jene Seelenruhe, die aus der Tugend entspringt. Freilich hätte er ein anderes Wort wählen sollen, diesen Begriff zu bezeichnen, dann würden ihn seine Feinde nicht angeklagt haben, daß er bloß Ausschweifungen lehre und Wüstlinge bilde. Epikur antwortete durch sein Leben selbst auf die Vorwürfe, die man ihm so oft machte: sein Betragen war ganz das eines Weisen. Er wußte sich mit Wenigem zu begnügen, beging nie eine Ausschweifung und empfahl überall die Mäßigkeit. Seine Sitten waren rein, und beinahe alle Stunden zwischen philosophischen Gesprächen und Arbeiten getheilt. Man zählte mehr als dreihundert Bände als Früchte seines Nachdenkens, und sieht daraus, wie viele Zeit er auf solche Beschäftigungen verwenden mußte.

Seine Meinung über die Gottheit war der Moral nicht günstig, und wirklich dazu geeignet, die Leidenschaften zu entfesseln. Er glaubte nämlich, daß das ewige Wesen, ganz gleichgültig gegen alles was vorgehe, in einer Art seligen Schlummers ruhe. Auch mit seiner Naturlehre war es nicht am besten bestellt; die Atomen waren nach ihm im Aether geschwommen, hatten sich dann vereinigt, verdichtet, und so die Welten gebildet. Lukrez hat alles dies in sehr schönen Versen besungen.

Epikur, nachdem er seine Gesundheit durch Studien und Arbeit erschöpft hatte, starb im sie-

benzigsten Jahre. Seine Schüler ehrten sein Andenken, und feierten seinen Geburtstag durch Feste, die einen Monat dauerten. Sie theilten sich bald in zwei Sekten, in die Strengen und in die Nachsichtigeren; die letzteren waren zahlreicher, weil das Laster bequemer als die Tugend ist. So war Epikur, der als ein tugendhafter Mann gelebt und nur das Glück seiner Mitmenschen zu befördern getrachtet hatte, doch die Ursache einer Philosophie, die überall, wo man sie befolgte, einen nachtheiligen Einfluß auf die öffentlichen Sitten hatte.

Regulus,
römischer Consul.

Gegen 267 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Marcus Attilius Regulus war zweimal Consul. Während seines ersten Consulats schlug er die Salentiner und bemächtigte sich ihrer Hauptstadt: aber während seines zweiten Consulats im Kriege mit Carthago erwarb er sich unsterblichen Ruhm. Lucius Manlius war sein College. Diese zwei Feldherren führten eine Flotte von dreihundert und vierzig Schiffen, mit hundert vierzigtausend Menschen, um sie

zu landen. Die Carthaginienser schickten eine eben so starke, und beweglicher und vortheilhafter ausgerüstete Flotte entgegen; ihr Seehandel hatte schon lange ihre Schifffahrt gehoben. Die Römer im Gegentheile, an Landschlachten gewöhnt, kannten diese Kunst nicht, und blieben gegen die Carthager in den Manövres immer zurück; aber als es zum Entern kam, wurden die Punier durch die römische Tapferkeit besiegt. Die Römer ländeten also in Afrika, nahmen die Stadt Clupea, verheerten das feindliche Gebiet, und machten zwanzigtausend Gefangene. Manlius, dessen Gegenwart in Italien nothwendig war, ging mit einem Theile der Flotte zurück, und ließ Regulus als einzigen Feldherrn gegen Carthago zurück. Die Zeit seines Consulats war aber schon verflossen, er wurde also mit dem Titel eines Prokonsuls in seiner Würde bestätigt. Als er bald darauf die Nachricht erhielt, daß der Pächter seiner wenigen Grundstücke gestorben sey, und sein Knecht seine nothwendigen Arbeitgeräthe entfremdet habe, bat er um einen andern Nachfolger und um seinen Abschied. Er stellte in einem Briefe dem Senate vor, daß sein Weib und seine Kinder dem Hunger Preis gegeben wären, wenn er nicht durch Arbeit und persönliche Gegenwart seine häuslichen Angelegenheiten verbesserte. Der Senat, um ihn nicht im Laufe seiner Siege zu unterbrechen, befahl, daß sein Weib und seine Kinder mit Nah-


Regulus
Philopemen
Hannibal
Scipio Afr.
Plautus
Terenz

rung versehen, und die Aecker auf öffentliche Kosten gebauet, und neue Ackergeräthschaften angekauft werden sollten. Als einziger General führte Regulus den Krieg mit einer solchen Thätigkeit fort, daß die Carthaginenser um Frieden baten; aber die Bedingungen, welche er ihnen vorlegte, waren so hart, daß sie nicht angenommen werden konnten. »Unter Feinden,« sagte er mit einem tadelswerthen Hochmuthe, »muß man siegen, oder von dem Sieger Gesetze annehmen.« Die Carthaginenser hatten unterdessen neue Anstrengungen versucht, und Xantippus, ein geschickter Feldherr, den ihnen die Spartaner geschickt hatten, veränderte die Lage der Dinge; sie schlugen die Römer und machten den Regulus selbst zum Gefangenen. In dem Unwillen gegen ihn behandelten sie ihn mehr wie einen Verbrecher als wie einen Feind; sie warfen ihn in einen Kerker, wo er vier Jahre blieb, und aus dem er vielleicht niemals gekommen seyn würde, wenn die Carthager, von den Römern öfters geschlagen, nicht den Frieden bedurft hätten. Sie zogen also den Regulus aus dem Kerker und schickten ihn nach Rom, dort wegen eines Vergleiches oder wenigstens wegen Zurückgabe der Gefangenen zu unterhandeln. Die Charthager nahmen ihm aber vorher einen Eid ab, daß er, wenn er nichts von den Römern erhielte, nach Carthago zurückkehren wolle; man gab ihm selbst zu verstehen, daß sein Leben von dem

Ausschlage dieser Unterhandlungen abhänge. Der tugendhafte Römer zog den Nutzen seines Vaterlandes seinem Leben vor: Roms Vortheil heischte es, den Krieg fortzusetzen, und das war es auch, worauf Regulus im Senate antrug. Als er nun so die Pflicht erfüllt hatte, welche ihm sein großes Herz auferlegte, ging er nach Carthago zurück, und wollte nicht einmal vorher sein Weib und seine Kinder umarmen, damit ihn nicht die Rührung zu einer unwürdigen Handlung verleite. Die Carthaginenser hatten eine kaufmännische Seele, und, weit entfernt, Regulus Edelmuth zu bewundern, dachten sie nur auf schmähliche und schmerzliche Strafen für ihn: man schnitt ihm die Augenlieder ab, und setzte ihn mehrere Tage der Sonnenhitze aus; endlich warf man ihn in ein Faß mit eisernen Spitzen, worin er starb.

Einige Gelehrte haben an der Aechtheit dieser heroischen That gezweifelt; aber es gibt so viele Beispiele noch größerer Laster, daß man die tugendhaften Handlungen nicht zu verringern suchen muß.

Philopömen,

ein Feldherr der Achäer.

Gegen 208 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Philopömen war zu Mantinea geboren; weil aber sein Vater verbannt worden war, wurde er zu Megalopolis erzogen, welches er auch als sein Vaterland ansah. Von seiner Kindheit an Waise, war er so glücklich, einen Freund seines Vaters zu finden, der ihm die beste Erziehung gab. Philopömen zeichnete sich bald vor andern Jünglingen der Stadt aus. Die Helden, welche Griechenland verherrlicht hatte, waren seine Vorbilder; aber nicht allein er bildete seine Sitten und Gesinnungen nach ihnen, auch seinen Mitbürgern wollte er die nämlichen Gesinnungen einflößen. Der Versuch war schwierig. Die Megalopolitaner, wie das ganze übrige Griechenland, hatten schon lange jene Freiheitsliebe verloren, von der er selbst entbrannt war; Luxus und Reichthümer hatten ihren Muth geschwächt. Philopömen suchte sie zuerst zu bessern Kriegern zu bilden, und lenkte die Neigung der Jugend zu den Kriegswissenschaften; er lehrte sie glänzende Waffen

als eine Art Schmuck betrachten, und sich dabei gewandt benehmen, um von den Frauen und Alten gelobt zu werden. So benutzte er selbst die Fehler seiner Mitbürger, sie zu guten Soldaten zu bilden, mit denen er in der Folge große Dinge ausführte, und den achäischen Bund über alle andere griechische Staaten erhob.

Aber um sich ein Uebergewicht über seine jungen Gefährten zu verschaffen, gab er auch unzweifelhafte Proben seines Muthes und seines kriegerischen Talents. In den Einfällen, welche die Bewohner von Mantinea ins spartische Gebiet thaten, war er immer der Erste im Angriffe, beim Rückzuge der Letzte. Er war dreißig Jahre alt, als Cleomenes, König von Lazedemonien, sich Megalopolis durch einen Ueberfall bemächtigen wollte, und er war es, der sich dem Bündnisse der Megalopolitaner mit den Spartanern am meisten widersetzte. In der Folge entschied er durch seinen Muth die Schlacht zu Gunsten des macadonischen Königs Antigonus, der den Achäern zu Hülfe gezogen war. Noch war er nur ein einfacher Krieger bei den Megalopolitanern; aber in der Gefahr schwang er sich durch Tapferkeit und Klugheit schnell zum Befehlshaber empor. In einer Schlacht, gerade als die Feinde schon fliehen wollten, wurden ihm beide Schenkel mit einem Pfeile durchschossen. Ohne auf den Schmerz zu achten, zerbrach er das Holz, welches die beiden

Beine aneinander heftete, und fuhr fort den Feind zu verfolgen, und die Seinigen anzueifern. So viel Muth machte ihn bei Antigonus und den Achäern berühmt, die ihn zu ihrem Feldherrn wählten. Jetzt fing er durch Rath und Beispiel an, seine Mitbürger kriegerisch zu machen. Seine Erhöhung ließ ihn seine strengen Sitten nicht vergessen, er war so bescheiden gekleidet, daß einmal, als er zu einem Gastmahle geladen war, die Hausfrau ihn für einen Diener ansah, und ihm Holz zu spalten befahl, bis sein Herr käme. Philopömen gehorchte, ohne zu antworten, und überraschte den Herrn des Hauses sehr, als dieser ihn mit einer solchen Arbeit beschäftiget fand. »Wie,« sagte der Herr, »was machst du da?« »Ich trage,« antwortete dieser, »die Schuld meines schlechten Aussehens.« Er hatte eine sehr schöne Besitzung vor den Thoren von Megalopolis, und arbeitete immer sehr fleißig, wenn ihm die öffentlichen Angelegenheiten Muße dazu ließen. Er selbst umgrub die Erde, schlief, gleich seinen Arbeitern, auf schlechtem Stroh, und that alles, sich abzuhärten und zu den kriegerischen Arbeiten tauglicher zu machen.

In dem Kriege, welchen die Achäer gegen Machanidas, den Alleinherrscher von Lacedämon, führten, tödtete Philopömen diesen letztern mit eigener Hand, und entschied dadurch die Schlacht. Die Achäer errichteten ihm, zur Belohnung seiner

Tapferkeit, eine eherne Bildsäule, in der Stellung, wie er seinen Feind umgebracht hatte, und stellten sie in dem Tempel zu Delphi auf. Philopömen befleckte seinen Ruhm dadurch, daß er sein Vaterland einige Zeit verließ, wo es eben einen wichtigen Krieg mit Nabis, dem Nachfolger des Machanidas, zu führen hatte. Philopömen bot jetzt seine Dienste den Cretensern an. Man erzählt, es sey aus Rache geschehen, weil er nicht zum Feldherrn gewählt worden sey. Die Megalopolenser, welche dieses wie einen Verrath betrachteten, wollten ihn verbannen, und ihm das Bürgerrecht nehmen, aber Aristenetes, der jetzige General der Achäer, widersetzte sich, ob er gleich Philopömens persönlicher Feind war.

Nachdem er sich bei den Cretensern von neuem den Ruhm eines vortrefflichen Kriegers erworben hatte, kam Philopömen nach Achäa zurück, und wurde zum Feldherrn aller verbündeten Städte gewählt. Der Krieg gegen Nabis ging fort. Philopömen wurde zwar in einer Seeschlacht besiegt, schlug aber dafür die Spartaner zu Lande in einem Haupttreffen, nahm in der ersten Verwirrung Sparta selbst ein, und machte diese Stadt, welche vorher dem ganzen Griechenlande Gesetze gegeben hatte, zu einem einfachen Bestandtheile des achäischen Bundes.

Der Verkauf des Hauses und der Güter des Nabis hatte eine ansehnliche Summe eingebracht:

die Spartaner beschlossen, sie dem Philopömen zum Geschenke zu machen. Die, welche die Gabe überbringen sollten, kannten seine Strenge, fürchteten, ihn durch den ersten Antrag zu beleidigen, und suchten durch Umschreibungen an ihn zu kommen. Als er endlich ihre Absicht errathen hatte, sagte er: »Lacedämonier! Bösen, und Leuten von feindseligen Gesinnungen müßt ihr diese Summe bringen, damit sie dadurch bewogen werden, der Republik weniger Übel zuzufügen; Freunden braucht man weder den Mund zu verschließen, noch die Hände zu binden.« So ließ er sie denn die Geschenke zurücktragen.

Als nach einiger Zeit die Lacedämonier abgefallen waren, beschloß Diophanes, der jetzige General des Bundes, sie zu bestrafen. Philopömen versuchte es, ihn zu besänftigen; er machte ihm bemerkbar, daß die Römer jetzt mit den Macedoniern Krieg führten, dahin müsse man sein Augenmerk richten, und sich nicht jetzt um unbedeutende Fehler kümmern. Diophanes achtete dieses Rathes nicht, und zog mit dem römischen General Titus Quintius gegen Sparta. Philopömen verdroß dies so sehr, daß er selbst nach Sparta zog, und den Achäern und Römern den Eingang verwehrte. Erst in der Folge, als sich die Unruhen gelegt hatten, setzte er die Stadt wieder in den Bund ein, wie sie vorher gewesen war. Aber als sie sich in der Folge noch

einmal empörte, mußte sie ihre Verbannten zurückrufen, ihre Mauern wurden niedergerissen, ein Theil ihres Gebiets zu Megalopolis geschlagen, und alle, die sich zu gehorchen weigerten, als Sklaven verkauft.

In der Folge that Philopömen alles, Achäa in dem rühmlichen Zustande zu erhalten, der sein Werk war. Aber die Römer hatten sich schon stark in Griechenland ausgebreitet, sie umringten Achäa; der Augenblick nahte, wo die Nation, welche so lange die erste des Erdbodens gewesen war, diesen Platz an eine andere abtreten sollte. Philopömen sah sein Vaterland nicht unter das fremde Joch gerathen. Er war siebenzig Jahre alt, als er zum achtenmale zum Feldherrn der Achäer erwählt wurde. Während seiner Befehlszeit hatte sich Messene, eine dem Bunde unterwürfige Stadt, empört, und Dinokrates, bloß durch Uebelthaten bekannt, sich der Herrschaft dieser Stadt bemächtigt. Bei dieser Nachricht zog Philopömen, obgleich an einem Fieber krank, auf der Stelle gegen Dinokrates, und trieb ihn in die Flucht; aber durch Verstärkungen unterstützt, kehrte jener zurück, und die Achäer mußten sich zurückziehen.

Philopömen, in diesem Alter noch so tapfer als in seiner Jugend, blieb der letzte zurück, die zu nahe andringenden Messener aufzuhalten, und den Rückzug seines kleinen, aber ausgewählten Häuf-

chens zu decken. In der Hitze der Vertheidigung fand er sich von den Seinigen abgeschnitten, und mußte der Zahl unterliegen. Er stürzte vom Pferde, und wurde so betäubt, daß man sich seiner bemächtigte, ehe er wieder zur Besinnung gelangt war. Dinokrates, sein persönlicher Feind, ließ ihn in einen Kerker werfen, und weil er fürchtete, daß er ihn zurückgeben müsse, beschleunigte er sein Verderben. Als dieser große Mann seinen Henker durch die Finsterniß kommen sah, vergaß er seine Lage, und fragte: was mit seinen Soldaten geschehen sey? »Man hat sie nicht erreichen können,« antwortete jener. »Dem Himmel sey Dank,« schrie Philopömen, »so sind wir nicht ganz unglücklich!« Er nahm darauf den Giftbecher, trank ihn in einem Zuge, und legte sich dann, den Tod zu erwarten, der auch bald kam.

Sein Tod blieb nicht lange ungerächt. Die Megalopolitaner fielen über Messene, verheerten alles mit Feuer und Schwert, und wütheten so lange, bis sie hörten, daß Dinokrates und seine Höflinge sich selbst getödtet hätten. Man suchte Philopömens Reste, und brachte sie nach Megalopolis, wo sie ein prächtiges Grabmal erhielten.

Philopömens Handlungen zeigen, was er war. Ein großer Krieger, dessen Stolz ihn aber zuweilen zu Fehlern verleitete. Man nennt ihn den Letzten der Griechen, und wirklich beschloß er dieses lange

und schöne Namensverzeichniß der großen Männer, welche ihr Geburtsland groß und unsterblich gemacht hatte.

Hannibal,

ein karthaginensischer General.

Gegen 220 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Hannibal hatte seinem Vater Hamilkar schon in früher Jugend ewigen Haß gegen die Römer geschworen; er eröffnete seine kriegerische Laufbahn unter ihm, und kehrte dann nach Karthago zurück. Asdrubal rief ihn zu sich und behielt ihn da drei Jahre. Nachdem dieser General durch einen gallischen Sklaven, der seinen Herrn rächen wollte, umgebracht worden war, wurde Hannibal einstimmig zum Feldherrn gewählt, und der Senat von Karthago bestätigte diese Wahl. Hannibal war damals fünfundzwanzig Jahre alt; sein Haß gegen die Römer machte ihn auf alle Mittel, ihnen zu schaden, aufmerksam. Aber weil beide Staaten in Frieden lebten, so suchte er die Römer dadurch zum Kriege zu reizen, daß er Sagunt, eine spanische Stadt, angriff und einnahm, obschon sie mit den Römern

verbunden war. In der Folge theilte er sein Heer in drei Abtheilungen. Eine davon ließ er unter den Befehlen seines Bruders, Asdrubal, in Spanien zurück, die zweite schickte er nach Afrika, und mit der dritten wollte er seinen kühnen Plan ausführen, nach Italien zu gehen, die Römer in der Mitte ihrer Macht selbst anzugreifen, diesen großen Baum an der Wurzel umzuhauen, und so seinen völligen Sturz zu befördern. Er durchbrach die engen Pässe der Pyrenäen, bekämpfte die Bewohner aller Gegenden, wo er durchzog, vergrößerte seine Armee mit Galliern, die, wie er, die Römer haßten, und kam so an den Fuß der Alpen, die Gallien von Italien trennen. Bis jetzt hatte noch Niemand diese Berge bestiegen, welche man als eine unübersteigliche Vormauer ansah. Aber Hannibal wurde dadurch nicht zurückgehalten; sein Genie und sein Muth bahnten ihm einen Weg über Abgründe, Schnee, Eis und Felsen. In neun Tagen kam er bis zum Gipfel der Alpen, fünf andere Tage brachte er von da bis Italien zu. Die Natur nicht allein setzte ihm Hindernisse entgegen, er mußte auch noch die Bergbewohner schlagen, welche sich ihm entgegen setzten; endlich kam er in Italien an. Er nahm Turin, traf dann auf den Consul P. Cornelius Scipio, und schlug ihn an dem Ufer des Tessino. Einige Zeit darauf griff er den andern Consul T. Sempronius Longus an den Ufern der Trebia an, und schlug ihn

in die Flucht. Die Römer verloren sechs und zwanzigtausend Mann; aber auch die Karthager mußten den Sieg theuer erkaufen.

Diese zwei Vortheile, welche er im Winter errang, erleichterten ihm seine andern Fortschritte. Er gieng darauf nach Toskana, weil seine bisherige Stellung durch die Gallier unsicher wurde, die den Krieg, der ihnen zu lang währte, zu endigen wünschten. Die sumpfigten Engen, welche er passiren mußte, raubten ihm viele Leute und Pferde; und er selbst verlohr beinahe ein Auge. Das hinderte aber die Schnelligkeit seiner Unternehmungen nicht. Am Thrasimenischen See fand er den Consul Cnejus Flaminius, und fiel mit einer solchen Gewalt über ihn her, daß fünfzehn tausend Römer auf dem Platze blieben, und sechs tausend gefangen wurden, der Consul war selbst unter den Gebliebenen. Hannibal schickte die Gefangenen ohne Lösegeld zurück und behandelte sie gütig und menschlich. Als man zu Rom die völlige Niederlage des Flaminius erfuhr, griff man zu den Mitteln, welche man nur in den gefährlichsten Fällen angewendet hatte; man ernannte einen Dictator, und die Wahl fiel auf Q. Fabius Maximus. Seine vorzüglichste Eigeschaft war seine Vorsicht, und die war es auch, welche Rom rettete. Er sah, daß die Karthager jetzt siegetrunken, die Römer aber muthlos und schon halb geschlagen wären, und glaubte also, jetzt sey es nicht Zeit,

twas entscheidendes zu wagen. Er beobachtete blos Hannibals Bewegungen, und ermüdete ihn durch viele Märsche ohne sich aber in eine Schlacht einzulassen. Auch besetzte er die Ausgänge aus den Gebirgen so geschickt, daß die Karthaginenser vor Hunger gestorben seyn würden und schändlich geflohen wären, hätte nicht wieder ihr Feldherr Hülfsmittel aufgefunden. Hannibal verfiel auf eine ungewöhnliche Kriegslist. Er ließ zwey tausend Ochsen herführen, ihnen brennende Fackeln an die Hörner binden, und sie bei Nachts auf die Anhöhen führen. Die römischen Hirten, welche sich auf diesen Bergen befanden, als sie diese Menge Fackeln nahen sahen, wurden so betroffen, daß sie ganz verwirrt ins römische Lager flohen und dort eine solche Bestürzung verbreiteten, daß bis Morgen alles in tiefster Ruhe blieb. Hannibal benützte diesen Umstand, um ohne Gefahr zu entwischen, und sein Heer in eine vortheilhafte Stellung zu bringen. Er gieng gegen die Grenzen von Alba, that als ob er nach Rom dringen wollte, zog aber in der That nach Apulien zurück, wo er Larene nahm und dort seine Winterquartiere aufschlug.

Fabius, der ihm gefolgt war, stellte sein Lager dem Feinde gegenüber, als ihn dringende Staatsgeschäfte nach Rom riefen. Er mußte also den Oberbefehl dem Minutius übergeben, und befahl diesem, seine Maaßregeln fortzusetzen, alle

Bewegungen des Hannibal zu beobachten, aber sich wohl vor einem Handgemenge zu hüten. Minutius aber wollte Fabius an Ruhm übertreffen und diesen als einen Furchtsamen zeigen. Er suchte also Gelegenheit zu einer Schlacht, und erhielt auch wirklich einen kleinen Vortheil. Die Römer wurden dadurch so angefeuert, daß sie dem Minutius, was nie vorher geschehen war, mit Fabius gleiche Macht ertheilten. Minutius, stolz auf diesen Varzug, lieferte dem Hannibal ein Treffen, ohne selbst seinen Mitfeldherrn davon zu benachrichtigen. Seine Tollkühnheit hatte den Erfolg, welchen Fabius voraussah; Hannibal umringte sein Heer, und es würde vielleicht nichts gerettet worden seyn, wenn Fabius nicht, mehr an die Rettung des Vaterlandes, als auf Rache für die ihm zugefügte Beleidigung bedacht, mit dem andern Theile des Heeres herbeigeeilt wäre, und den Karthagern einen Theil ihres Sieges entrissen hätte. Nun erkannten alle Römer Fabius Weisheit und Kriegstalente. Minutius selbst gab die Dictatur in die Hände des Helden zurück.

Im folgenden Jahre standen der Armee wie gewöhnlich die zwey Consuln, diesmahl Paulus Emilius und Terenzius Varro vor. Der erste voll Kenntniß und Erfahrung wollte auf Fabius Weise verfahren; aber Varro, voll Ruhmbegierde erwartete ungeduldig den Tag, welcher ihm den Ober

fehl gab, und lieferte bei dem Städtchen Cannä
ein Treffen. Nichts konnte Hannibal erwünsch-
ter kommen. Sein Heer, aus verschiedenen
Völkerschaften zusammengesetzt, wollte schon größ-
tentheils auseinander gehen, jeder Verzug war
also sehr gefährlich. Niemals erlitten die Rö-
mer eine vollkommenere Niederlage; sie zähl-
ten, sagt Plutarch, fünfzigtausend Todte, und
vierzehntausend Gefangene. Der Consul Emilius
wurde getödtet, und Varro rettete sich schmählich
mit den Trümmern einer mächtigen Armee, die er
ins Verderben gestürzt hatte. Man sagt, daß
Hannibal durch seinen Bruder Mago drey Tonnen
voll goldener Ringe nach Karthago schickte, welche
man fünftausend sechshundert Rittern abgezogen
hatte, die in dieser Schlacht gefallen waren. Rom
war verloren, wenn die Karthaginenser jetzt ge-
rade nach der Hauptstadt giengen; aber Hannibal
ließ sie ausruhen, und brachte den Winter in Ca-
pua zu. Die Römer faßten neuen Muth, sam-
melten alle ihre Kräfte, und stellten sich in der
Folge mit mehr Stärke als in den ersten Augen-
blicken ihrem Feinde entgegen. Nicht Ueppigkeit
war es jedoch, was Hannibal in Capua zurückhielt,
und in der Folge unterliegen machte, sondern die
überlegenen Kräfte des römischen Staates. Mit
jedem Tage verdoppelte dieser seine Anstrengungen,
stellte in einem einzigen Jahre achtzehn Legionen

auf, und gab diesen die besten Anführer, oder bildete sie wohl auch. Hannibal hingegen erhielt von Karthago keine Hülfe, seine Armee verringerte sich mit jedem Tage, und als er endlich wirklich gegen Rom anrückte, um diese Stadt zu belagern, so gerieth diese darüber so wenig in Verlegenheit, daß man die Grundstücke verkaufte, auf denen die feindliche Armee stand, und Truppen nach Spanien schickte; Regen und Stürme zwangeu ihn abzuziehen, ehe er noch die Mauern Roms gesehen hatte. Der Consul Marcellus traf mit ihm in drei verschiedenen Schlachten zusammen, die aber nichts entschieden; als er dem Karthaginenser eine vierte anbot, zog sich dieser zurück, indem er sagte: Was soll man mit einem Menschen thun, der weder siegen, noch besiegt werden kann. Unterdessen war Asdrubal, Hannibals Bruder, mit Hülfstruppen nach Italien gekommen; aber der Consul Claudius Nero schlug sein Heer, tödtete ihn selbst, und ließ sein blutiges Haupt dem Hannibal schicken. Nun, sagte Hannibal, hat mein Vaterland der tödtliche Streich getroffen.

Wirklich hatten die Römer, unter Publius Scipio Anführung mit einem kühnen, und wohlberechneten Streiche, den Krieg vor die Thore Karthagos gespielt. Alsogleich wurde Hannibal zum Schutze seines Landes nach Afrika zurückgerufen. Hoffnungslos gieng er dahin ab. Weil der Staat

erschöpft war, wollte er den Krieg für den Augenblick endigen, um ihn in der Folge mit mehr Kraft erneuern zu können. Er hatte eine Unterredung mit Scipio, sie konnten aber wegen der Bedingungen nicht einig werden. Es kam also bei Zama noch zu einer Schlacht, welche die Römer gewannen, vierzig tausend Karthaginenser wurden theils getödtet, theils gefangen; und Karthago mußte nun alle Bedingungen eingehen. Hannibal wurde also auf Verlangen der Römer seiner Feldherrnstelle entsetzt, und zum Prätor gemacht; als er aber erfuhr, daß Rom auf seine Auslieferung drang, floh er von Karthago zum König Antiochus von Syrien, den er zu einem Kriege gegen die Römer bewog, der aber kein glückliches Ende nahm, weil Antiochus auf die Rathschläge des kartagischen Feldherrn zu wenig geachtet hatte.

Nach Antiochus Niederlage ging Hannibal, der auch hier fürchten mußte ausgeliefert zu werdenr zu den Gortyniern auf der Insel Creta. »Weil er sehr listig war,« sagt Cornelius Nepos, »so traf er auch gegen den Geiz der Kretenser einige Vorkehrungen; er füllte also mehrere Gefäße mit Bley, statt Gold und Silbers, dann stellte er sie in Gegenwart der Gortynier in den Tempel der Diana, als wenn er sein ganzes Vermögen ihrer Redlichkeit anvertrauete. Wirklich aber verbarg er sein Geld in die kleinen hohlen Statuen die er ganz öffent-

lich mit sich führte. Mit allen diesen Reichthümern gieng er in der Folge an den Hof des Bythinischen Königs Prusias. Auch dort ließen ihn die Römer nicht in Ruhe, sie schickten den Quintus Flaminius hin, sich zu beklagen, daß Hannibal hier eine Freistatt fände. Hannibal errieth den Zweck dieser Gesandschaft sehr bald, und wollte entfliehen, fand aber alle Ausgänge mit Soldaten des Prusias besetzt, der sich durch Verrath an seinem Gastfreunde, die Gunst der Römer erkaufen wollte. Er ließ sich also das Gift bringen, welches er schon lange für eine ähnliche Gelegenheit aufbewahrte, und sagte, in dem er es in den Händen hielt: »Ich will die Römer von einer langen Unruhe befreyen, weil sie nicht so viele Geduld haben konnten, den Tod eines alten Mannes zu erwarten. Der Sieg, welchen Flaminius über einen verrathenen und wehrlosen Mann davon trägt, wird ihm nicht viel Ehre bringen. Dieser Tag allein zeigt, wie sehr die Römer entartet sind. Ihre Väter warnten den Pyrrhus vor einem Menschen, der ihn vergiften wollte, und zwar zu einer Zeit, wo dieser Fürst in dem Herzen Italiens kriegte, und diese schickten einen Mann, der Consul war, den Prusias zum Morde an seinem Freunde und Gaste zu bewegen.« Er nahm das Gift und starb in einem Alter von siebenzig Jahren.

Publius Scipio, der Afrikaner,
römischer Feldherr.

Gegen 234 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Publius Cornelius Scipio, Sohn des P. Cornelius Scipio Nasika, zeigte von seiner ersten Jugend an die größten Talente, deren Entwicklung dann die römische Republik rettete. Er wurde in einer Zeit geboren, die reich an berühmten Männern war; er schwang sich zum ersten Range empor, und wurde Hannibals Ueberwinder.

Mit siebenzehn Jahren rettete er seinem Vater im ersten punischen Kriege das Leben. Der Consul hatte eine Wunde erhalten, und war auf dem Punkte, gefangen zu werden, als sich der junge Scipio mitten unter den Haufen stürzte, die meisten Feinde tödtete oder verjagte, und seinen Vater in die Mitte der Römer zurückbrachte. Bald darauf zeigte er die Festigkeit seines Charakters und seiner Vaterlandsliebe. Nach der Schlacht von Cannä hatte sich Scipio, damals Tribun, mit mehreren andern Anführern in eine kleine Stadt geworfen, welche die Römer noch besetzt hielten. Der junge Scipio hörte,

daß diese Anführer aus den besten Häusern und eine vorzügliche Stütze Roms, sich bei einem gewissen Metellus versammelt, und den Entschluß gefaßt hätten, sich einzuschiffen und Italien zu verlassen. Ein so feiger Vorsatz empörte ihn, und er beschloß, sich selbst mit Gefahr seines Lebens zu widersetzen. Er versammelte mehrere Offiziere bei sich. »Denen Roms Wohlfahrt theuer ist,« sagte er, »die folgen mir!« und ging mit ihnen an den Versammlungsort. Dort trat er mit gezogenem Schwerte ein, und rief; »Ich schwöre, daß ich die Republik nie verlassen, und auch nicht dulden will, daß ein anderer sie verlasse.« Darauf wendete er sich zu Metellus: »Du und diese hier,« fuhr er fort, »müssen das nämliche Gelübde thun, oder ihr seyd des Todes.« Die Stärke, womit er diese Drohung aussprach, sein Eifer für das Vaterland, verwirrten die Schuldigen, sie kehrten zu edlen Gesinnungen zurück, leisteten den Eid, und verlöschten durch eine ausgezeichnete Tapferkeit das Andenken an einen schwachen Augenblick.

Scipio's kriegerische und bürgerliche Tugenden verschafften ihm bald unter den Römern einen verdienten Ruhm. In seinem ein und zwanzigsten Jahre bewarb er sich um die Stelle eines Aedilen, welche man eigentlich nur mit sieben und zwanzig Jahren erhalten konnte. Die Tribunen widersetzten sich, weil Scipio das gesetzmäßige Alter nicht erreicht

habe. »Aber wenn mich alle Römer zum Aedil haben wollen,« sagte Scipio, »so bin ich alt genug dazu. Laßt sie doch also darüber stimmen.« Und wirklich wählten ihn alle Tribuns einstimmig zu dieser Würde.

Cornelius Scipio, sein Vater, und Cnejus sein Onkel, waren in Spanien zu Grunde gegangen, wo sie die Armeen der Republik befehligt hatten. Man war in Verlegenheit, wer so verdienstvollen Männern nachfolgen sollte; niemand wollte eine Würde annehmen, welcher selbst jene unterlegen waren. Als Publius Cornelius Scipio, der kaum vier und zwanzig Jahre zählte, das wahrnahm, erboth er sich, die Armee in Spanien zu kommandiren; das Volk nahm seinen Antrag an, und er wurde einstimmig zum Feldherrn in Spanien ernannt. Bald aber verflog die erste Hitze, man bedachte Scipio's Jugend und wurde mißtrauisch. Als Scipio das wahrnahm, hielt er eine Rede so voll Kraft und Weisheit, daß alle Zweifel verschwanden.

Die Hoffnungen, die man sich machte, gingen wirklich in Erfüllung. Als er zum Heere kam, fand Scipio alles in den schlechtesten Umständen; er stellte die Kriegszucht wieder her, schlug die gefährlichsten Feinde, und vertrieb in fünf Jahren die Karthaginenser völlig aus Spanien. Die reichste und stärkste Stadt in dieser Gegend war Karthagena. Scipio nahm sie in einem Tage. Er fand dort eine

unermeßliche Beute, wovon er einen Theil zur Belohnung seines Heeres verwendete, um dessen Muth zu entflammen. Dann ließ er die Geißeln und Gefangenen kommen, und schickte sie ohne Lösegeld zurück, mit dem Bedeuten: Rom ziehe es vor, Freunde und Verbündete, aber keine Sklaven zu besitzen.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß die achtungswürdige Gemahlin des Mandonius, eines Bruders des Königs der Ilergeten, Indibilis, sich mit den Töchtern des Indibilis und mehreren jungen Mädchen in seinen Schutz empfahl. »Sie sind jung,« sagte sie, »schön und gefangen, sie haben alles zu fürchten.« »Mein Ruhm,« sagte Scipio, »und der des römischen Volkes ist, das zu ehren, was an jedem Orte in der Welt geehrt werden muß. Aber du gibst mir einen neuen Grund, noch sorgfältiger darüber zu wachen, weil du mitten unter Gefahren so rühmlich daran denkest, die Tugend und Ehre zu beschützen.« — Er übergab sie einem Heerführer von erprobter Aufführung, und befahl ihnen so viele Aufmerksamkeit zu widmen, als ob sie Freunden und Verbündeten des römischen Volkes angehört hätten.

Nachher führte man eine Prinzessin von ausgezeichneter Schönheit zu ihm, die mit Allucius, einem Fürsten der Celtiberier, verlobt war. Scipio ließ die Aeltern und den Bräutigam kommen. Dem letzteren bemerkte er, seine Braut sey wie in ihrem

väterlichen Hause bewahrt worden. »Ich handelte so,« setzte Scipio hinzu, »dir ein Geschenk machen zu können, daß deiner und meiner würdig wäre. Ich verlange keinen andern Dank, als daß du ein Freund des römischen Volkes werdest.« Als die Aeltern Scipio bereden wollten, die beträchtliche Summe anzunehmen, womit sie ihre Tochter zu befreien gedacht hatten, so sagte er zu Allucius: »Ich füge diese Summe dem Heirathsgute hinzu.« Diese Großmuth des jungen Helden belohnte sich. Allucius kam bald mit einer auserlesenen Schaar zurück, und weihte sich ganz dem Dienste der Römer. Der Ruf von Scipios Großmuth und Güte unterwarf ihm mehrere Feinde, als seine Waffen. Der glänzende Ruhm, den Scipio erworben hatte, erweckte für ihn in Rom die günstigste Stimmung; bei seiner Zurückkunft wurde er zum Consul gewählt, und erhielt die Provinz Sizilien zu verwalten. Von dort konnte man leicht nach Afrika übersetzen, und Scipio verbarg auch diese Absicht nicht. Er fand vielen Widerspruch. Quintus Fabius Maximus widersetzte sich, sey es aus geheimer Eifersucht oder wirklicher Besorgniß. Endlich drang Scipio doch durch, und der Senat erlaubte ihm, von Sizilien nach Afrika überzusetzen, wenn er dies für die Republik vortheilhaft fände.

Aber weil seine Unternehmung zu gewagt schien, wollte ihm die Republik Anfangs weder Geld noch

Truppen anvertrauen; sein Ruhm und sein einnehmendes Wesen verschafften ihm bald ein ansehnliches Heer. Scipio landete in Afrika, während Karthago den Krieg in Italien fortsetzte. Der erste Krieg schon verschaffte ihm die größten Vortheile; ein zweiter machte Karthago zittern: es fand in Hannibal seine letzte Hoffnung und rief ihn schnell zurück. Wir haben gesehen, daß die Schlacht bei Zama verloren ging: Karthago mußte die härtesten Bedingungen eingehen, seine Schiffe, in denen sein Reichthum und seine Stärke bestand, wurden verbrannt, es bezahlte ungeheure Summen, und durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß des römischen Senats nicht einmal Gesandte schicken.

So große Siege erwarben Scipio den herrlichsten Triumph und den Beinamen des Afrikaners. Er erhielt das Consulat, aber jetzt stand sein Glück auf der höchsten Stufe, und der Neid trachtete es zu zerstören. Scipio setzte diesen Bemühungen eine Mäßigung entgegen, die seinen Ruhm noch mehr erhob. Zu dieser Zeit erhielt Scipios Bruder, Lucius Scipio, auf dessen Verwendung die Provinz Griechenland, und den Oberbefehl gegen den syrischen König Antiochus; der Besieger Hannibals hatte versprochen, hier als Unterfeldherr zu dienen, und er hielt Wort, durch seine Rathschläge wurde Antiochus besiegt, ein großer Theil des Ruhmes fiel auf ihn zurück.

Antiochus, der seinen Einfluß kannte, hatte zu Friedensbedingungen angetragen, daß er Scipios jungen Sohn, der zu Anfange des Krieges gefangen worden war, zurückgeben, und ihm die Hälfte seiner Einkünfte abtreten wollte. Scipio antwortete, als Vater und Privatmann könnte er dann auf seine Dankbarkeit rechnen, aber nicht im geringsten, so weit es den Feldherrn oder den Staatsmann beträfe.

Demungeachtet wurde Scipio nach seiner Zurückkunft nach Rom eines Einverständnisses mit Antiochus, von beiden Volkstribunen angeklagt, und die Römer nahmen undankbar diese Anklage an. Der Retter Italiens wurde also wie ein Verbrecher vor das Volk gerufen, er erschien; aber statt sich zu vertheidigen, zählte er alles auf, was er für Rom gethan hatte, und wurde mit Beifall überhäuft. Der erste Tag war also fruchtlos verstrichen, man bestimmte einen andern, er erschien, und nach einer Pause sagte er: Tribunen und ihr Römer um mich! gerade heute ist der Tag, an dem ich Hannibal und Karthago besiegt habe, dieser soll dazu verwendet werden, den Göttern dafür zu danken. Auf, begleitet mich zum Kapitol! — Diese große Erinnerung bemächtigte sich aller Gemüther, alles folgte zum Kapitol, nur die Tribunen und ihre Sklaven blieben auf dem Platze zurück.

Seit diesem Tage, den man als den letzten

von Scipios schönem Leben ansehen kann, zog er sich nach Literne zurück, dem Neide und der Bosheit seiner Angeber auszuweichen, und beschloß, nicht vor Gericht zu erscheinen. Sein Bruder entschuldigte ihn mit einer gefährlichen Krankheit, die ihm nicht nach Rom zu kommen erlaube. Seine Ankläger wollten ihn mit Gewalt herschleppen; aber Tit. Sempronius Gracchus, der sich bis jetzt als seinen Feind gezeigt hatte, übernahm jetzt Scipio's Vertheidigung, und zeigte, wie viele Schande es Rom bringen würde, einen Mann so erniedrigend zu behandeln, der vier karthaginensische Generale geschlagen, vier große Armeen in Spanien aufgerieben, und Syphax, Hannibal und Antiochus besiegt hatte. »Gibt es also,« rief er, »keine Verdienste, keine Ehrenstellen, die den großen Männern einen sichern Zufluchtsort wie ein unverletzliches Heiligthum gewähren können, wo ihr Alter, wo nicht geehrt, doch wenigstens ohne Beleidigung und Schmach verfließen könnte?« Diese Rede that ihre Wirkung, und der größte Mann seiner Zeit, konnte doch in Ruhe sterben, — und in seinen letzten Tagen sein Feld bauen. Er starb in seinem vier und fünfzigsten Jahre, hundert und achtzig Jahre vor unserer Zeitrechnung, und hatte sich selbst ein Grabmal errichtet, seine sterbliche Hülle einem Volke zu entziehen, daß seiner nicht würdig war.

Sein Bruder, mit dem Beinamen der Asiatische,

wurde auch nicht besser belohnt, als er. Cato, der Censor, klagte ihn an, daß er vom Antiochus große Summen angenommen habe; Scipio wurde zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt. Die Güter desselben wurden verkauft, ihr mäßiger Werth rechtfertigte den Edlen, sie betrugen nicht so viel, daß die Geldstrafe davon bezahlt werden konnte.

Plautus,

ein römischer komischer Dichter.

Starb 184 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Marcus Accius Plautus wurde zu Sarsina, einer Stadt in Umbrien, geboren. Sextus Pompejus glaubt, daß man ihn von seinen flachen Füßen Plautus nannte. So erzählt man auch, daß er sich in seiner Jugend der Handlung widmete, als er aber hier zu Grunde ging, mußte er sich bei einem Bäcker vermiethen, eine Mühle zu drehen, und hier war es, wo er in Ruhestunden seine Lustspiele schrieb. Man sieht, daß Plautus sehr mit seinem Schicksale zu ringen hatte, ehe er bekannter war; aber die Achtung der Römer für ihn bezeugt auch, daß er in der Folge glücklicher seyn mußte. Er hatte die wahr-

haft komische Kraft, welche die Seele des Lustspiels ist; aber die römische Sprache war zu seiner Zeit noch nicht vollkommen ausgebildet, er konnte also auch seinen Versen nicht genug Vollkommenheit und Schönheit geben. Sonst aber ist er geistreich, interessant und bewegt zum Lachen. Ohngeachtet mancher abgeschmackter Späße und Zoten sah man doch im eleganten Zeitalter des Augusts, und selbst Diokletians, seine Schauspiele gern, sie belustigten das römische Volk noch fünfhundert Jahre nach ihm. Plautus, von dem wir noch zwanzig Stücke haben, starb hundert vier und achtzig Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Terenz,

ein anderer komischer Dichter der Römer.

Starb gegen 160 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Publius Terentius Afer wurde zu Karthago geboren, von den Numidiern geraubt, und sehr jung an einen römischen Senator, Terentius Lecanus, verkauft. Dieser Senator, der große Anlagen in ihm

fand, ließ ihn sorgfältig erziehen, und sprach ihn sehr bald frei. Er erhielt den Namen Terenz von seinem Gönner, nach der Gewohnheit, die dem Freigelassenen immer den Namen seines vorigen Herrn gab.

Terenz fühlte eine große Neigung zum Theater und schrieb Lustspiele. Sein Muster war Menander, der vorzüglichste Lustspieldichter der Griechen, von dem uns unglücklicher Weise beinahe nur der Name übrig geblieben ist. Terenzens Styl ist einfach, elegant, seine Gedanken sind fein, und er hat nichts von der Rohheit und den Zoten des Plautus. Demungeachtet hat man zuweilen den letzteren vorgezogen, wegen der häufigeren Handlung in seinen Stücken, und der Lebhaftigkeit, mit der bei ihm alles auf einander folgt. Dafür sind die Charaktere des Terenz wahr, seine Sittengemälde treuer; und sein Styl hat eine Anmuth und Lieblichkeit, die immer wieder von neuem zu ihm hinzieht. Als man zu Rom das erstemal den schönen Vers hörte:

Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches mir fremd!

so erhob sich im Theater ein allgemeines Beifallsklatschen, und es fand sich im ganzen Publikum, welches aus Römern und Fremden bestand, kein Mensch, der nicht diesem Satze Beifall gegeben hätte.

Terenz war der Freund des Lelius und des afri-

kanischen Scipio, man glaubt sogar, daß diese großen Männer an seinen Lustspielen mitarbeiteten, und ihre Talente und Liebe für die Wissenschaften zeugen für die Möglichkeit dieser Sache.

Der Dichter zog sich in seinem fünf und dreißigsten Jahre von Rom zurück, und beschäftigte sich in seiner Abgeschiedenheit mit einer Uebersetzung Menanders. Der Verlust seiner Manuscripte, den er erlitt, soll ihm so empfindlich gewesen seyn, daß er vor Gram darüber starb.

Marcus Tullius Cicero,

ein römischer Redner.

Geboren im Jahre 106 vor unserer Zeitrechnung.

Cicero wurde zu Arpinum, im Toskanischen, aus einer unbekannten Familie geboren. Einige sagen, daß sein Vater bei einem Walker gearbeitet habe; andere machen einen römischen Ritter aus ihn. Man muß glauben, daß seine Aeltern Vermögen hatten; denn sie gaben ihm eine vortreffliche Erziehung. Er zeigte schon in seiner Kindheit die größten Anlagen, setzte seine Lehrer in Erstaunen, und wurde bald der Anführer seiner Mitschüler, die ihn in ihrer Mitte,

gleichsam im Triumphe, durch die Straßen führten. Diese kleinen Auszeichnungen eiferten ihn noch mehr an, und waren vielleicht die erste Ursache, warum er in der Folge so ausschweifend nach Lob geizte.

Seine erste öffentliche Rede zeigte schon alles, was er werden würde. Sylla war damals allmächtig. Dieser hatte einem seiner Freigelassenen gegen eine sehr kleine Summe die Güter eines Proscribirten zugesprochen. Der Sohn des Letztern bewies, daß seines Vaters Güter die Kaufsumme dreihundertmal im Werthe überstiegen. Diese Unvorsichtigkeit zog ihm Syllas Zorn zu: er ließ ihn anklagen, selbst seinen Vater umgebracht zu haben. Niemand zweifelte an der Falschheit dieser Anklage; aber keiner wollte sich doch damit befassen, ihn zu vertheidigen. Cicero, als er diese Gelegenheit zur Auszeichnung wahrnahm, wagte es, obgleich unbekannt, Roscius gegen Syllas Allgewalt zu vertheidigen, und rettete ihn. Cicero erwarb sich dadurch einen großen Ruhm; aber weil er wohl fühlte, welche Gefahren ihm jetzt drohten, entfernte er sich von Rom, und ging nach Athen, wo er durch zwei Jahre mehr Nebenbuhler als Schüler der berühmtesten griechischen Redner war. Appolonius Molo, einer von ihnen, hörte ihn einmal deklamiren, und blieb in tiefes Schweigen versunken: während jedermann sonst seinen Beifall bezeigte. Als ihn der junge Redner um die Ursache fragte, antwortete jener:

»Ich lobe und bewundere dich, aber ich beklage das Schicksal Griechenlands. Nichts blieb ihm übrig, als der Ruhm der Beredsamkeit; du wirst ihm auch diesen rauben und den Römern bringen.«

Bei seiner Rückkunst nach Rom nahm er sich der öffentlichen Geschäfte an, wurde aber wenig geschätzt; darauf widmete er sich ausschließlich der gerichtlichen Beredsamkeit, und wurde für den ersten Redner seiner Zeit gehalten. Sein Ruf wuchs und machte, daß er mit ein und dreißig Jahren zum Prätor in Sizilien ernannt wurde. Er betrug sich sehr löblich. In der Folge wurde er Aedilis, und brachte es dahin, daß Verres, der Sizilien ausgeplündert hatte, zum Schadenersatz verurtheilt wurde. Die Sizilianer machten ihm große Geschenke; er verwendete sie dazu, eine größere Wohlfeilheit der Lebensmittel hervorzubringen.

Er war zwar nicht sehr reich, aber seine Sparsamkeit schien seine Güter zu verdoppeln. Als er sich zur Prätur meldete, fand er keinen Widerstand, und wurde dazu ernannt. Er war unbiegsam, wie das Gesetz, und kannte keine anderen Rücksichten, als die der Unschuld und Menschlichkeit; Reichthum und Ansehen vermochten nichts über ihn. Folgendes mag zum Beispiel dienen: Ein gewisser Licinius Macer, der selbst sehr mächtig war, den auch Crassus vorzüglich beschützte, wurde bei Cicero verschiedener Beeinträchtigungen angeklagt. Sein Ansehen

und seine Freunde bürgten ihm, wie er glaubte, für jede Gefahr; er war sogar seines Sieges so gewiß, daß er noch, während die Richter Stimmen sammelten, nach Hause ging, ein neues Kleid anzog, wie ein Mensch, der den Augenblick nicht erwarten kann, seine Freude laut werden zu lassen, und so auf den Markt zurückkam. Crassus begegnete ihm traurig, und sagte ihm, daß er verurtheilt sey. Diese unerwartete Neuigkeit traf ihn so hart, daß er krank wurde, und nicht mehr genaß. Dieser Rechtsspruch erhöhte Ciceros Ansehen; man sah in ihm einen Mann, auf dessen Festigkeit und Gerechtigkeit man zählen konnte, und sobald er sich um das Consulat bewarb, hatte er die Stimmen des Volks und der Patrizier.

Catilina, seit langer Zeit das Oberhaupt einer Verschwörung, welche die Republik zu Grunde richten sollte, suchte auch zugleich mit Cajus Antonius das Consulat, seine Laster mit besserem Erfolg ausüben zu können. Dieser wilde und kühne Mann, der den ganzen Senat umbringen und Rom anzünden wollte, konnte sich nicht genug zurückhalten, und ließ zuweilen einige Züge seines grausamen Charakters durchblicken, die ihn zu Jedermanns Abscheu machten. Cicero besiegte ihn, und wurde mit Antonius Consul, einem schwachen Manne, bereit, jedem guten oder übeln Eindrucke zu folgen, der auf ihn gemacht wurde. Cicero war so geschickt, ihn

auf die Seite der Republik zu bringen, und beschäftigte sich dann, der ganzen Verschwörung nachzuspüren, welche durch die Bösewichter, die sich dazu schlugen, mit jedem Tage fürchterlicher wurde; alle jene schlossen sich daran, die keine Aussicht, oder die ihr Vermögen und ihre Güter verschwendet hatten. Wären ihre Anschläge gelungen, so würde man Laster und Grausamkeiten gesehen haben, welche noch alle vorhergehenden übertroffen hätten. Obgleich nun Cicero alles genau wußte, was geschah, und zwar durch ein liederliches Weib, Nahmens Fulvia, die das Geheimniß ihres Geliebten an den Consul verrathen hatte, so wollte er doch nicht eher handeln, bis er öffentlich untrügliche Beweise vorlegen konnte. Der Augenblick kam, mehrere vornehme Personen erhielten verschiedene Briefe, worin ihnen angezeigt wurde, daß nächstens ein schreckliches Blutbad in Rom entstehen würde. Jetzt fürchtete Cicero nichts mehr, er griff Catilina offen an, der sich noch in den Senat zu kommen erfrechte. Kaum hatte sich dieser Lasterhafte gesetzt, als sich alle Senatoren voll Abscheu von ihm entfernten. Diese Bewegung verrieth ihm, daß seine Anschläge entdeckt wären. Cicero ließ ihm auch keine Zeit, sich zu erholen. »Wie lange, Catilina,« sagte er mit schrecklicher Stimme, »wirst du noch unsere Geduld mißbrauchen?« und fuhr in diesem Tone fort. Catilina versuchte es, sich zu entschuldigen; aber der Abscheu

vor ihm war so groß, daß ihn Niemand hören wollte. Er verließ also die Versammlung wüthend, schwur, weil denn sein Verderben beschlossen sey, so sollten auch alle seine Feinde mit zu Grunde gehen, und stellte sich an die Spitze der Truppen, die Manlius in Hetrurien für ihn gesammelt hatte.

Demungeachtet brach Cicero noch nicht los, er sammelte vielmehr noch die Unterschriften der vorzüglichsten Verschwörungshäupter. Jetzt ließ er sie alle gefangen nehmen, und, nach einem Senatsbeschlusse, im Kerker hinrichten. So wurde die schreckliche Verschwörung zernichtet, Cicero von der ganzen Republik gesegnet und Vater des Vaterlandes genannt. Antonius griff Catilina an der Spitze seiner Truppen an, überwand ihn, und zwang den Trotzigen, sich mitten in der Schlacht selbst zu tödten.

Jetzt wurden alle Verschworne Ciceros Feinde, selbst Cäsar, der für ihre gelindere Strafe gesprochen hatte. Ein gewisser Metellus, Volkstribun, beleidigte ihn öffentlich. Als er an dem letzten Tage seines Consulats die gewöhnliche Rede an das Volk halten wollte, unterbrach ihn der Tribun. Cicero hatte mit den Worten angefangen: »Ich schwöre.« Der Tribun unterbrach ihn, und erklärte, daß er ihm nicht zu reden erlaube. Cicero hielt einen Augenblick ein, dann rief er mit erhabner Stimme: »Ich schwöre, daß ich das Vaterland gerettet habe.« Die ganze Versammlung rief: »Wir schwören, daß

er die Wahrheit gesagt hat.« So gründete die Bosheit seiner Feinde nur seinen größten Ruhm, und verschaffte ihm einen der schönsten Tage seines Lebens.

Einige Zeit hernach machte Clodius, ein anderer Volkstribun, wieder gegen Cicero Anschläge. Dieser Clodius war ein sehr ausschweifender Mensch, mehrerer Schlechtigkeiten angeklagt, und nur durch Bestechung einer ernstlichen Strafe entgangen. Er haßte Cicero, weil dieser gegen ihn gezeugt hatte. Jetzt suchte Cicero bei seinen besten Freunden Zuflucht und Hülfe; aber Cäsar, Crassus und selbst Pompejus verließen ihn; ob er gleich dem letzten so viele große Dienste geleistet hatte. Er wurde ganz der Wuth des Clodius hingegeben, der ihn durch gedungenen Pöbel mißhandeln ließ. Endlich sah er sich gezwungen, von Rom zu flüchten. Kaum hatte Clodius das erfahren, als er ihn durch einen Volksbeschluß verbannen nnd öffentlich als einen Geächteten erklären ließ. Nicht zufrieden mit diesem tyrannischen Verfahren, ließ er auch Ciceros Landhäuser, sein Haus in der Stadt verbrennen, und alle seine Möbeln öffentlich versteigern. Cicero, so groß durch sein Genie und seine Einsichten, hatte doch die Seelenstärke nicht, sein Unglück mit Ruhe zu ertragen: er ward von seinem Schicksale ganz niedergedrückt und zu den lautesten Klagen hingerissen. Endlich trieben seine Feinde ihren Haß so weit, daß sich auf einmal alle Edeldenkende zu Ciceros

Rettung erhoben, und der Senat selbst beschloß, vor allen andern Geschäften Cicero zurückzurufen. Der Lärm dieserwegen wurde so groß, daß mehrere Volkstribunen auf dem Platze verwundet, und viele Menschen getödtet wurden. Pompejus selbst trieb den widerstrebenden Clodius vom Platze, und versammelte das Volk, welches jetzt unter Freudengeschrei Ciceros Zurückberufung beschloß. Der Senat befahl, daß die Städte, welche den edlen Verbannten aufgenommen und geehrt hatten, Belohnungsschreiben erhalten, und daß seine Häuser und Besitzungen auf öffentliche Kosten wieder hergestellt werden sollten. So kam Cicero nach einer sechszehnmonatlichen Verbannung wieder zurück, und erregte überall, wo er durchzog, eine so lebhafte Freude, daß er selbst sagte: Wenn er nur auf seinen Ruhm gedacht hätte, so hätte er sich Clodius Ränken nicht widersetzt, sondern sie vielmehr befördern oder auch erkaufen müssen.

Als er die Verwaltung von Sizilien bekam, zeichnete er sich durch Redlichkeit, strenge Uneigennützigkeit, durch sein leutseliges Benehmen gegen Jedermann und eine besondere Thätigkeit aus, welche die Regierungsgeschäfte forderten. Die Parther hatten Antiochus im tiefsten Frieden angegriffen, Cicero stellte sich an die Spitze seiner Legionen, seine Provinz gegen jeden Einfall dieser Völker zu beschützen. Er überfiel die Feinde, schlug sie, nahm

Pindenisse, einen ihrer festesten Plätze, und ließ ihn plündern, und die Einwohner verkaufen. Seine Soldaten gaben ihm den Titel Imperator, und er würde in Rom triumphirt haben, wären nicht dort bürgerliche Unruhen gewesen.

Bei seiner Zurückkunft nach Rom, fand er die Republick zwischen Pompejus und Cäsar getheilt. Er mußte sich zu einer Parthei entschließen. Nach vielem Ueberlegen gieng er zum Pompejus, bereuete es aber bald wieder, und da ihn der Feldherr so wankend sah, vertraute er ihm auch nichts von Bedeutung. Nach dem Tode dieses grossen Mannes, wollten ihn mehrere Offiziere an die Spitze der Truppen stellen, welche Brutus gesammelt hatte. Cicero wehrte sich aber aus allen Kräften dagegen. Der Sohn des Pompejus wurde über diese Feigheit so aufgebracht, daß er den Degen zog, und Cicero umgebracht haben würde, wenn nicht Cato seinen Arm zurückgehalten hätte. Endlich wendete sich Cicero aus Furcht zum Cäsar, obschon er dessen Handlungen nicht billigte, und wurde gut aufgenommen.

Cicero nahm jetzt an den Staatsgeschäften weniger Antheil mehr, er lehrte die jungen Römer Beredsamkeit und Philosophie. Diese neue Laufbahn brachte ihm beinahe so viel Ehre, als seine vorige. Die mehreste Zeit brachte er jetzt auf einem angenehmen Landhause zu Tuskulum zu. Hier schrieb er den größten Theil seiner unsterblichen

Werke, in denen er die schönste, des Menschen würdigste Moral zeigte.

Nachdem Cäsar gefallen war, kam Cicero in den Senat zurück, und zeigte sich als einen von Antonius heftigsten Gegnern. Demungeachtet hatte ihn Brutus nicht in die Verschwörung gezogen, weil er seinen Charakter kannte, doch wußte er, daß er nach Cäsars Tode einen eifrigen Republikaner an ihn finden würde. So zeigte sich Cicero auch wirklich, und zwang Antonius von Rom zu fliehen. Aber jetzt suchte der junge Octavius den Cicero für sich zu gewinnen, dieser ergriff die Gelegenheit mit Freuden, dem furchtbaren Antonius einen bedeutenden Feind entgegen zu stellen, und trug selbst dazu bei, ihm den Oberbefehl über das Heer zu verschaffen, mit welchem er Antonius schlug.

Der schlaue Octavius lobte den eitlen Cicero, und dieser ließ ihn dafür schalten wie er wollte. Als der Senat Octavius seine Armee abnehmen wollte, und dieser auf dem Punkte stand, alle seine Hoffnungen zernichtet zu sehen, wandte er sich an Cicero, und eröffnete ihm, er werde nur nach dem Consulate streben, um sich dann der Leitung eines so weisen Mannes überlassen zu können. Cicero ging in die Schlinge; kaum war aber Octavius Consul, als er Cicero verließ, und mit Antonius und Lepidus den Dreimännerbund bildete; ja er opferte selbst Cicero dem Hasse des Antonius auf.

Cicero war auf dem Lande, als er seine Verurtheilung erfuhr. Er gieng sogleich von dort ab, um sich an Brutus anzuschließen, der eine Armee in Mazedonien gesammelt hatte. Aber sein unschlüssiger Charakter war Schuld an seinem Tode: schon war er eingeschifft, als er sich wieder ans Land setzen ließ, weil er sich nicht überreden konnte, daß Octavius, der ihn sogar seinen Vater genannt hatte, ihn so ganz verlassen haben sollte. Er wurde bald davon überzeugt. Die Soldaten des Antonius trafen ihn, eben als er sich wieder ans Meer tragen ließ, sich einzuschiffen. Ihr Anführer war ein gewisser Papilius Lena, den Cicero durch seine Beredsamkeit vom Tode gerettet hatte. Als Cicero die Mörder wahrnahm, befahl er seinen Dienern die Sänfte niederzustellen, nahm mit der linken Hand seinen Bart, und erwartete nun ruhig den Tod. Die Elenden getrauten sich nicht ihn anzusehen, und verhüllten das Gesicht, nur einer hieb ihm den Kopf und die rechte Hand ab, welche er Antonius brachte, der diese Ueberreste des Befreyers des Vaterlandes auf eben der Tribune aussetzen ließ, von der Cicero oft so herrlich gesprochen hatte. Fulvia, Antonius Gemahlin, durchstach sogar Ciceros Zunge mehrmal mit einem goldenen Stachel. Dieser große Mann hatte drei und sechszig Jahre gelebt. Die Geschichtschreiber schildern ihn groß, schmächtig, mit einem sehr langen Halse, mit einem männlichen

Gesichte und regelmäßigen Zügen, welche zugleich Ehrfurcht und Zutrauen einflößten. Seine Constitution war schwach, er hatte sie aber durch Mäßigkeit gestärkt. Er kleidete sich anständig, wie es seinem Range zukam, und zog Reinlichkeit der Pracht vor. Nichts war liebenswürdiger als sein häusliches Betragen, sein einziger Fehler war, daß er den Scherz zu sehr liebte, und sich oft für einen witzigen Einfall einen Feind machte. Hätte er mehr Kraft des Charakters und weniger Eigenliebe gehabt, so würde er einer der vollkommensten Menschen gewesen seyn.

Cäsar Augustus,

erster römischer Kaiser.

Geboren 63 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Cajus Cäsar Octavius war der Sohn des Aedils Octavius und der Ania, einer Schwestertochter Julius Cäsars. Mit vier Jahren schon verlor er seinen Vater, und als auch Cäsar umgebracht wurde, war er erst achtzehn Jahre alt. Er studirte damals in Griechenland, ging aber augenblicklich nach Rom ab, die Erbschaft seines Onkels in Besitz zu nehmen.

Den Senatoren machte er sich durch seine Gefälligkeit, und der Menge durch seine Freigebigkeit beliebt, wie auch durch Spiele und Feste. Besonders schloß er sich an Cicero, der ihm durch seine Beredsamkeit und sein Ansehen sehr nützlich war; er überhäufte ihn mit Lobsprüchen, und nannte ihn sogar seinen Vater. Cicero, immer ein wenig eitel, trug sehr viel zur Erhebung des jungen Cäsars bei, den er seinem Feinde Antonius entgegensetzen wollte; der Senat folgte ihm nach. Antonius wurde also für einen Feind der Republik erklärt, und man gab Octavius mit den beiden Consuln gleiche Gewalt. Er war glücklich; Antonius wurde bei Modena geschlagen, und als die beiden Consuln, Hirtius und Pansa, an diesem Tage geblieben waren, stand Octavius allein an der Spitze des Heeres. Suetonius erzählt: das Gerücht verbreitete, Octavius habe geflissentlich den Tod der beiden Consuln veranlaßt, damit Antonius in die Flucht geschlagen, und er, da die Republik nie ohne höchste Oberhäupter war, sich der siegreichen Armeen bemächtigen könne. Andere sagten, daß Pansa ihm sterbend die Absicht des Senats erklärt habe, Octavius und Antonius, einen durch den andern zu schwächen, und endlich die Regierung den Anhängern des Pompejus zu übertragen.

Mehr noch, als diese Gründe, zog ihn sein Interesse vom Senate ab; Lepidus hatte sich mit Antonius verbunden, und da sich Octavius jetzt zu


I. B. 202. S.
August
Horaz
Cicero
Virgil
Ovid
Livius

schwach fühlte, so versuchte er es, sich mit seinem Gegner zu vereinigen. Diese drei Männer hielten also eine Zusammenkunft, und bildeten jene berühmte Verbindung, die man den zweiten Dreimännerbund nennt. Darin kamen sie überein, die höchste Macht und alle Provinzen unter sich zu theilen, und die Republik umzubilden; auch schwuren sie allen jenen den Tod, die sich ihren Planen widersetzen würden. Lange Zeit berathschlagte man sich, welche Männer nun fallen sollten; man erließ sich wechselseitig seine Verwandte und Freunde. Antonins, der dem Cicero nicht vergeben konnte, bestand auf dessen Kopf, und der treulose Octavius gab seine Einwilligung zu dem Tode eines Mannes, dem er einen beträchtlichen Theil seiner Größe verdankte. Zum Gegenersatze gab Antonius seinen Onkel, und Lepidus, seinen Bruder hin. Um diesen schrecklichen Vertrag noch fester zu besiegeln, wurde eine Heirath zwischen Octavius und Clodia, einer Schwiegertochter des Antonius, verabredet. Die Verschwornen kamen zu Rom an, ließen ihre Sterbelisten anheften und vollziehen. Mehr als dreihundert Senatoren und zweihundert Ritter wurden umgebracht. Zwei Söhne lieferten ihre Väter dem Henker aus, um ihren Nachlaß zu erben.

Octavius bezeigte sich am rauhesten. Suetonius erzählt, daß ihn ein Bürger, der auf seinen Befehl sterben sollte, gebeten habe, ihm wenigstens

die Ehre eines Begräbnisses zu gönnen. »Sorge dich darum nicht,« antwortete jener, »und überlasse dieß den Raben.« Als ein Vater und Sohn einer um das Leben des andern baten, befahl er, sie sollten loosen, oder mit einander streiten. Aber der Vater wollte sich selbst aufopfern, und fiel in sein Schwert. Sein Sohn folgte ihm, und Octavius sah den Tod dieser zwei edlen Menschen ganz gleichgültig an.

Nun aber dachten die Verbündeten darauf, Brutus und Cassius zu besiegen, die sich in Macedonien gesammelt hatten. Octavius und Antonius zogen dahin, während Lepidus in Rom die Ruhe oder vielmehr die Furcht erhalten sollte. In der Ebene von Philippi trafen die Heere zusammen. Während Antonius den Cassius warf, wurde Octavius von Brutus geschlagen; aber Antonius stellte die Ordnung wieder her, und schlug den Brutus in einem zweiten Treffen, der darauf in sein Schwert fiel. Sein Haupt wurde dem Octavius gebracht, der es mit Schmähungen überhäufte, und es nach Rom einschiffen ließ, wo es auf seinen Befehl zu den Füßen der Statue des Cäsars hingeworfen werden mußte. Sein Glück machte ihn so übermüthig, daß Octavius die vornehmsten Gefangenen hinrichten ließ, nachdem er sie vorher beschimpft hatte.

Bei dieser Zurückkunft nach Italien belohnte er seine alten Krieger: er ließ die schönsten Länder

plündern, und jagte eine Menge Familien von ihren Häusern weg. Während dessen war Antonius nach Egypten gekommen, und hatte dort eine rasende Leidenschaft für Kleopatra gefaßt. Fulvia, seine Gemahlin, um ihn nach Rom zurückzubringen, suchte ihn gegen Octavius zu erbittern. Dieser verabschiedete dagegen Clodia, und zwang sie selbst Italien zu verlassen. Jetzt erwachte Antonius aus seiner Unthätigkeit, und wollte sich Octavius Fortschritten widersetzen. Aber Fulvia war todt, man näherte sich wieder, und Antonius heirathete des Octavius Schwester Octavia. Sie theilten nun das Reich; einer wollte das Abendland, der andere das Morgenland behalten.

Pompejus Sohn hielt sich noch in Sizilien. Octavius, nachdem er einige Zeit mit ihm gekriegt hatte, überwand ihn in einem Seetreffen, zwischen Milas und Naulorchium. Lepidus, sein College im Triumvirat, war zu seiner Hülfe nach Afrika gekommen. Octavius benutzte aber diese Gelegenheit, ihm seinen Theil an der Herrschaft zu rauben, und sich zuzueignen. Er wollte ihn tödten, verbannte ihn aber doch nur auf den Circeischen Berg. Jetzt gaben ihm seine Siege ein gränzenloses Ansehen. Man erwies ihm die größten Ehrenbezeugungen. Er erließ hingegen die Taxen, welche während der Bürgerkriege hatten bezahlt werden müssen, errichtete ein eigenes Korps, die Räuber zu bekämpfen,

welche Italien beunruhigten, und schmückte Rom mit einer Menge schöner und nützlicher Gebäude. Den alten Soldaten vertheilte er die Ländereien, wie er versprochen hatte, und nahm diesmal nur das Eigenthum des Staates dazu. Auf einem öffentlichen Platze ließ er die Briefe mehrerer Senatoren verbrennen, die man in Pompejus nachgelassenen Papieren gefunden hatte, und welche gegen sie zeugen konnten. Das Volk ernannte ihn für alle diese Wohlthaten zum beständigen Tribun.

Jetzt wollte sich aber Octavius auch den Antonius wegschaffen, und weil dieser seine Frau Octavia nicht hatte bei sich aufnehmen wollen, so war Vorwand zum bürgerlichen Kriege bald gefunden. Octavius zog also gegen Antonius; nach mehreren kleinen Treffen, schlug er seinen Feind bei Actium aufs Haupt, und wurde so Beherrscher der ganzen Welt. Darauf zog er gegen Alexandrien, wo er Antonius und Kleopatra belagerte; als Octavius die Stadt einnahm, fiel Antonius in sein Schwert. Octavius erlaubte der Kleopatra, ihm ein prächtiges Grabmahl zu errichten, beweinte ihn selbst zum Scheine, ließ aber gleich darauf seinen Sohn umbringen, obgleich der Jüngling flehend Cäsars Altar umfaßt hatte. Auch Cäsarion ließ er umbringen, einen Sohn des Cäsar, für dessen Rächer er sich doch ausgab. Die Königin Egyptens wollte er für seinen feyerlichen Triumph in Rom aufbewahren, aber

dieses Weib, die so sinnlich gelebt hatte, wußte doch muthig zu sterben. Nachdem sie es vergebens versucht hatte, ihren Ueberwinder durch ihre Reize zu rühren, setzte sie sich eine giftige Schlange auf die Brust.

Octavius, von Natur grausam, war aus Politik gütig, er beschenkte die Offiziere und Soldaten des Antonius mit angenommener Leutseligkeit, und wußte sie sich geneigt zu machen. Endlich kehrte er nach Rom zurück, und feierte drei verschiedene Triumphe, einen über die Dalmatier, einen für die Schlacht bei Actium, und den dritten für die von Alexandria. Zum erstenmale seit zwey hundert und fünf Jahren schloß man den Tempel des Janus, und sah das Reich im tiefen Frieden. Das Volk und der Senat dachten nur darauf, ihn mit neuen Ehren zu überhäufen; so erhielt er den Titel Augustus, und Imperator, oder beständiger Feldherr, ja es wurden ihm selbst Altäre errichtet.

Aber eben dieser Mann, der sich die Herrschaft mit so vieler Grausamkeit erworben hatte, gebrauchte sie jetzt mild, er zeigte Güte, Sanftmuth, und vergab selbst denen, die gegen ihn sich verschworen hatten. Aus Politik that er, als wollte er die Herrschaft niederlegen, aber der Senat nahm diesen Vorschlag nicht nur nicht an, sondern gab ihm auch den Titel eines Vaters des Vaterlandes.

Der größte Dienst, den er seinen Unterthanen

erwies, ist, daß er während seiner langen Regierung das Reich im größten Frieden erhielt. Er beschäftigte sich damit, nützliche Gesetze zu geben, fuhr fort die Stadt zu verschönern, und konnte am Ende seines Lebens wirklich sagen: Ich habe Rom von Backsteinen aufgeführt gefunden, und es in Marmor hinterlassen. Er bereis'te alle Provinzen seines weiten Reiches, und brachte alles in Ordnung. Nach dem Tode des Lepidus, als er Oberpriester wurde, ließ er alle heilige Bücher verbrennen, an deren Aechtheit man zweifelte, führte den neuen Kalender des Cäsar wieder ein, und gab dem Monat, der vorher Sextilis hieß, den Namen Augustus.

In den Augenblicken der Muße betrieb er die Wissenschaften, und lebte mit einigen berühmten Schriftstellern seiner Zeit, z. B. Virgil und Horaz, auf einem freundschaftlichen Fuße. Er verabschiedete mehrere Weiber und heirathete andere; so nahm er dem Tiberius Nero seine schwangere Frau, Livia, und machte sie zu seiner Gemahlin. Sonst war er, wie Julius Cäsar, sehr mäßig, und er, der so prächtige Gebäude aufführen ließ, wohnte selbst sehr einfach.

In seinem Hausleben war August sehr unglücklich. Seine Nichte und seine Tochter Julia führten ein ausschweifendes Leben. Er verbannte sie auf immer auf die Inseln, und wollte keine Vorbitte

ihrentwegen hören. Muthiger trug er den Tod seiner andern Kinder, als der lebenden Schande, und zitirte in seinem Alter oft einen griechischen Vers, der ohngefähr folgenden Sinn hatte: »Hätte es doch den Göttern gefallen, daß ich ehelos gelebt hätte, und ohne Kinder gestorben wäre!« Weil er keine Erben hatte, so nahm er öffentlich und gesetzmäßig Tiberius, einen Sohn seiner Gemahlin, an Kindesstatt an, und theilte die Regierung mit ihm.

Endlich, nachdem er sechs und siebenzig Jahre alt geworden, und seit seinem zwanzigsten an der Spitze der wichtigsten Geschäfte gestanden hatte, sah er seinem Tode ruhig entgegen. Suetonius sagt, daß er in dem Augenblicke, wo er sein Ende fühlte, einen Spiegel begehrte, sich rasiren ließ, und die Umstehenden fragte, ob er seine Rolle gut gespielt habe? Als es einer bejahte, fuhr er fort: »Gut, so klatschet, das Stück ist zu Ende!« Er starb im dritten Jahre unserer Zeitrechnung.

Horaz,

ein lateinischer Dichter.

Geboren im 63sten Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Dieser liebenswürdige Dichter und Philosoph, der mit seinem ganzen Namen Quintus Horatius Flaccus heißt, stammte aus Venusium von einem Freigelassenen ab. Er dankte alles seinem Geiste; sein Vater, obgleich nicht reich, versäumte nichts, in ihm diese glückliche Naturgabe auszubilden. Horaz ergriff in der Folge die Waffen, und schlug sich zum Brutus, der ihn zum Tribun machte. Aber die Tapferkeit war seine Tugend nicht; bei Philippi warf er den Schild weg und floh. Als er des Augusts und Mäzenas Lieblingsdichter wurde, spottete er selbst über seine Feigheit.

Nachdem er die Waffen verlassen hatte, gab er sich ganz der Dichtkunst hin, in der Hoffnung, durch sie sein Glück zu machen. Die Schönheit seiner Verse und die Feinheit seiner Gedanken, machte ihn bald dem Marius und Virgil bekannt, die ihn dem Mäzenas vorstellten. Jetzt war sein Glück gemacht, und er konnte nach seinem Wunsche in sorgloser Muße den Musen leben. Mäzenas empfahl

ihn dem August, welcher ihn, sobald er ihn kennen gelernt hatte, mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufte. Horaz wurde durch alles das nicht stolz oder ehrgeizig, und nahm die Stelle eines Geheimschreibers nicht an, die ihm der Kaiser anbot. Als ein vorsichtiger und weiser Hofmann gab er sich nicht gerne hin; doch lobte er nur das, was wirklich Lob verdiente. Manche haben in seinen Schriften zu freie Grundsätze gefunden. Aber wenn er auch die Bequemlichkeit und das Vergnügen liebte, so kannte er doch den Werth der Mäßigung viel zu gut, um seine Glücksgüter zu mißbrauchen. Er genoß von allem etwas, trieb aber nichts bis aufs Aeußerste. Er haßte den Luxus des Hofes und Mäzenas schwelgerische Tafel nicht; aber so oft er konnte zog er sich in die glückliche Einsamkeit seines Tibur zurück.

Horaz war mager und schmächtig, und ein Bonmot Augusts belehrt uns, daß er eine Thränenfistel hatte. Denn da dieser Prinz auch Virgil gern bei Tische sah, der einen kurzen Athem hatte, so sagte er eines Tages: »Ich bin hier zwischen Seufzer und Thränen.«

Horaz schrieb Oden, Satyren, Episteln und eine Anleitung zur Dichtkunst. Wieland und Ramler haben seine Werke trefflich übersetzt.

Virgil,

ein lateinischer Dichter.

Geboren 70 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Publius Virgilius Maro wurde zu Andes, einem Dorfe bei Mantua, geboren. Sein Vater war Töpfer und nannte sich Maro, seine Mutter Maria. Mit dreizehn Jahren kam Virgil nach Cremona, und studirte dort bis zum sechszehnten Jahre die griechische Sprache, die Medizin und die Mathematik. In der Folge verlegte er sich auch auf Astronomie und Naturlehre, und machte in seinen Werken einen sehr vernünftigen Gebrauch von diesen Kenntnissen.

Nachdem die Schlacht von Philippi gegen Brutus und Cassius gewonnen worden war, gab Cäsar Augustus seinen Veteranen alle Güter um Mantua. Virgils Vater verlor hier auch sein ganzes Vermögen; ein Hauptmann bemächtigte sich seines Hauses. Virgil, damals acht und zwanzig Jahre alt, aber noch durch keine Werke bekannt, bewarb sich um Pollios Gunst, der einige Truppen dort kommandirte, und machte sich ihm gleich durch die ersten Verse, welche er vorlas, geneigt. Pollio gab ihm

ein Empfehlungsschreiben an Mäzen nach Rom. Mäzenas empfing ihn sehr gut, und stellte ihn dem Octavius vor, welcher ihm sein Gut zurückgab. Virgil ging mit seinem Vater nach Mantua zurück, sich wieder in Besitz ihres Eigenthums zu setzen; der Hauptmann bezeigte aber wenig Lust, es ihnen abzutreten, vielmehr drohte er, sie beide umzubringen. Er verfolgte sie mit seinen Soldaten, und zwang Virgil, um sich zu retten, den Mincio zu durchschwimmen. Sie kamen nach Rom, beklagten sich, und wurden endlich in ihr Gut wieder eingesetzt. Virgil zahlte diese Wohlthat August reichlich mit dessen Lobe ab. Dies und sein großes Talent zog ihm immer neue Geschenke und Wohlthaten zu, und setzte ihn bald in einen glücklichen und ehrenvollen Zustand.

In seinem vier und dreißigsten Jahre fing Virgil sein Gedicht vom Landbau an. Mäzenas, der den Ackerbau ermuntern wollte, war die Veranlassung dieses Gedichts, das eine Arbeit von sieben Jahren kostete; er hatte schon seine Schäfergedichte geschrieben, endlich fing er die Aeneide an, welche er nicht vollenden konnte; der Tod überraschte ihn, als er eben die letzte Hand anlegen wollte.

Er starb im drei und fünfzigsten Jahre, und war mit seinem letzten Werke so wenig zufrieden, daß er es zu verbrennen befahl. Seine Freunde hüteten sich wohl, ihm zu gehorchen. August trug

es Tucia und Varius, zwei guten Dichtern dieser Zeit, auf, die Aeneide durchzugehen, das, was sie überflüssig fänden, wegzunehmen, aber nichts hinzuzusetzen. Man brachte Virgils Körper nach Neapel, wie er es verlangt hatte, und er wurde nahe an dem Wege von Puzzuoli begraben.

Virgils Verdienst wurde gleich, sobald er sich zeigte, anerkannt, eine Seltenheit in der Geschichte der Künste und Wissenschaften. In dem sechsten Gesange der Aeneide hatte er das Lob des Marzellus, eines Schwestersohns Augusts, angebracht, der mit zwanzig Jahren gestorben war. Die Mutter dieses jungen Prinzen wurde davon so gerührt, daß sie dem Dichter für jeden Vers dieses Lobes sechs große Sestertien, zusammen gegen sechszehntausend Gulden, auszahlen ließ. Virgil hinterließ bei seinem Tode große Reichthümer, und machte Tucia, Varius, Mäzenas und den Kaiser selbst zu seinen Erben. Er ist beinahe der einzige Dichter, der zugleich Glück, Ruhm und Frieden genoß. Er hatte nur einige dunkle Neider zu Feinden, die jedermann verachtete. Auch suchte er durch nichts, ausgenommen sein Talent, Neid zu erregen. Obgleich von der Welt gelobt und geehrt, war er doch so bescheiden, daß man nie Stolz an ihm wahrnahm; und so empfänglich er für den Ruhm war, so wagte er es doch aus Schüchternheit selten, öffentlich zu erscheinen. Einen großen Theil seines Lebens brachte

er auf dem Lande zu, wo er sein größtes Vergnügen an dem Umgange mit tugendhaften und gebildeten Männern fand. Er kannte sein Talent; aber er lobte auch gerne die Werke anderer, wenn sie es verdienten. Mehr noch, als sein Glück hatten ihn Genie und Tugend erhoben.

Ovid,

ein lateinischer Dichter.

Geboren 43 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Publius Ovidius Naso wurde zu Sulmone, einer Stadt im diesseitigen Abruzzien, geboren. Er war von einer ritterlichen Familie, und zeigte sehr bald seine Anlagen zur Dichtkunst. Seine Eltern vernachläßigten nichts, seine glücklichen Anlagen auszubilden. Mit sechszehn Jahren schickte man ihn nach Athen, dort die griechischen Schriftsteller und ihre Schönheiten kennen zu lernen. Als sein Vater seinen Hang zur Dichtkunst sah, fürchtete er, dieser möchte ihn von ernsteren Beschäftigungen abhalten, und ließ ihm die Beredsamkeit studieren. Aber vergebens; der junge Dichter machte selbst in seinen Gesprächen Verse, und als er sich selbst

überlassen war, folgte er ganz der verführerischen Kunst. Seine Leichtigkeit und glückliche Einbildungskraft machten ihn bald unter den andern Geistern in Rom bekannt, August lud ihn an seinen Hof, lobte seine Werke, zeichnete ihn aus, und erhob ihn zur Würde eines Dezemvirs, welche unter andern auch den Vorzug besonderer Plätze bei den öffentlichen Spielen hatten.

Ovid machte durch seine Artigkeit bei den Damen vieles Glück, und gefiel jedermann durch seinen angenehmen und lebhaften Geist. Diese Eigenschaften machten ihn durch einen Theil seines Lebens so glücklich als ein Mensch seyn kann; aber jetzt hatte er das Unglück dem Kaiser zu mißfallen, und er wurde nach Tomus, einer Stadt im europäischen Scythien am Pontus Euxinus gegen die Mündung der Donau, verbannt. Man weiß die Ursache nicht, er selbst schreibt sie einem Fehler zu, den er nicht nennt. Sein Gedicht die Kunst zu lieben, gab den Vorwand zu seiner Verbannung, wovon der wahre nicht bekannt ist.

Diese Verbannung in ein rauhes Land, wo er auch die Sprache nicht kannte, machte ihm vielen Kummer, den er in seinen Trauerbüchern schildert. Er war damals fünfzig Jahre alt. In der Hoffnung, nach Rom zurückgerufen zu werden, lobte er August bis zur Erniedrigung, nach dessen Tode opferte er ihm alle Tage Weihrauch und lobte Au-

gusts Nachfolger, Tiberius, eben so sehr, der aber eben so unempfindlich blieb. Endlich starb dieser unglückliche Dichter nach zehn Jahren der Verbannung und Trauer. Seine Asche wurde in Rom in ein Grabmahl gebracht, auf das man eine, von ihm selbst verfertigte Inschrift setzte.

Sein vorzüglichstes Werk sind die Verwandlungen, welche Voß frei ins deutsche übersetzte.

Titus Livius,

ein lateinischer Geschichtschreiber.

Lebte unter Octavius Augustus.

Titus Livius gehört unter die Anzahl berühmter Schriftsteller, von deren Leben man sehr wenig weiß. Man kann nur muthmaßen, daß er ohne Ehrgeiz und wahrscheinlich ohne Eitelkeit war, und sein Leben still und mit Studieren hingebracht habe. Er war an Augusts Hofe geschätzt, doch brachte er seine meiste Zeit zu Neapel zu. Man glaubte, daß er von Padua, andere sagen von Apone gebürtig gewesen sey, gewiß ists, daß er in dieser erstern Stadt starb, und zwar im siebenzehnten Jahre vor unserer Zeitrechnung, mit Ovid an

einem Tage. Er hatte einen Sohn, an den er einen Brief über die Erziehung und die Studien der Jugend schrieb, von dem Quinktilian, ein kompetenter Richter, eine ehrenvolle Meldung machte; der aber auch nicht auf uns gekommen ist. So hatte er auch Dialogen und philosophische Abhandlungen geschrieben, die ebenfalls verloren gegangen sind. Sein größtes Werk, dem er auch seinen Ruhm verdankt, ist eine römische Geschichte, die mit der Gründung Roms anfängt, und mit Drusus Tode in Deutschland schloß. Man erzählt, daß ein Spanier, nachdem er diese Geschichte gelesen habe, eigens nach Rom gereiset sey, den Verfasser kennen zu lernen, und daß er, nach einem Gespräche mit Livius, wieder abgereiset sey, ohne die Schönheiten dieser Hauptstadt zu sehen. Livius Werk hatte einhundert und vierzig Bücher, von denen uns nur fünf und dreyßig übrig geblieben sind. Seine Schreibart ist im höchsten Grade elegante Einfachheit.

Titus,
römischer Kaiser.

Geboren im Jahre 40 nach Christi Geburt.

Titus Vespasianus war ein Sohn des Kaisers Vespasian. Er focht zuerst unter seinem Vater, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit aus. Man gab ihm eine seinem Range angemessene Erziehung, er wurde in den Wissenschaften, der Kriegs- und Regierungskunst unterrichtet, sprach gleich fertig latein und griechisch, und hielt öffentliche Reden mit Geschmack und Einsicht. Auch glaubte er die schönen Wissenschaften nicht vernachlässigen zu dürfen, war ein geschickter Musiker, und spielte verschiedene Instrumente. Suetonius erzählt, daß er sehr schön schrieb, und alle Handschriften auf das Täuschendste nachzuahmen verstand. Nebstdem hatte er jene natürliche Güte und Freundlichkeit des Charakters, welche seinen Talenten in den Augen aller anderer noch einen viel höheren Werth gab.

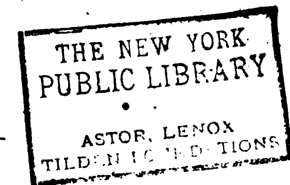
In seiner Jugend konnte man nicht voraussehen, was er in der Folge werden würde. Den größten Theil des Tages brachte er bei Tische zu,

und war immer von Weibern, Gauklern, Musikern, und hübschen Sklaven umringt. Er war damals geizig, Geld zu seinen Verschwendungen zu bekommen, und rachgierig, und ließ mehrere Menschen umbringen, die böse Absichten gegen ihn gezeigt hatten. Daß war nicht der Titus, der in der Folge die Liebe und Wonne des Menschengeschlechtes wurde. Man nannte ihn öffentlich, sagt Suetonius, einen zweyten Nero, und er hatte einen gerechten Haß gegen sich erregt, so daß er mit einem sehr schlimmen Rufe und allgemeinen Abscheu zur Regierung kam.

Aber diese nachtheilige Meinung, änderte sich bald zu seiner größten Ehre, so daß er diese Laster mit Fleiß angenommen zu haben schien, seine wahren Tugenden in einem größeren Glanze zu zeigen. Nachdem er Jerusalem eingenommen hatte, bestieg er erst den Thron; allein vorher hatte er das Reich mit seinem Vater getheilt. Die erste Probe seiner Selbstüberwindung, gab er durch seine Trennung von Berenice, ob er sie gleich sehr liebte. Er verkürzte seine Mahlzeiten, und hatte nur rechtschaffene Menschen und strenge Freunde um sich, die ihm nach den Grundsätzen der Ehre und der Vernunft rathen konnten. Seine Gerechtigkeit glich jetzt seiner Großmuth, er wollte Niemanden Unrecht thun, ehrte die Privatgüter, und nahm weder die gewöhnlichen Steuern, noch die neuen, welche man

T.B.220





ihm antrug. Demungeachtet baute er Amphitheater und mehrere prächtige Gebäude, gab Fechterspiele, und ließ an einem Tage vor dem Volke fünftausend wilde Thiere verschiedener Art mit einander kämpfen. Er wollte nicht, daß man ihm um das, was man schon besaß, nochmals bitten sollte, und bestätigte also durch ein Edikt alle Geschenke seiner Vorfahren. Er hatte die Gewohnheit, alle die zu ihm kamen, wenigstens mit Hoffnungen fortzuschicken. Einer seiner Freunde bemerkte ein Mal, daß er zu viel verspräche; er antwortete: Niemand sollte einen Fürsten mit traurigem Gesichte verlassen. An einem Abende erinnerte er sich, das er diesen Tag niemanden habe verbinden können, und sagte traurig: Meine Freunde! ich habe einen Tag verloren. Er liebte das Volk, und suchte dessen Liebe auch durch Kleinigkeiten zu verdienen.

Mehrere Unglücksfälle ereigneten sich unter seiner Regierung, unter andern der Ausbruch des Vesuvs, eine Feuersbrunst, die drey Tage währte, und eine schreckliche Pest. Während dieser Unfälle zeigte Titus nicht allein die Sorge eines Fürsten, sondern auch die Liebe eines Vaters. Er tröstete das Volk durch Edikte, und half mit allen Mitteln, die in seiner Macht standen. Mehreren ausgewählten Personen gab er den Auftrag, den Schaden zu vergüten, der durch den Ausbruch des Vesuvs angerichtet worden war, und verwendete zu

diesem Zweck die Güter derer, die ohne Erben gestorben waren, und welche von Rechtswegen dem kaiserlichen Schatze zufielen. Von seinen Gütern war in der Feuersbrunst zu Rom nichts beschädigt worden, aber doch ließ er die Zierathen seiner Gebäude wegnehmen, und zur Zierde der Tempel und öffentlichen Gebäude verwenden; eben so thätige Anstalten traf er auch gegen die Pest.

Unter die Uebel seiner Zeit muß man auch gewisse Ankläger rechnen, die bloß Anklagen eingaben und Zeugen auftrieben. Titus haßte jede Ungerechtigkeit, ließ sie gefangen nehmen, öffentlich stürzen und als Sklaven verkaufen, oder schickte sie auf die ödesten Inseln. Demungeachtet war er äußerst gütig, selbst gegen die, welche ihm nach dem Leben trachteten, und versicherte gewöhnlich, daß er lieber selbst zu Grunde gehen, als bestrafen wollte. Zwei Patriziern, welche überwiesen worden waren, nach dem Reiche gestrebt zu haben, vergab er, und versicherte sie, daß sie an ihm immer einen Kaiser finden würden, der sie sich verbinden will; ja er schickte an die Mutter des einen, welche weit wohnte, und sehr betrübt war, einen Courier mit der Versicherung, daß sie nichts für ihren Sohn zu fürchten habe. Des Abends ließ er die beiden mit sich speisen, und am andern Tage neben ihm im Theater sitzen. Er hörte, daß sein Bruder Domizian immer mit Verrath umgehe, und nachdem er vergebens selbst

mit bewaffneter Hand sein Vorhaben ausführen wollte, nun zu entfliehen versuche, aber er wollte sich nicht durch den Tod oder Verbannung von einem so gefährlichen Feinde befreien. Er bezeigte ihm vielmehr immer die nehmliche Freundschaft, und bat ihn sogar mit Thränen, gegen ihn brüderliche und liebevolle Gesinnungen zu hegen.

Eine ähnliche Großmuth vermochte über Domizian nichts, Titus wurde krank, und jenes Ungeheuer ließ den guten Fürsten unter dem Vorwande ihn zu erfrischen, in eine Tonne voll Schnee bringen, welche ihm den Tod zuzog. Titus lebte nur zwei und vierzig Jahre, und regierte etwas über zwey Jahre, aber er erwarb sich ewigen Ruhm, den er bloß seiner Tugend verdankte.

Plutarch,

ein griechischer Lebensbeschreiber.

Geboren gegen das 50. Jahr vor unserer Zeitrechnung.

Plutarch wurde zu Chäronea, einer kleinen Stadt in Böotien aus einer ansehnlichen Familie geboren. Sein Vater, den er bei jeder Gelegenheit lobt, ließ ihn sorgfältig erziehen, und in den Wissenschaften

unterrichten. Der junge Plutarch übertraf bald seine Brüder, die gleichen Unterricht mit ihm genossen. Erkenntlich hat Plutarch das Andenken seines ersten Lehrers Ammonius, eines Egypters geheiligt, der ihn zu Alexandrien unterrichtete.

Die ersten Kenntnisse, welche er erwarb, machten ihn nur nach neuen begierig. Mit achtzehn Jahren machte er sich auf den Weg, die Orte zu bereisen, wo er neuen Unterricht hoffte; er besuchte alle griechischen Städte, wo die Wissenschaften blühten, und hielt sich am längsten in Athen auf, wo er zuletzt die Philosophie hörte. Von da ging er nach Egypten, dort die Geheimnisse der Religion zu erforschen. In der Folge kam er nach Sparta, den Charakter der Einwohner kennen zu lernen, eine deutliche Idee von der alten Verfassung zu bekommen, und die Gesetze und moralischen Vorschriften zu sammeln, die ein kleines Volk so berühmt gemacht hatten. Seine thätige Wißbegierde trieb ihn an, alles zu sehen und zu prüfen, Denkmähler, Gebäude, Münzen, Bildsäulen, Gemälde, Inschriften; sorgfältig sammelte er alles, was ihm von einigen Nutzen seyn konnte, und aus diesem Schatze seiner Jugend schöpfte er in seinem Alter, als er die Lebensbeschreibungen berühmter Männer, und seine moralischen Abhandlungen zu schreiben anfieng.

Bei seiner Zurückkunft in sein Vaterland genoß er die allgemeinste Achtung, die er bloß seinen

Tugenden und Talenten verdankte. Er war noch sehr jung, als ihn sein Vaterland in einem bedeutenden Geschäfte mit einem andern Bürger zum Prokonsulat abschickte. Sein College war auf dem Wege geblieben, er setzte seine Reise allein fort; und that alles, was seine Mitbürger von ihm erwarteten. Als er bei seiner Zurückkunft dem Volke Rechenschaft ablegen wollte, sagte sein Vater: Mein Sohn, hüte dich zu sagen: ich habe gethan, ich habe gesprochen. Im Gegentheile sage: Wir haben gethan, wir haben gesprochen, daß auch deinem Gefährten die Hälfte der Ehre zukomme, welchem sein Vaterland die Hälfte der Arbeit auftrug, und daß du den Neid entfernest, der fast immer dem Gelingen folgt.

Als sich der junge Plutarch alle die Kenntnisse erworben hatte, die man von einem Weisen und Philosophen forderte, ging er nach Rom, und eröffnete dort eine philosophische Schule. Er hatte sehr viele Zuhörer, die alle seine Freunde wurden; denn sein Gespräch war so weise und anziehend, und seine Lebensart stimmte so sehr mit seinen Lehren überein, daß man ihn nicht hören und beobachten konnte, ohne ihn zu lieben. Durch sein ganzes Leben verband er feste Tugend mit jener sanften Freundlichkeit, die viel Vernunft und Menschenfreundlichkeit anzeigte. Ich wollte lieber, schrieb er selbst, daß man nie wüßte, daß Plutarch gelebt

hat, als daß man ihn für einen Menschen voll Laster und Schwächen hielte. Das Studium der Thaten alter Helden hatte auch auf sein Leben Einfluß, er bildete sich nach ihren Tugenden, und wenn er alles Moralisch-Schöne mit so viel Feuer lobte, so war es sein eigenes Herz, daß ihn dazu hinriß. Seine Sitten waren mild, aber seine Entschlüsse fest und unveränderlich; er liebte die Einfachheit und zog einen Spaziergang mit seinen Freunden allen prächtigen Festen vor. Er war Trajans Freund, und verdiente diesen Ehrenposten durch seine Offenheit und Redlichkeit. Trajan erhob ihn zur Würde eines Consuls, und befahl, daß alle gerichtliche Verhandlungen in Illyrien nur mit seiner Beistimmung geschlichtet werden sollten. Bei dem Tode dieses Kaisers verließ Plutarch Rom, und kehrte nach Chäronea zurück. Ich bin, sagte er, in einer kleinen Stadt geboren, und damit sie nicht noch kleiner werde, so will ich dort wohnen. Seine Mitbürger schätzten ihn sehr, und erhoben ihn zu den ersten Würden ihrer Stadt. Plutarch nahm sie an, und verrichtete sie nach seinem besten Vermögen. So wurde er auch Priester des Apollo.

Bei diesen neuen Beschäftigungen vernachlässigte er die Wissenschaften nicht, sondern wendete vielmehr eben jetzt die meiste Zeit darauf. Er führte sein Vorhaben aus, daß er schon lange gefaßt hatte, das Leben der berühmtesten Männer zu schreiben,

und sie untereinander zu vergleichen; auch schrieb er moralische Abhandlungen. Unter diesen angenehmen und nützlichen Beschäftigungen verfloß sein Alter. Nachdem er lange gelebt, und mehrere Kinder gezeugt hatte, starb er von allen denen bedauert, die ihn bloß dem Rufe nach kannten, von seinen Mitbürgern aber mit tiefem Schmerze beweint.

Er erfüllte alle Pflichten des Menschen, war ein guter Sohn, guter Vater, und gab seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung, welche er selbst genossen hatte; so war er auch ein guter Gatte, und Herr seiner Untergebenen. Ein sehr unverschämter Sklave wurde einmal gestraft; dieser, welcher einen Anstrich von Philosophie hatte, machte seinem Herrn Vorwürfe und sagte: es kleide ihn übel so in Zorn zu kommen, da er doch so vieles gegen diese Leidenschaft geschrieben hätte. Wie, sagte Plutarch, du glaubst, ich zürne, weil ich dich strafen lasse? habe ich denn blitzende Augen, einen schäumenden Mund, ein rothes Gesicht, und eine drohende Stimme? Du siehst, daß sich kein solches Zeichen des Zornes bei mir findet. Ich lasse dich strafen, weil du etwas Uebles gethan hast und ich gerecht bin. Zu gleicher Zeit wendete er sich ganz kalt gegen den, welcher die Strafe vollziehen sollte, und sagte: Laß dich durch unsere Unterredung nicht abhalten, das zu thun, was ich dir befohlen habe.

Als er starb, war sein Ruf schon so ausge-

breitet, daß ihm das römische Volk durch einen feierlichen Senatsbefehl eine Bildsäule auf öffentliche Kosten errichten ließ.

Plutarch hatte seine Werke mehr des Vergnügens wegen geschrieben, seine Meinung zu sagen, die Tugend zu loben und das Laster zu tadeln, als seinen Geist glänzen zu lassen. Er unterhält sich gleichsam mit dem Leser auf eine sehr angenehme Art. Die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse machen seine Werke höchst interessant. Zuweilen ist er weitschweifig und unordentlich, aber er hat so viel Verstand, und man lernt so vieles von ihm, daß man gar nicht bemerkt, daß hier eben nicht der Ort für diese oder jene Bemerkung war. Er ist ein Alter, der vieles weiß, und gerne erzählt. Das kann aber auch niemand besser als er: er hat eine so einfache und doch so künstliche Vortragsart, weiß die Menschen aus ihren Reden und Handlungen so kenntlich zu machen, daß man die Helden gesehen zu haben glaubt, von denen er uns unterhält. Auch seine Fehler kann man nicht tadeln, bei ihm sind sie angenehm, und dienen zur Belehrung. Die Liebe zur Tugend und Weisheit würden seine Schriften ganz vollkommen machen, hätte er nicht Vielem Glauben geschenkt, welchen ihm der forschende Prüfungsgeist und die unbefangene Vernunft verweigern muß.

Marcus Aurelius Antonius,
römischer Kaiser.

Geboren im 121. Jahre nach Christo.

Marcus Aurelius wurde seinem Vater Annius Verus zu Rom geboren. Seines Vaters in früher Kindheit beraubt, wurde er an Adrians Hofe erzogen. Die glücklichsten Naturgaben, die tugendhaftesten Gesinnungen zeichneten ihn immer aus. Bei seiner Erziehung wurde nichts gespart, die berühmtesten Männer seiner Zeit wurden dazu berufen. Mit dem größten Eifer verwendete sich der Jüngling auf die ernsten Wissenschaften. Sein gerader und durchdringender Geist ließ ihn die Schulspitzfindigkeiten und Sophismen der Redner verachten, so beliebt sie zu seiner Zeit waren. Es handelt sich nicht darum, sagte er einmal ungeduldig bei einer solchen Gelegenheit, über das Wort gut zu disputiren, sondern es zu seyn. Der Stoizismus gefiel seiner kräftigen Seele am meisten, und schien ihm die meisten Mittel anzubieten, sich rein zu erhalten, und zur Tugend anzueifern. Demungeachtet hatte die Strenge seiner Sitten nie Einfluß auf sein fühl-

bares Herz, oder seinen liebenswürdigen Charakter, er war Philosoph und blieb doch Mensch dabei.

Die Größe fürchtete er. Als ihn Adrian an seinen Hof rief, vergoß er Thränen, weil er die Gärten seiner Mutter verlassen mußte. Zu denen die darüber erstaunten, sagte er: Ihr kennt die Lasten des Herrschens nicht, ich fühle nur zu sehr was mir fehlt, um über Menschen zu gebieten. Die Größe veränderte an seiner Lebensart nichts, die nicht allein glanzlos, sondern auch sehr strenge war. So schlief er in früher Jugend auf bloßer Erde, und nur auf vieles Bitten seiner Mutter, legte er sich in ein bequemeres Bett.

Nach dem Tode des Kaisers Antonin, wurde Marc Aurel einstimmig zum Kaiser ausgerufen. Er theilte freywillig diese Ehre mit Lucius Verus, einem Anverwandten Antonins, den sich dieser Kaiser auch nebst Aurel zum Mitregenten gewählt hatte. Verus war an Sitten, Neigungen und Grundsätzen gerade das Gegentheil von Marc Aurel. Demungeachtet lebten sie in völliger Einigkeit, die dem Reiche tiefen Frieden von neuem versprach, als auf einmal von verschiedenen Seiten die Parther und Germanier ins Reich brachen. Verus ging sogleich in den Orient, war aber nicht glücklich; bessere Fortschritte machte der Feldherr Avidius Cassius, entwarf aber von Ehrgeiz hingerissen den Plan, sich der eroberten Provinzen zu bemächtigen. Marc Aurel gab

von Rom aus dem Verus in Hinsicht auf Cassius so weise Rathschläge, daß der erstere seine Plane aufgeben mußte. Der Glanz seiner Siege in Syrien machte diesen Fehler vergessen; die gedemüthigten Parther schlossen Frieden, Verus kam im Triumphe nach Rom zurück.

Marc Aurel war auch hier nicht müssig gewesen. Er hatte die Laster zu unterdrücken gesucht, die unter der Regierung der ersten Kaiser eingeschlichen waren. Seine Gesetze, seine Wachsamkeit setzte alles in den besten Zustand. Er stellte die alte Macht des Senats wieder her, und saß selbst bei allen Sitzungen. Jeder Senator sollte frey seine Meinung sagen. Wenn er aufmerksam im Rathe war, so war er auch schnell in der Ausführung. Ein Kaiser, pflegte er oft zu sagen, dürfe nichts langsam, und nichts geschwind thun, weil hier die kleinste Nachlässigkeit oft die größten Folgen hätte. Bei der Wahl der Statthalter und Obrigkeiten war er im höchsten Grade vorsichtig. Ein Fürst, glaubte er, könne die Menschen freylich nicht schaffen, wie er sie wünschte, aber er könnte doch Männer von Talenten aussuchen und anstellen. Das Volk und der Senat liebten und achteten ihn so im gleichen Grade, und wollten ihm Tempel errichten. Er lehnte diese Ehre bescheiden ab. Die Tugend, sagte er, macht die Menschen den Göttern gleich. Ein gerechter König hat die ganze Welt zu seinem

Tempel, und alle rechtschaffenen Männer zu seinen Priestern.

Aber während Verus Laster den trefflichen Kaiser betrübten, stürzten auch andere Unfälle auf das Reich; eine mörderische Pest verheerte die Provinzen, und die germanischen Völker empörten sich aufs neue. Marc Aurel wendete alle Mittel an, seinem Volke zu helfen: er schickte den berühmten Galenus in die pestkranken Städte, stellte sich selbst an die Spitze der Heere, und schlug die Feinde. Als er nun alles beruhigt hatte, kam er mit Verus nach Rom zurück, wo letzterer starb. Jetzt war er Alleinherrscher und beschäftigte sich ausschließend damit, die Wunden des Staates zu heilen, als er hörte, daß sein Feldherr Vinder von den Barbaren geschlagen worden sey. Diese Nachricht setzte alles in Schrecken; ununterbrochene Kriege, Verheerungen der Pest, und die Anstrengungen so vieler Feinde hatten Rom an Geld und Soldaten erschöpft. Der Muth und die Vatergüte des Kaisers richtete alles wieder auf; er sah in den ererbten Schätzen Adrians ein Mittel, diesen Krieg ohne neue Auflagen zu bestreiten; er ließ die Möbeln, Gold und Silbergeräthe, Bildsäulen, Gemälde, selbst die reichsten Kleider und den Schmuck seiner Gemahlin verkaufen. Die Größe der Gefahr zeigt seinem Genie alle Quellen; man rekrutirt überall, nimmt auch Sclaven, und bewaffnet die Fechter. Um aber das

Volk für die letztern zu entschädigen, werden Pantomimen gegeben. Der Kaiser sorgt eben so für die innern Angelegenheiten, sieht die Gefahr ohne sie zu fürchten, und geht mit dem festen Entschlusse nach Germanien ab, nicht eher wieder zurückzukehren, bis alles besiegt, und der Friede befestiget ist.

Während er diesen Krieg mit dem größten Feuer führte, hörte er, daß ganz Gallien sich empört, und gedroht habe sich an die Mauren anzuschließen, Spanien einzunehmen, und dann nach Italien zu gehen. Durch weise Befehle und Anordnungen stellte er auch in diesem Theile des Reiches die Ruhe wieder her. Endlich unterwarfen sich die Barbaren, und ließen ihm die Freiheit nicht auszuruhen, sondern nur neue Empörungen zu bekämpfen. Avidius Cassius stand noch ein Mal auf, und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Marc Aurel machte Anstalten gegen den Rebellen zu ziehen, als ein Hauptmann den Kopf dieses Empörers nach Rom brachte. Aurel war nicht zu bewegen, daß er Cassius Mitschuldige bestraft hätte, er verbrannte selbst alle Papiere, die man in Bezug auf die Verschwörung überreichte. Ich beschwöre euch, schrieb er bei dieser Gelegenheit den Senatoren, mehr eure Güte, als die Strenge der Gesetze zu Rathe zu ziehen; vergießt kein Blut; Niemand soll zu Grunde gehen; die Verbannten sollen zurückberufen werden, und die Geächteten ihre Güter wieder

bekommen. Sorgt, daß die Ungewißheit über ihr Schicksal sie nicht lange in Kummer und Qual lasse; niemand soll in meinem Reiche furchtsam athmen. Warum kann ich nicht die Gräber öffnen, und der Welt die Männer zurückgeben, welche sie verloren hat! —

Er fand seine Gegenwart in Persien nöthig, um dort Unruhen zu stillen, begab sich dahin, und ging durch Palästina, Egypten, und über Alexandrien zurück. Als er zu Pelusium ankam, stellte er die Feste des Serapis ab, wo bloß Ausschweifungen getrieben wurden. Er wollte die Nähe Griechenlands nicht verlassen, ohne Athen gesehen zu haben, das Mutterland der Künste, Wissenschaften und der Weltweisheit. Nachdem er nach acht Jahren nach Rom zurückkehrte, gab er jedem Bürger acht Goldstücke, erließ den Bürgern alles, was sie der Krone schuldig waren, und verbrannte die Schuldscheine auf öffentlichem Markte. So setzte er auch vielen Anführern Statuen, die im germanischen Kriege gefallen waren. Endlich, um sich die Last der Regierung zu erleichtern, ernannte er seinen Sohn Commodus zum Nachfolger, und begab sich nach Lavinium, in der Hoffnung dort einige Ruhe zu finden.

Vergebens! — Die unbändigen Germanier hatten sich zum achten Male empört, zwangen ihn von neuem die Hauptstadt zu verlassen, und unge-

achtet seiner Kränklichkeit an die Ufer der Donau zum Streite zu ziehen. Nach mehreren zweifelhaften Gefechten schlug er in einer vier und zwanzigstündigen Schlacht seine Feinde aufs Haupt, und zwang sie, sich der Gnade des Siegers zu ergeben. Dieser Sieg war der letzte, den Marc Aurel erfocht; man wollte ihn eben zum zehnten Mal als Imperator ausrufen, als er an einer Krankheit starb, an der er längere Zeit gelitten hatte. Er starb 180 im neun und fünfzigsten Jahre seines Alters. Bevor er verschied, ließ er seinen Sohn und seine Freunde an sein Bett kommen, und sprach sie mit diesen Worten an: »Meine Freunde, die Zeit ist gekommen wo ich die Früchte der Wohlthaten sammeln will, die ich euch durch so viele Jahre erzeugte, und wofür ich nun den Dank verlange. Mein Sohn bedarf eurer, ihr habt ihn bis jetzt erzogen, und ihr sehet welcher Gefahr seine Jugend ausgesetzt ist. Und in einem Alter, das man wirklich der Zeit der Stürme und Gewitter vergleichen kann, wie nöthig hat er nicht geschickte Führer, die ihn weise lenken, die verhindern, daß ihm seine Unerfahrenheit nicht in tausend Verirrungen führe, daß er sich nicht den Lockungen des Lasters überlasse. — Mäßiget ihn, leitet ihn durch euern Rath, und macht, daß er an euch statt eines, den ihm der Tod raubet, mehrere Väter finde. Denn mein Sohn, du mußt wissen, keine Reichthümer reichen hin, den Schlund

der Tyrannei zu füllen; keine noch so zahlreiche Wache kann das Leben eines Prinzen schützen, wenn er sich nicht die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben gewußt hat. Nur der hat auf eine lange und glückliche Regierung zu hoffen, der nicht durch Grausamkeit schrecken, sondern durch die Liebe seiner Unterthanen herrschen will.« — Demungeachtet ward Commodus ein böser Herrscher, ganz seiner Mutter, der berüchtigen Faustina ähnlich, deren Ausschweifungen der gute Marc Aurel mit schmerzlichem Schweigen ertragen hatte.

Von diesem großen Manne haben wir nur noch einige Gedanken über sein Betragen und seine Empfindungen. Man fand sie in seinem Zelte, wo er sie in seinen Erholungsstunden aufschrieb. Es ist eine Rechenschaft, die er sich selbst gab, alle seine Pflichten als Mensch erfüllt zu haben. Die Moral darin ist strenge, aber auf eine angenehme und rührende Art ausgedrückt. Die Lektüre dieses Werkchens ist sehr nützlich, es tröstet im Unglücke und gibt uns Muth. Marc Aurels Seele athmet darin und scheint noch jetzt zur Tugend zu entflammen. Montesquieu sagt von Marc Aurel: Man fühlt bei sich ein geheimes Vergnügen, wenn man von diesem Kaiser spricht, man kann sein Leben nicht ohne Rührung lesen, man bekömmt dabei eine bessere Meinung von sich selbst, weil man eine bessere von den Menschen bekömmt.

Constantin der Große,

römischer Kaiser.

Geboren im Jahre 274.

Er wurde seinem Vater Constantius und seiner Mutter Helene in Naissa, einer Stadt in Dardanien geboren. Als Diokleziam das Reich mit seinem Vater theilte, so behielt dieser seinen Sohn bei sich. Nachdem Diokleziam und Maximinus dem Reiche entsagt hatten, so setzte der eifersüchtige Galerius, den jungen Prinzen, um ihn zu verderben, allen Arten der Gefahren aus. Constantin rettete sich zu seinem Vater, und da dieser bald darauf starb, wurde er 306 zum Kaiser ausgerufen; aber Galerius gab ihm bloß die Benennung Cäsar, und verweigerte ihm den Titel Augustus. Demungeachtet erbte er die Länder welche sein Vater regiert hatte, nähmlich: Gallien, Spanien und England. Seine ersten Unternehmungen waren gegen die Franken gerichtet, die damals Gallien verheerten. Er machte zwei ihrer Könige zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel seine Feinde, und vernichtete sie. Bald wendete er seine Waffen gegen

Maxentius, der sich mit Maximinus verbunden hatte. Hier soll der Kaiser eines Abends ein feuriges Kreuz am Himmel gesehen haben, das die Inschrift trug: Unter diesem Zeichen wirst du überwinden. Die folgende Nacht hatte er, so erzählt man wieder, eine Erscheinung, welche ihm das Kreuz auf seine Fahnen zu heften befahl. Constantin nahm die christliche Religion an, und die vielen Christen, die unter seinem Heere dienten, wurden dadurch so entflammt, daß das Heer des Maxentius nahe bei Rom aufs Haupt geschlagen wurde, und er selbst in der Tiber ertrank. Constantin zog nun im Triumphe zu Rom ein, und ließ die Gefangenen frey.

Licinius, ein anderer Kaiser, verfolgte nun eben die Christen, weil sie Constantin begünstigte. Beide Theile ergriffen die Waffen, und trafen 314 bei Cybales in Pannonien zusammen. Licinius wurde besiegt, und mußte um Frieden bitten. Aber die Ruhe dauerte nicht lange, der Krieg fieng von neuem an. Licinius wurde geschlagen, und fiel in Constantins Hände, der ihn erwürgen ließ, und so Herr der Morgen- und Abendländer blieb.

Mit den alten Sitten wollte Constantin auch den Sitz seines Reiches verändern, und ließ auf den Ruinen des alten Byzanz, die Stadt nach seinem Namen Constantinopel erbauen, wohin er auch die Residenz verlegte. Nachdem er nun auch die Con-

stitution des Reiches verändert, und dasselbe in vier Diözesen getheilt hatte, so verlegte er auch die Legionen von ihren bisherigen Standorten an den Ufern großer Flüsse in das Innere des Reiches; dadurch wurden die Gränzen entblößt, und die Soldaten weichlicher gemacht. Die Gothen, obgleich sie schon einmal Constantins Stärke gefühlt hatten, hatten doch wieder Feindseligkeiten angefangen, er schickte seinen älteren Sohn gegen sie, der sie besiegte, und mehr als hundert tausend durch Schwert, Hunger und Elend umkommen ließ. So kriegte er auch mit den Sarmaten, und brachte den größten Theil seines Lebens unter den Waffen zu.

In seiner Familie wüthete er grausam, und ließ seinen ältesten Sohn, seinen Schwiegervater, seine Gemahlin, und sehr viele seiner Freunde umbringen. Seine zweyte Gemahlin Fausta, war an allen diesen Gräueln Schuld. Eine Tochter des Maximinius und Schwester des Maxentius, schien sie anfänglich ihrem Gemahle treu, ob ihn gleich ihr Vater durch sie zu verderben suchte. In der Folge aber warf sie die Augen auf Crispus, Constantins ältesten Sohn, und als dieser ihre Anträge mit Abscheu abwies, klagte sie ihn der Gewaltthätigkeit gegen sie an. Der Vater, eifersüchtig und mißtrauisch, ließ seinen Sohn tödten, der sich schon in mehreren Unternehmungen ausgezeichnet hatte. Als er aber später die wahre Ursache von Faustas Hasse er-

fuhr, ließ er sie in einem heißen Bade ersticken. Er starb im Jahre 337 in seinem drey und sechszigsten Jahre..

Constantin war sehr verschwenderisch, er verwendete den öffentlichen Schatz zu unnützen Gebäuden, und zur Bereicherung seiner unwürdigen Minister. In seinem Testamente schwächte er noch sein Reich, indem er es unter seine drey Söhne theilte. Den Beinahmen, der Große, verschaffte ihm wohl meist sein Uebergang zur christlichen Religion.

Mahomed,

Stifter der mahomedanischen Religion.

Geboren 569 oder 570. Gestorben 632.

Mahomed wurde zu Mekka geboren, lebte bis in sein vierzigstes Jahr unbekannt, und widmete sich der Handlung. Hier machte er viele Reisen von Mekka nach Damaskus, bildete dadurch seinen Verstand, und lernte die Menschen kennen.

Die Wittwe eines reichen Kaufmannes zu Mekka, nahm ihn zu sich, ihre Handlungsgeschäfte zu führen, verliebte sich in ihn, und heurathete ihn, nachdem er drei Jahre bei ihr gewesen war. Hier

fieng sein Glück an; er war damals in der Blüthe seiner Jahre, und hier war es, wo er den Gedanken faßte, eine neue Religion zu gründen. Er hatte in Egypten, Palästina, Syrien und überall eine Menge Secten angetroffen, die sich wechselweise verfolgten; er glaubte sie vereinigen zu können, und erfand eine neue Religion, die etwas gemeinschaftliches mit allen denen hatte, welche er zerstören wollte. In seinem vierzigsten Jahre fing er an, sich für einen Propheten auszugeben, er that, als ob er Erscheinungen hätte, sprach begeistert, und überzeugte zuerst seine Frau, dann acht andere Personen. Diese machten wieder viele Proselyten, und in drey Jahren hatte er fünfzig ihm ganz ergebene Schüler.

Nun fing die Obrigkeit und mehrere Priester jener Gegenden an, einen sehr gefährlichen Menschen in Mahomed zu sehen, und verfolgten ihn daher. Mahomed, noch zu schwach zum Widerstande, flüchtete von Mekka nach Medina, aber sein Ruf wurde dadurch noch wichtiger. Man nennt diese Epoche die Hegyra, wornach die Muselmänner ihre Jahre zählen. Sie geschah den 16. July 622.

Als Mahomed sah, daß sich von allen Seiten Schüler um ihn sammelten, veränderte er die Maßregeln, predigte nicht mehr, sondern sammelte ein Heer, und befahl mit dem Schwerte auf jede Einwendung zu antworten. Die arabischen Juden,

welche sich am hartnäckigsten bezeigten, wurden die ersten Opfer, er bemächtigte sich ihres befestigten Platzes, ließ eine große Anzahl umbringen, und verkaufte die übrigen 627. Ein Vertrag gewährte ihm jetzt die sichere Rückkehr nach Mekka, wo er noch den Titel eines Königs annahm, darauf die Stadt belagerte, und ihr nur die Wahl zwischen dem Tode und der neuen Religion ließ. Die Furcht verschaffte ihm auf die Art natürlich viele Anhänger; was sich widersetzte wurde umgebracht. Herr von Arabien und allen seinen Nachbarn fürchterlich, glaubte er sich stark genug, auch die Griechen und Perser zu seiner Religion zwingen zu können. Er griff zuerst Syrien an, welches damals dem Kaiser Heraklius gehörte, nahm einige Städte, und machte die Fürsten von Daunca und Deyla zinsbar. Hier war es, wo er selbst zuletzt das Heer anführte. Seine Feldherren, eben so glücklich als er, dehnten seine Eroberungen noch mehr aus, und unterwarfen ihm mehrere Landstriche.

Endlich fühlte Mahomed den Augenblick seines Todes herannahen. Seit langer Zeit empfand er die Wirkungen eines Giftes, welches ihm eine Jüdin in einer Hammelkeule zur Probe, ob er wirklich ein Prophet sey, gegeben hatte. Er spürte es erst, als er schon einen Theil des Fleisches gegessen hatte. Das Gift wirkte langsam, und zog ihm endlich ein

hitziges Fieber zu, an dem er im zwei und sechszigsten Jahre starb.

Kaum war er todt, als seine Schüler stritten, ob er wirklich gestorben, oder zum Himmel aufgefahren sey? Omar, einer seiner Feldherren, behauptete die letztere Meinung, nach seines Lehrers Weise, mit dem Säbel in der Hand. Abubeker zeigte ihm dagegen, daß der Prophet wirklich gestorben sey, und daß dieß auch mit einigen Stellen im Koran übereinstimme. Man begrub Mahomed in dem nähmlichen Zimmer, worin er gestorben war. Sein Grab besteht aus einem steinernen Sarge in einer Kapelle, wozu der Eingang jetzt mit großen eisernen Stangen verwahrt ist. Nur ein Irrthum hat die Sage erzeugt, daß ein eiserner Sarg von mehreren großen Magneten gehalten in der Luft schwebe.

Mahomed hat sein ganzes Religionssystem in Versen verfaßt, und in einem Buche hinterlassen, welches Koran oder Alkoran heißt. Er bekennt darin einen einzigen Gott, der das Weltall geschaffen hat, allwissend und allmächtig ist, Tugenden belohnt, Laster bestraft, und seinen Propheten auf die Welt geschickt hat, die Völker von der Abgötterei zurückzuführen. Die Beschneidung, Waschungen, die Enthaltung vom Weine und Schweinefleische, die Fasten Ramadan, die täglichen fünf Gebethe, und die Heiligung des Freitages sind die äußern Hauptkennzeichen dieser Religion. Er versprach de-

nen, die seiner Lehre folgten, nach dem Tode einen höchst angenehmen Aufenthaltsort, wo die Seele alle geistigen, und der Leib alle körperlichen Vergnügungen genießen würde. Dort finde man eine Menge der schönsten Weiber. Nach seiner Lehre haben die Weiber im Leben wenige Rechte. Der Mann darf mehrere Weiber haben, kann sie schlagen, wenn sie nicht gehorchen wollen, und darf sie verabschieden, wenn sie ihm nicht mehr gefallen. Die Frauen hingegen dürfen sich nur zweymal verheirathen, wenn sie zum dritten Male verabschiedet sind, und ihr erster Mann will sie nicht wieder annehmen, so müssen sie auf die Ehe Verzicht thun. Sonst müssen sie sehr zurückgezogen leben, und sich mit der größten Sorgfalt verschleiern, wenn sie vor Männern erscheinen.

Carl der Große,

römischer Kaiser und König von Frankreich.

Geboren 742, gestorben 814.

Pipin hatte den letzten König des ersten Geschlechts welches über Frankreich herrschte, in ein

Kloster sperren lassen, bemächtigte sich des Reichs, und regierte so weislich, daß ihm und seinen beiden Söhnen die Regierung in tiefem Frieden überlassen blieb. Der erste Sohn Karlmann starb bald nach Pipin, und Carl der Große wurde zum einzigen Könige von Frankreich und Deutschland erklärt.

Didier, ein Lombardischer König, sich den jungen König geneigt zu machen, dessen Ehrgeiz er fürchtete, trug ihm seine Tochter zur Gemahlin an. Carl war schon verheirathet, weil er es aber vortheilhaft fand, verstieß er seine erste Frau, obgleich der Pabst Stephan der IV. das gar nicht zugeben wollte, da er die Verbindung der Lombarden und Franken für sich nicht zuträglich fand. Ein Jahr darauf trennte sich Carl auch von seiner neuen Frau, und Didier versuchte nun alles, sich zu rächen, und als ihm Adrian I., Nachfolger Stephan des IV., seine Absichten nicht unterstützen wollte, fiel er ins römische Gebiet ein. Carl der Große zum Beistande nach Rom gerufen, ungeachtet des Widerwillens der Franzosen gegen italienische Kriege, geht über die Alpen, nimmt nach einer zehnmonatlichen Belagerung Pavia, die Hauptstadt des Feindes, entthront den Lombardischen König, bestätigt den Päbsten die Pipinische Schenkung, und begnügt sich, den Pabst zu seinem Vasallen zu machen.

Die Sachsen mußten bezwungen Tribut entrichten, waren aber immer zum Aufruhr geneigt.

Carl wollte sie zu Christen bekehren, ihre trotzigen Sitten zu mildern. Mehrere ließen sich auch wirklich taufen, dem Tode oder der Sclaverey zu entgehen; standen aber doch bei jeder Gelegenheit wieder auf. Carl ließ an einem Tage mehr als viertausend hinrichten; jetzt aber sammelte Wittekind die noch übrigen Landeskräfte, that einen verzweifelten Widerstand, und erst nach vielen blutigen Niederlagen, ließ er sich taufen, und stellte auf einige Jahre die Ruhe wieder her. Aber bald brach der Aufruhr vom Neuen los, und Carl mußte die meisten Familien in die Schweiz und nach Flandern übersetzen. Carl kriegte mit den Sachsen durch drey und dreyßig Jahre, welche freylich durch andere siegreiche Unternehmungen unterbrochen wurden. Eine davon war der Zug gegen die spanischen Sarazenen, wo sein Nachtrab bei Ronceveaux niedergemacht wurde, und der tapfere Roland blieb, den Ariosts Gedicht unsterblich gemacht hat.

Trotz aller dieser entfernten Kriegszüge sorgte Carl auch mit aller Aufmerksamkeit für das Innere seiner Staaten. Seine Feldzüge machte er im Sommer und Herbste, den Winter und das Frühjahr brachte er gewöhnlich in Achen zu. Hier oder anderswo hielt er jährlich zwey große Volksversammlungen, wozu er nebst den Herren und Bischöfen auch mehrere vom dritten Stande zog. Da ließ er über alle Angelegenheiten rathschlagen, hörte

Vorschläge an, vereinigte die verschiedenen Interessen, und ordnete Gesetze für den Staat und die kirchlichen Angelegenheiten.

Eine seiner berühmtesten Anstalten sind die Schulen für die Sprachlehre, Rechenkunst und den Kirchengesang. Jedes Kloster und Seminarium mußte eine solche haben. Alcuin, ein berühmter englischer Mönch, dem er vier reiche Abteyen gab, würde heute Achtung verdienen, damals ragte er hoch hervor. Auf seinen Rath stiftete Carl eine Art Akademie, von der er selbst unter dem Namen David ein Mitglied war. Alle Mitglieder hatten nehmlich ihre Benennungen entweder nach der heiligen Schrift, oder nach der Mythologie. Ein Plan, den Ocean durch einen Kanal mittelst der Donau und des Rheins mit dem schwarzen Meere zu verbinden, zeigt die Größe von Carls Genie, konnte aber damals nicht ausgeführt werden.

Carls geistliche und weltliche Gesetze sind für seine Zeit bewunderungswürdig. Er machte Maß und Gewicht in seinem ganzen Reiche gleich, und setzte eine Kleider- und Münzordnung fest. Die Sammlung seiner Gesetze nennt man Kapitularien; Ludwig der XIV. hatte einen Theil derselben wieder Kraft gegeben. Die Asyle in den Klöstern hob er auf, und setzte das fünf und zwanzigste Jahr für ein weibliches Klostergelübde fest, zu einem männlichen ward die Einwilligung des Landesfürsten er-

fordert. Er verboth für die Annahme in die Klöster Geld zu entrichten, und die Todten in den Kirchen zu begraben. Jeder Kanton mußte seine Armen ernähren, und die Betteley wurde strenge untersagt. In die Provinzen schickte er Bevollmächtigte (königliche Abgesandte) das Betragen der Befehlshaber dort auf der Stelle zu untersuchen, über die Gerechtigkeit zu wachen, die Klagen des Volkes anzunehmen, und vor den Thron zu bringen. Seine Finanzen waren in der besten Ordnung, und auch seine Hausgüter wurden auf das genaueste verwaltet.

Carl der Große wollte nun auch den Kaisertitel erlangen. Als Patrizier von Rom hatte er vom Pabste Leo dem III. einen förmlichen Huldigungsbrief erhalten. Einige Zeit darauf wurde Leo von einigen Lasterhaften mißhandelt, und bat Carl um seinen Schutz. Dieser ging nach Italien, der Pabst schickte ihm die Streitfahnen, ließ auf allen Wegen Hymnen zu seiner Ehre absingen, erwartete ihn mit seinem Clerus an der Kirchenpforte, und empfieng ihn als seinen Herrn und Beschützer. Sie blieben mehrere Tage beisammen, und Leo reinigte sich durch einen Eid von den Verbrechen, welche man ihm zur Last gelegt hatte. Am Weihnachtstage 801 begibt sich Carl in die Peterskirche, mit seinem Patriziermantel bekleidet. Auf einmal während der Messe naht sich ihm der Pabst und setzt ihm eine Krone aufs Haupt. Das Volk ruft: Es lebe der

Kaiser Carl, der römische Kaiser von der Hand Gottes gekrönt. Leo wirft sich vor ihm nieder, erklärt, daß er nun Kaiser sey, und das Volk bestätiget die Wahl durch lautes Zurufen.

Von diesem Augenblick dachte Carl darauf, sich das zuzueignen, was die griechischen Kaiser noch in Italien besaßen. Die Kaiserin Irene, welche ihn fürchtete, ließ ihm eine Vermählung antragen; und alles war schon richtig, als sie von Nicephorus entthront wurde. Dieser schickte nun sogleich Abgesandte zu Carl, welche der Kaiser mit mehr als morgenländischer Pracht empfieng. Man kam darin überein, daß sich Nicephorus nur den Kaiser der Morgenländer, Carl der Große aber Kaiser der Abendländer nennen sollte, und berichtigte die Grenzen in Italien, wo den Griechen wenig übrig blieb.

Der Ruf von Carl dem Großen war bis zum Califen Arun-al-Raschid gedrungen, einem Manne durch seine Siege und Liebe für Wissenschaften berühmt. Dieser Herr von Persien schickte an Carl zwei Gesandschaften mit Geschenken ab; worunter man damals vorzüglich eine Schlaguhr bewunderte, die erste, welche man in Frankreich gesehen hatte.

Nachdem Carl die Sarazenen überwunden, die Sachsen gedämpft, Italien von den Lombarden, Bayern von seinem letzten Herzoge Thassilo, Oesterreich und Ungarn von den Hunnen erobert, und

die Kaiserkrone in Rom erhalten hatte, fehlte seinem Glücke nichts, als daß diese Besitzungen auch seinen Kindern gesichert blieben. Seit langer Zeit hatte er Pipin zum Könige von Italien, Ludwig zum Könige von Aquitanien, und Carl den ältesten, zum Herzoge von Maine gemacht. Als aber Carl und Pipin gestorben waren, nahm Carl der Große seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten an, der ihm auch in der Regierung folgte.

Endlich starb Carl der Große in einem Alter von zwey und siebenzig Jahren, nachdem er acht- und vierzig Jahre als König von Frankreich und eilf Jahre als Kaiser regiert hatte. Er war wohl gewachsen, nur war sein Hals ein wenig groß, und der Bauch zu viel vorgängig. Sein Schritt war fest und gemessen, seine Stimme nicht sehr hell, seine Augen feurig und glänzend. Das Gesicht war heiter und freundlich, die Nase adlerartig, die Farbe frisch und lebhaft, sein Betragen weder weibisch und weichlich, noch stolz und übermüthig. Sein Geist war sanft, leicht und gutmüthig, seine Unterhaltung vertraut und freundlich. Er war menschenfreundlich, höflich, freigebig, thätig, arbeitsam, wachsam und sehr mäßig, ob er gleich nicht fasten konnte. Schmeichler und neue fremde Moden haßte er, und trug sich sehr einfach, außer bei öffentlichen Gelegenheiten, wo er den Glanz des Herrschers zeigen wollte. Während der Tafel ließ

er sich das Leben seiner Vorfahren, oder einige Bücher des heiligen Augustin vorlesen, und schlummerte einige Stunden nach der Mahlzeit, aber bei Nachtzeit unterbrach er seinen Schlaf, und stand einige Mal auf, um zu studiren oder zu bethen. Er hörte jedermann, und verschaffte allen zu jeder Stunde Gerechtigkeit, selbst wenn er sich anzog. Den Frühling und Sommer brachte er mit dem Kriege, einen Theil des Herbstes mit der Jagd zu; den Winter im Rathe und mit Regierungsgeschäften. Einige Stunden bei Tag und bei Nacht waren den Wissenschaften geweiht, vorzüglich der Sprachlehre, Astronomie und Theologie. Auch war Carl einer der weisesten und beredtesten Männer seiner Zeit, und nebstdem auch gütig, mitleidig und gab gerne Almosen. Er nährte die Armen bis Egypten und Syrien, und verwandte seine Schätze, verdiente Krieger und würdige Gelehrte zu belohnen, öffentliche Gebäude, Kirchen und Paläste aufzuführen, Brücken auszubessern, Landstraßen und gebahnte Wege anzulegen, die Flüsse schiffbar zu machen, die Hafen zu reinigen, und mit Schiffen zu besetzen, und barbarische Nazionen zu milderen Sitten zu gewöhnen. Nur seine Grausamkeit gegen die Sachsen wird ein ewiger Flecken in seiner glänzenden Geschichte bleiben.

Saladin,

Sultan von Egypten und Syrien.

Geboren 1136. gestorben 1193.

Während die Europäer mit wilder Wuth in die Morgenländer einfielen, zeigte ihnen dort ein Fürst, der sie schlug, was wahre Frömmigkeit, Großmuth und Weisheit vermögen. Dieser Fürst war Saladin, oder Salaheddin, Sultan von Egypten und Syrien. Unter Norraddins Armeen der damals Syrien nnd Mesopotamien beherrschte, fing Saladin an sich auszuzeichnen, und sein Ruf wuchs bald zu einer solchen Höhe, daß, als Adad, ein egyptischer Calif, von Noraddin Hülfe begehrte, dieser seinem Hülfsheere keinen besseren Anführer als Saladin zu geben wußte, an dessen Seite einer seiner Prinzen fechten sollte. Als Saladin an Adads Hofe angekommen war, erhielt er die Stelle eines Veziers und Anführers der Armeen. Nachdem Adad einige Zeit darauf starb, ließ sich der Vezier als Beherrscher Egyptens ausrufen, und regierte mit Güte und Weisheit. Noraddin hatte Adad nur kurze Zeit überlebt, und Saladin erklärte sich zum Vormunde

seiner Prinzen. Den Anfang seines Reiches bezeichnete er durch nützliche Einrichtungen, und that den Räubereyen der Juden und Christen Einhalt, welche bei Zöllen, und als Notare Dienste verrichteten.

Nachdem er weise Gesetze gegeben hatte, eroberte er Syrien, Arabien, Persien und Mesopotamien und zog gegen Jerusalem, welches er den Christen entreißen wollte. Renaud von Chatillon hatte Saladins Gesandte mit äußerster Verachtung empfangen, die ihn um einige Gefangene ersucht hatten. Saladin schwur diesen Schimpf zu rächen, lieferte den Christen 1187 ein Treffen, besiegte sie, und machte mehrere vornehme Gefangene, unter denen auch der König von Jerusalem war. Der gefangene Monarch, der nichts als den Tod erwartete, erstaunte, da ihn Saladin mit Menschlichkeit behandelte. Dieser hatte ihm einen in Schnee gekühlten Trank überreicht: der König, nachdem er getrunken hatte, gab er den Becher Renaud von Chatillon; aber diesem hatte Saladin Rache geschworen, und mit einem Säbelhieb flog der Kopf vom Rumpfe. Einige Tage darauf zog Saladin nach Jerusalem, welches sich ergab. Seine Großmuth zeigte sich hier auf verschiedene Art: er erlaubte Lusignans Frau, sich hinzubegeben wo sie wollte, begehrte kein Lösegeld für die Griechen, welche in der Stadt wohnten, und als sich bei seinem Einzuge in Jeru-

salem mehrere Weiber zu seinen Füßen warfen, und ihn um ihre Männer oder Kinder baten, so gab er ihnen diese mit einer unerhörten Großmuth zurück.

Saladin legte muselmännische Schulen an. Ohngeachtet seiner eifrigen Zuneigung zum mahomedanischen Glauben, gab er den Christen die Kirche des heiligen Grabes zurück, mit der einzigen Bedingung, daß die Pilgrimme ohne Waffen kommen, und eine kleine Abgabe entrichten sollten.

Er befreiete viele tausend Arme von der Steuer, die sie nach der Capitulation hätten bezahlen sollen; verwendete seine Schätze zum Besten der Kranken, und zahlte seinen Truppen das Lösegeld für alle christlichen Soldaten.

Während dessen war der Ruf von seinen Siegen nach Europa gedrungen. Der Papst Clemens III. erregte Frankreich, England, Deutschland, und als die Christen so große Hülfe erhielten, belagerten sie Jean d'Acre, schlugen die Muselmänner und bemächtigten sich dieser Stadt, und nahmen Jaffa und Cäsarea 1191. Dann wollten sie Jerusalem belagern; aber unter ihnen selbst rissen Uneinigkeiten ein, und Richard, König von England, mußte mit Saladin einen Waffenstillstand auf drei Jahre und drei Monate eingehen, durch welchen die Christen die Küste des Meeres von Tyrus bis Joppe erhielten. Der Sultan überlebte diesen Traktat nicht lange, er starb 1193 zu Damaskus in einem

Alter von sieben und fünfzig Jahren, nachdem er vier und zwanzig Jahre in Egypten und ohngefähr neunzehn Jahre in Syrien regiert hatte.

Die Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit dieses Fürsten war noch größer als sein Muth. Er hielt selbst alle Donnerstage Divan, von seinen Kadis umgeben, er mochte nun in der Stadt oder bei der Armee seyn.

Die andern Wochentage nahm er Bittschriften an, hörte die Klagen, und entschied die dringenden Angelegenheiten. Jedermann ohne Unterschied des Ranges, Alters, des Landes und der Religion fand bei ihm Zutritt. Als sein Neffe, Teki-Eddin, von einem Privatmann vor Gericht gerufen wurde, zwang ihn Saladin sich dort zu stellen. Ein gewisser Omar, ein Kaufmann von Achlat, einer von Saladin unabhängigen Stadt, hatte selbst die Kühnheit, eine Klage gegen den Sultan vor dem Kadi zu Jerusalem zu überreichen, weil er den Nachlaß eines Sklaven in Anspruch nahm, den Saladin genommen hatte. Der erstaunte Richter fragte Saladin, was er nun thun sollte. »Das, was gerecht ist!« — war die Antwort. Saladin erschien auch wirklich am bestimmten Tage, vertheidigte selbst seine Sache, gewann sie, und, weit entfernt, den Kaufmann zu strafen, schenkte er ihm eine Summe Geldes, weil er so viel Zutrauen in ihn gehabt, und keine Ungerechtigkeit von ihm er-

wartet hätte. Seine Unterthanen kannten seine Güte, und belästigten ihn alle Stunden mit Klagen und Privatbeschwerden. Einmal als Saladin den ganzen Morgen mit seinen Ministern gearbeitet hatte, befahl er das Volk zu entfernen, um etwas Ruhe zu genießen. Im nämlichen Augenblicke aber dringt ein Sklave herzu, und wird von Saladin auf den folgenden Tag verwiesen. »Mein Geschäft,« sagte der Sklave, »leidet keinen Aufschub,« und wirft ihm die Bittschrift beinahe ins Gesicht. Der Sultan nimmt das Papier ganz ruhig, liest es, findet das Gesuch billig und gewährt es. Eines Tages zankten sich zwei Mameluken vor ihm, und der eine warf dem andern einen Pantoffel zu; dieser wich aus und der Pantoffel traf den Sultan, welcher aber that, als ob er es nicht merkte, sich nach einer andern Seite kehrte, und mit seinen Generalen sprach, um den Thäter nicht bestrafen zu dürfen.

Dieser philosophische Prinz wußte die menschliche Größe sehr wohl zu schätzen; in seiner letzten Krankheit wollte er, daß man statt der Fahne, welche vor seiner Thüre hingehängt wurde, das Tuch dorthin nehmen sollte, worin er begraben würde, und ein Ausrufer schrie dabei: »Das ist alles, was Saladin, der Sieger des Orients, von seinen Eroberungen übrig hat.« In seinem Testamente vermachte er den mahomedanischen, jüdischen und christlichen

I. B. 258 S.


Rudolph v. Habsb.
Petrarca
Columbus
Matthias Corv.
Copernicus
Ariost

Armen gleiche Almosen, und bestätigte so seinen Glauben: Man müsse bei Armen nur auf das Elend, nicht auf die Meinung sehen.

Rudolph von Habsburg,

deutscher Kaiser.

Geboren 1218. Gestorben 1291.

Rudolph von Habsburg stammte aus einem alten allemannischen Geschlechte, und seine Voraltern hatten in Elsaß Besitzungen. Die damaligen Geschlechter nahmen ihre Namen größtentheils von den Burgen und festen Schlössern, welche sie erbauten, oder am häufigsten bewohnten. So kam auch dieser Name von dem Schlosse Habsburg im Aargau her; ein Schloß, das im eilften Jahrhunderte ein Bischof von Straßburg mit seinem Bruder, dem Grafen Ratebot, bauete, und welches ihre Familie in der Folge selbst bewohnte. Das Aargau ist heute ein Theil der Schweiz, damals aber gehörte es zum burgundischen Königreiche, welches Conrad II. an Deutschland gebracht hatte, das aber jetzt durch sehr lose Bande mit diesem Reiche verknüpft war. Rudolph besaß Güter im Elsassischen, und nachdem er

von seinem Mutterbruder auch einige beträchtliche Grafschaften ererbt hatte, gehörte er zwar allerdings unter die mächtigeren deutschen Fürsten; aber doch würde er schwerlich zum Kaiser gewählt worden seyn, hätten nicht ganz besondere Zufälle diese überraschende Wahl veranlaßt.

Seit Gregor VII. hatten die folgenden Päpste den Grundsatz unverändert behauptet, daß die Erzbischöfe in Rom sich persönlich bestätigen lassen müßten, und ward dies Recht auch nicht förmlich anerkannt, so wurde es doch für einen Neugewählten kluge Vorsicht, sich der Gewohnheit zu unterwerfen. Auch der neugewählte Erzbischof Werner von Eppenstein zog um die Bestätigung seiner Würde nach Rom. Aber in den Zeiten der Anarchie und des Raubes war eine solche Pilgerschaft höchst gefährlich. Werner ersuchte daher Rudolph, ihn von Straßburg bis an die Alpen zu begleiten. Mit Gefälligkeit gewährte der Graf des Erzbischofs Bitte; auch auf dem Rückwege geleitete er ihn; und Werner lernte bei diesem vertrauten Umgange einen Mann kennen, dessen Festigkeit, Einsichten, Muth und Redlichkeit ihm dafür zu bürgen schienen, daß er am tauglichsten seyn werde, das Ruder eines Staates mit fester Hand zu lenken, in dem Anarchie, Gesetzlosigkeit und Räuberei immer tiefere Wurzeln schlugen, wo die Großen, beinahe ganz unabhängig von der höchsten Gewalt, ungestraft ihre Un=

terthanen bedrückten, und räuberische Ritter aus festen Burgen wider ihren Herrn Hohn sprachen: eines Staates, der in kleinere Staatensysteme zerfallen, seine innere Sicherheit und äußere Kraft beinahe ganz verloren hätte.

Ein Zug mag den Geist jener Zeiten schildern. Der Pfalzgraf und Herzog Ludwig von Baiern hatte eine Tochter des Herzogs Heinrich von Brabant geheirathet. Mit einem Bothen schickte diese in Abwesenheit Ludwigs zwei Briefe ab, einen an ihren Gemahl, den andern an den Raugrafen gerichtet. Der Bothe verwechselte die Schreiben. Wüthend darüber, daß seine Gemahlin mit einem andern Manne Briefe wechselte, durch einige Ausdrücke, die einer zweideutigen Auslegung fähig waren aufs höchste gereizt, durchbohrte Ludwig den Bothen, eilte nach Donauwörth, wo sich die unglückliche Marie aufhielt, tödtete den Schloßhauptmann, die Hofmeisterin und eine ihrer Dienerinnen mit eigner Hand, und ließ seine Gemahlin, die den besten Ruf hatte, welche das ganze Land laut für unschuldig erklärte, öffentlich hinrichten. Die Rache dieser That bestand in dem Beinamen des Strengen, welchen ein Fürst erhielt, den diese Handlung schon als grausam zeigte.

Im deutschen Reiche war die Verwirrung aufs höchste gestiegen, erschlafft waren die Bande der Ordnung und Unterwerfung, in den Händen ohn-

mächtiger und entfernter Regenten. Richard von Cornwallis war selten, Alfons gar nicht nach Deutschland gekommen, und die Klagen des ganzen Volkes hallten laut nach einem Herrscher, der im Reiche bliebe, und mit seiner ganzen Geisteskraft auf Deutschlands Angelegenheiten wirkte. Aber nicht gar zu mächtig durfte dieser Mann seyn, sollte er den Wünschen der Wahl- und andern großen Fürsten Deutschlands entsprechen; immer sollte er nur durch seinen Geist, nicht unabhängig durch seine Macht wirken können. So hatte sich zu Frankfurt ein Reichstag versammelt, und hier sollte ein Kaiser gewählt werden. Der Erzbischof von Mainz ergriff diese Gelegenheit, dem Grafen Rudolph seine freundschaftlichen Gesinnungen zu vergelten, und zugleich dem Reiche ein Oberhaupt zu geben, das es einigermaßen aus seiner bedrängten Lage heben sollte. Feurig schilderte er den versammelten Ständen Rudolphs Muth, seine erprobte Tapferkeit, seine Frömmigkeit, Redlichkeit und Talente, und wurde darin eifrig von Rudolphs Anverwandten, dem Burggrafen Albert von Nürnberg, unterstützt. Die meisten Fürsten traten dem Vorschlage bei; nur der Pfalzgraf Ludwig fürchtete noch die Rache seiner Frevelthat; aber Albert von Nürnberg versprach ihm des Kaisers Vergebung, und sogar eine von Rudolphs Töchtern zur Ehe, und nun trat er ohne Bedenken dem Vorschlage bei.

Rudolph von Habsburg belagerte die Stadt Basel, um eine Parthei des Adels wieder dort einzuführen, welche von einer Gegenfaction vertrieben worden war. Hier trafen ihn die Abgesandten des Reichstages, und verkündeten ihm seine Wahl zum römischen Kaiser. Gleich erstaunten die Belagerten und der Graf über eine Nachricht, die ihnen so unerwartet kam. Rudolph both der Stadt Frieden an; lange hatten ihm selbst seine Feinde Muth, Tapferkeit und Redlichkeit zugestanden. Basel versöhnte sich, und wünschte dem Kaiser Glück zu seiner neuen Würde. Jetzt ging Rudolph nach Frankfurt und von da nach Aachen, wo er sich feierlich zum Könige krönen ließ. Jetzt sollte er die anwesenden Fürsten belehnen, aber der Zepter fehlte, mit dem dies gewöhnlich zu geschehen pflegte, und es entstand ein ernster Streit, ob der Kaiser auch ohne Zepter Lehen ertheilen könne. Lange hatte schon der Zank gewährt, da ergriff Rudolph mit schneller Entschlossenheit und Geistesgegenwart ein Kruzifix, und trat in die Mitte der Streitenden. »Ein Zeichen,« rief er aus, »das die Welt erlösete, würde wohl auch statt des Zepters dienen können,« und beschämt nahmen die Fürsten die Belehnung an. Um seine Macht und sein Ansehen zu vergrößern, vermählte er eine seiner Töchter mit dem Herzoge Albrecht II. von Sachsen, und eine mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg.

Jetzt dachte Rudolph zuerst darauf, sich die Bestätigung des Pabstes zu verschaffen, welche ihm bei der damaligen Lage der Dinge und der Macht des römischen Stuhles allerdings nöthig war. Das Geschäft war mit Schwierigkeiten verknüpft, da der Pabst wahrscheinlich auf Alphons Seite sich neigte, oder doch vielleicht die beiden Könige als Richter vor seinen heiligen Stuhl fordern konnte. Aber auf dem päbstlichen Throne saß Gregor X.: wahre Frömmigkeit, Redlichkeit, ein fester Wille, das Gute zu befördern, machte ihn allgemein geachtet, nur eine verzeihliche Schwäche, seine Liebe zu den Kreuzzügen, trübte einigermaßen den Glanz seiner übrigens vorzüglichen Eigenschaften. Als päbstlicher Geschäftsträger in Palästina war der Gedanke, die heiligen Länder zu befreyen, sein Lieblingsentwurf geworden. Aber nur durch den Kaiser konnte er ihn zu erreichen hoffen, nur Einigkeit unter den christlichen Fürsten konnte zu diesem Zwecke führen. Eben hatte Gregor zu Lyon ein allgemeines Concilium versammelt, als Rudolphs Gesandte ankamen, und um die Bestätigung baten. Alle gegenwärtigen Bischöfe nahmen sich Rudolphs mit einem solchen Eifer an, daß der Pabst beinahe zu seiner Einwilligung gezwungen wurde. Bitter beklagte sich Alphons darüber in einem Schreiben an den heiligen Vater: Aber »unzählige Bedürfnisse«, antwortete dieser, »der Welt wie auch des Reiches, und beson-

ders des heiligen Landes, hätten die Beendigung dieses Geschäftes gefordert; die auch das ganze versammelte Concilium verlangt hätte. Ein nachtheiliger Ruf, nicht allein gegen das Concilium, sondern auch gegen die römische Kirche und den Pabst selbst gerichtet, der vom Mürmeln in lautes Geschrei übergangen wäre, habe die Gefahr bei jeder Verzögerung in dieser Sache gezeigt.«

Aber nicht unbedingt, nicht ohne seine gewöhnliche Vorsicht, erkannte der römische Stuhl in Rudolph seinen geliebten Sohn. Die Gesandten des Kaisers mußten in seinem Namen die Kapitulazion unterzeichnen, welche man auch Friedrich II. und IV. vorgelegt hatte, und sie thaten es. Die Kaiser versprachen darin, auf die Verlassenschaft der verstorbenen Bischöfe keine Ansprüche zu machen, die Wahlfreiheit der Domkapitel aufrecht zu erhalten, die Apellationen nach Rom zu gestatten, dann die Einziehung der Mark Ankona, und des Herzogthums Sopoleto durch den römischen Hof zu billigen. Nebstdem mußten Rudolphs Gesandte schwören, daß der Kaiser keine Güter der römischen Kirche oder ihrer Vasallen angreifen, und nie eine Würde im Kirchenstaate und besonders in Rom annehmen wollte, wo die Römer den Päbsten zum Trotze die Ehrenstelle eines Patriziers wieder errichtet hatten.

Ein trauriges Opfer der Partheisucht und kleinlicher Geschlechtsrache war der edle Conradin

auf dem Schaffote gefallen, noch immer konnte ein deutscher Kaiser bei einer günstigen Gelegenheit an Carl von Anjou diese That rächen, und die Ansprüche auf Sizilien und Apulien erneuern. Auch dieß wußte der römische Stuhl zu verhindern; in dem Schwure Rudolphs, daß er den König von Sizilien und seine Erben nicht feindlich angreifen, und in ihren Besitzungen nicht stören wollte, fanden Carl und der Pabst ihre Sicherheit. Rudolphs Gesandter beschwor alle diese Punkte; er hatte die Vollmacht erhalten, alles einzugehen, was die Vorfahren deß Kaisers gethan und beschworen hätten, und auch nebstdem noch alles zu versprechen oder zu thun, was der Pabst ohne Zergliederung oder Verringerung des Reiches von Gott und der Billigkeit wegen für nützlich halten werde.

Der Kaiser hatte nun alle diese Forderungen bewilliget, aber doch erfolgte erst lange nachher die Bestätigung auf eine ganz ungewöhnliche Weise: Nicht ohne Ursache zwar, schrieb der Pabst, habe er bis jetzt zurückgehalten Rudolph den königlichen Titel zu ertheilen, jetzt aber, nachdem er die Sache mit seinen Cardinälen überlegt habe, ernenne er ihn zum römischen Könige u. d. g. Das hatte Rudolph nicht verlangt, schon seine Wahl und Krönung hatte ihm diese Würde verschafft.

Gregor traf nun alle Anstalten zu dem Kreuzzuge, der ihn so dringend beschäftigte. Der erste

Schritt dazu war eine Versöhnung zwischen Alphons und Rudolph, welche durch eine persönliche Zusammenkunft der beiden Fürsten zu Lausanne bewirkt werden sollte. Wirklich hatte hier alles den besten Fortgang, noch einmal beschwor Rudolph persönlich, was seine Gesandten in Lyon zugesagt hatten, und nahm nebst seiner Gemahlin und vielen Großen das Kreuz. Sein Verlangen nach einem Kreuzzuge, setzte er hinzu, sey um so feuriger als er oft im Herzen der Gebeine seines Vaters gedenke, die um die Ehre des Gekreuzigten willen, so ferne vom Grabe ihrer Väter in Palästina ruhten. Nichts würde den Sohn hindern können, zu seines Vaters Grabe für jenen zu wandern, der für die Menschen Elend getragen hatte, und aus der Seligkeit des Himmels für sie herabgewandert wäre. — Die beiden Könige verließen sich in größter Einigkeit mit dem Zeichen wechselseitiger Achtung.

Auf dem Wege nach Rom starb Gregor zu Arezzo, Kreuzzug und Krönung waren mit seinem Tode weit zurückgestellt. Um so nützlicher konnte Rudolph seine Zeit zu Deutschlands Besten verwenden, und er erfüllte so viel es an ihm lag, vollkommen alle Erwartungen. Ein Schreiben verkündete den Fürsten gleich beim Antritt seiner Regierung: Mit Gottes Hülfe gedenke er nun dem so lange zerrütteten Gemeinwesen den Frieden zu verschaffen, und die Unterdrückten gegen ihre Tyrannen

in Schutz zu nehmen, wozu er sich die Mitwirkung der Stände verspreche. Das war das Ziel, welches Rudolph mit der angestrengtesten Thätigkeit während seines ganzen Lebens verfolgte, und großen Theils erreichte. In Franken, Schwaben nnd am Rhein hatte er schon Sicherheit, Ordnung und Ruhe hergestellt, als ihn sein erster Reichstag nach Nürnberg rief. Immer waren die ersten Reichstäge der Kaiser am wichtigsten, dieser spannte noch besonders die Aufmerksamkeit. Nach einem alten Reichsgesetze war jeder, der vom Reiche etwas zu Lehen hatte, verbunden, sich das Lehen im Jahr und Tag reichen zu lassen, und dabei den herkömmlichen Eid der Treue abzulegen. Alle Fürsten und Stände hatten dieß auch gethan, den König Ottokar von Böhmen ausgenommen, der Rudolph nicht einmal als Kaiser anerkennen wollte, wahrscheinlich weil man damals, wo die böhmische Churstimme noch streitig war, seine Gesandten nicht zur Wahl gelassen hatte; und Heinrich von Niedersachsen, weil er von Ottokar Unterstützung gegen seinen Bruder den Pfalzgrafen suchte.

Ottokar war jetzt unter den deutschen Fürsten bei weitem der mächtigste gewesen. Mit seinem Königreiche Böhmen hatte er Oesterreich, Steiermark und Kärnthen vereinigt, die Ungern wiederholt geschlagen, in mehreren siegreichen Kreuzzügen gegen die heidnischen Preußen, ihnen die Gegend um Kö-

nigsberg abgenommen, diese Stadt und Festung angelegt, und sich so den römischen Hof geneigt gemacht. Ottokar wandte sich zuerst nach Rom, dorther hatte er die schmeichelhaftesten Versicherungen der Achtung und Freundschaft erhalten, von dort aus glaubte er, könne der Satz in den Dekretalen, auf welchen er sich berief: »daß bei den Wahlen die Verachtung eines Einzigen, der nicht zur Wahl gelassen oder gerufen worden sey, mehr schade, als der Widerspruch mehrerer Gegenwärtiger,« am kräftigsten unterstützt werden.

Aber Friede in Europa und Eroberung der heiligen Länder, das waren die Zwecke, welche Gregor unverrückt im Auge behielt, und zu deren Erreichung Ottokars Zank mit dem Kaiser eben nicht sehr günstig wirken konnte. Statt also, wie Ottokar von Gregor erwartete, gerade auf seine Seite zu treten, ermahnte ihn dieser vielmehr im Allgemeinen zur Ruhe, und drang nicht in die besonderen Gründe des Streites ein. »Nicht auf den Anfang« schrieb der heilige Vater dem Könige, »müsse er allein sehen, sondern auch auf den Fortgang und das Ende dieser Sache sein Augenmerk richten. Vorsichtig komme dabei zu überlegen, wie ungewiß der Ausgang eines Krieges, wie gefährlich für Leiber und Seelen, und mit welchen Verheerungen er immer begleitet sey: die Versöhnung mit Rudolph werde seinem wahren Besten am zuträglichsten seyn.

Diesem letzteren werde er auch beistehen, und sey fest entschlossen, ihm Gerechtigkeit zu verschaffen.« Ottokar, durch diese Sprache höchst aufgebracht, drohte mit der Appellation, und ergriff noch andere Maßregeln, welche seinen Unmuth, seinen gekränkten Stolz, und seine Bitterkeit verriethen.

Aber auch Rudolph wurde durch dieses Betragen des Königs von Böhmen aufgebracht, und wollte ihn nicht als Herzog von Oesterreich erkennen. Er trat mit den alten Ansprüchen des Reiches auf Oesterreich, Steyermark und Krain hervor, und seine Anstalten wurden um so ernstlicher, als der ganze Oesterreichische Adel, der böhmischen Herrschaft lange müde, sich zu Rudolphs Beistande antrug. Anfangs hatte zwar Ottokar rühmlich und thätig geherrscht, manche lobenswürdige Einrichtung gemacht, und Ordnung und Ruhe wieder hergestellt. Aber später verstieß er seine Gemahlin Margaretha von Oesterreich, die allgemein geliebt war, und diese Härte wandte ihm viele Herzen ab. Noch mehr stieg die allgemeine Abneigung, als Ottokar durch Grausamkeiten seine Völker mit furchtbarem Zepter zu beherrschen hoffte, als er den verdienten Otto von Meissau zuerst durch Hunger martern, und endlich grausam hinrichten ließ, indem man Stroh um ihn streute, und es anzündete, weil er sich dem Scharfrichter mit seinen noch wenigen übrigen Kräften widersetzte. Schon hat der Steier-

märker Adel die Schwere seines Armes gefühlt; jetzt fieng er auch an, die Schlösser der österreichischen Edlen zu zerstören, mit jeder neuen Besitzung jedem gelungenen Machtstreiche schien sich das übermüthige Vertrauen auf seine Kraft zu vermehren, und seine Grausamkeit und Härte zuzunehmen.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg wurden Ottokar von Böhmen, und sein Bundesgenosse Heinrich von Niederbayern vorgeladen: sie erschienen nicht. Noch ein Mal wurde die Ladung von Würzburg, und endlich von Augsburg wiederholt. Statt ihrer erschienen hier Sachwalter, welche aber in einer lateinischen Rede zu beweisen suchten, Rudolphs Wahl sey ungültig, weil er als ein Exkommunizirter von den Wählenden, die ebenfals exkommunizirt gewesen wären, nicht mit Gültigkeit habe eingesetzt werden können. Nur eine schnelle Flucht konnte den Redner, den Bischof Bernard von Seccau, vor der Wuth der Fürsten und Churfürsten schützen.

Entschieden war nun Ottokars Troz und sein Wille sich zu widersetzen: der Burggraf von Nürnberg ward also zu ihm abgeschickt, daß er dem Reiche wieder geben solle, was er davon inne hatte, indem er durch Urtheil und Recht alle seine Lehen verloren hätte. Ottokar kannte seine Macht und die Art und Weise, auf welche die Reichsschlüsse vollzogen zu werden pflegten, und blieb ganz ruhig,

obgleich der Erzbischof von Salzburg sich im Namen aller Oesterreicher in Rudolphs Arme warf.

Der Kaiser rüstete sich, aber die Unterstützung der deutschen Großen war ihren Kräften nicht im geringsten angemessen, nur der zehnte Theil der Fürsten, vereinigte seine Kräfte mit Rudolph, der seine größten Hoffnungen auf den elsassischen, schwäbischen und oberrheinischen Adel setzte, der ihn kannte und schätzte, und der ihn auch jetzt aus allen Kräften unterstützte.

Rudolph wollte selbst in Böhmen eindringen, sein Sohn Albrecht sollte Oesterreich nehmen, und Mainhard, Graf von Tyrol, mit dem er eine seiner Töchter vermählte, Ottokar von dieser Seite beschäftigen. Auch verband sich Rudolph mit den Ungern, seit langer Zeit Ottokars Feinden, und weil sich der Herzog von Niederbaiern mit seinem Bruder und dem Kaiser ansöhnte, so konnte dieser jetzt gerade durch Baiern in die kaiserlichen Staaten dringen. Alles war hier zu seinem Empfange bereit, der Erzbischof von Salzburg hatte von allen Kanzeln seines Kirchensprengels die Unterthanen von den Eiden entbinden lassen, welche sie Ottokarn geleistet hätten. Ganz Oesterreich fiel in Rudolphs Hände, Klosterneuburg selbst, das sich noch widersetzt hatte, wurde mit List genommen, und nun stand Rudolph vor Wien, während der Graf Mainhard Kärnthen, Steyermark und Krain

beinahe ohne Widerstand eingenommen hatte. Ottokar stand in einem befestigten Lager, Rudolph gegen über; durch die Donau, welche die Heere trennte, glaubte er sich hinreichend gedeckt. Schwierig war in jenen Zeiten der Uebergang über einen Fluß; zum größten Erstaunen seines Heeres und seiner Gegner bewerkstelligte ihn Rudolph durch künstlich zusammengefügte Schiffe, von einer ungewöhnlichen Bauart. Ottokar, über den Ernst und Muth des Kaisers betreten, schlug nun einen Vergleich vor; vier gewählte Schiedsrichter sollten die streitigen Punkte entscheiden. Rudolph wählte den Bischof Berthold von Würzburg und den Herzog Ludwig von Baiern, Ottokar aber den Bischof Bruno von Olmütz und den Markgrafen Otto von Brandenburg zu dieser wichtigen Sache. Der Ausspruch entschied, nebst der Einstellung der Feindseligkeiten und Vergebung für die wechselseitigen Theilnehmer, daß der König von Böhmen auf alles Verzicht thun sollte, was er in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, der windischen Mark, Eger und Portenove besäße, oder worauf er in diesen Ländern Rechte zu haben glaubte, dafür sollte der König von Böhmen und Mähren, und allen jenen Länder belehnt werden, die seine Vorältern und er bisher mit Recht von dem Reiche inne gehabt hätte; eine Doppelheirath zwischen den Prinzen und Prinzessinnen beider Regenten sollte das Band der neuen

Freundschaft noch fester knüpfen. Ottokar kam nun in das Lager des Kaisers, knieend bat er ihn um Vergebung, entsagte Oesterreich und den übrigen Reichsländern, und wurde dagegen von Rudolph feierlich mit Böhmen und Mähren belehnt. Die Sage erzählt, auf einer Donauinsel sey dieß geschehen, und auf ein Mal die vier Wände des kaiserlichen Zeltes zusammen gefallen, Ottokarn in seiner Erniedrigung zu zeigen; eine Fabel, welche schon Rudolphs bekannter Charakter hinlänglich entkräftet.

Der Kampf war geendet, die Reichsfürsten kehrten nach Hause zurück; aber den Adel aus Franken, Schwaben und vom Rheine, der ihm so treffliche Dienste geleistet hatte, behielt Rudolph zurück, ob er gleich zu seiner Bezahlung manche neue Steuer auflegen mußte. Jetzt ging vor allem das Bemühen des Kaisers dahin, die willkürliche Gewalt der Ritter und Großen zu beschränken, und einen Landfrieden auf fünf Jahre zu Stande zu bringen; er suchte seinen Söhnen festen Fuß in Oesterreich zu verschaffen, und bewirkte, daß sie eben die Lehen erhielten, welche die vorigen Herzoge von Oesterreich von den Erzbischöfen und Bischöfen von Salzburg, Paßau, Freysingen und Bamberg gehabt hatten.

Mit kluger Vorsicht war Rudolph in Oesterreich geblieben. Ottokar suchte auf alle Arten von

einem Vergleiche loszukommen, den er nur gezwungen eingegangen war, gab die Geißeln nicht heraus und verfolgte jene, welche im vorigen Kriege auf Rudolphs Seite getreten waren. Rudolph, welcher einen neuen Kampf so sorgfältig als möglich vermied, beschwerte sich über Ottokars Benehmen, und dieser versprach wirklich in zwei Verträgen, alle Diener und Helfer Rudolphs wieder in die erbeigenthümlichen und Lehengüter einzusetzen, die er ihnen entzogen hätte, und ihnen keine Gewalt anzuthun. Demungeachtet setzte er seine Beleidigungen fort. Rudolph beschwerte sich; eine trotzige Antwort war für den Kaiser zugleich eine Ausforderung zu einem neuen Kriege. Nun einmal zum Kampfe gezwungen, wollte Rudolph auch ehrenvoll streiten; aber bei seiner äußerst geringen Macht war ihm fremde Hülfe dringend nothwendig. Die Reichsfürsten, an die er sich wandte, blieben noch unthätiger als vorher; bloß die geistlichen Fürsten von Salzburg, Paßau, Regensburg, Freysingen und einige andere bewaffnete die Furcht vor Ottokars Rache zu Rudolphs Schutze. Rudolph mußte nun zu seinen neuen Unterthanen seine Zuflucht nehmen; ein allgemeines Aufgeboth befahl dem österreichischen, kärnthnerischen, steiermärkischen und krainerischen Adel sich zu bewaffnen. Bald stand ein zahlreiches Heer zum Schutze eines Fürsten da, den das Land liebte und schätzte. Rudolphs Muth ersetzte, was

ihm vielleicht noch an Mannschaft abging, sich mit seinem Gegner zu messen. Nachdem er sich mit den ungrischen Hülfsvölkern vereinigt hatte, ging er bei Heimburg über die Donau, und zog Ottokar entgegen. Ein wüthendes Treffen begann, beide Heere fochten mit einer Tapferkeit, die an Wuth gränzte; lange schwankte die Waage des Kampfes. Endlich wichen die Böhmen zurück, und mit verdoppelter Anstrengung verfolgten die Kaiserlichen ihren Sieg. Ottokar kämpfte noch, als schon die meisten seiner Schaaren zerstreut waren, als schon sein Heer zu verwirrter Flucht sich wandte. Sieg oder Tod hatte er sich zum Ziele dieses entscheidenden Tages gesetzt. Nach Heldenanstrengungen des Muthes und der Tapferkeit wurde er endlich mit seinem Pferde zugleich zu Boden geworfen und getödtet. Die Niederlage der Böhmen war vollkommen, und ungehindert drang Rudolph in Mähren ein; aber in Böhmen setzte sich ihm der Markgraf Otto von Brandenburg, als der nächste Verwandte von Ottokars zurückgebliebenem Sohne, entgegen. Es kam nun zu einem neuen Vergleiche: Böhmen ward Ottokars Sohne zugesichert, der Kaiser sollte zum Ersatz für seine Unkosten durch fünf Jahre die Einkünfte von Mähren genießen.

Rudolph traf nun ernstliche Vorkehrungen, diese Länder, welche er mit so vielem Aufwand von Muth und Kräften errungen hatte, seinem Hause

dauernd zu versichern, er suchte aber zuerst von den Churfürsten sogenannte Willebriefe zu erhalten, welche auch nach und nach alle kamen, und wovon manche die Verdienste Rudolphs auf das deutlichste und ausdrücklichste anerkannten.

Zu Augsburg hatte Rudolph viele Ritter und Herren versammelt; hier belehnte er seine Söhne Albrecht und Rudolph feyerlich mit Oesterreich, Steyermark, Krain, der windischen Mark, und allem, was Ottokar in diesen Ländern unrechtmäßig an sich gebracht hatte. Auch Kärnthen verlieh er ihnen, sie gaben es aber bald in seine Hände zurück, und Meinhard von Tyrol wurde in der Folge damit belehnt.

Während eines Zwischenreiches oder einer streitigen Königswahl maßten sich die Päbste das Recht an, das Reich unterdessen zu leiten, und so hatten sie auch dem Könige Carl von Sizilien die Verwaltung von Toskana übertragen, welches er aber gleich nach der Wahl eines römischen Königs wieder abtreten sollte. Rudolph war lange gewählt, er sowohl, als die Päbste Gregor X., Innozenz V., Hadrian V. und Johann XXI. konnten Carl nicht zur Herausgabe bewegen, bis endlich Nikolaus III. den König von Sizilien zwang, dem Kaiser diese Länder zu übergeben. Dafür maßte Rudolph eine eigene Erklärung ausstellen, daß er alle Städte des Exarchats als ein Eigenthum des heiligen Stuhles

ansehen, und sie ganz dem römischen Gebiete überlassen wolle, auch ein anderer Streit wegen den Grafschaften Provence und Forcalquier wurde bald zwischen Rudolph und Carl beigelegt.

Jetzt erst konnte Rudolph seinen Blick wieder auf die inneren Angelegenheiten des Staates wenden, und seine wohlthätigen Plane verfolgen. Unmöglich war es zu seinen Zeiten der Waffengewalt ihr Recht ganz abzunehmen, und dieses an Vernunftsaussprüche zu übertragen, sondern schon die Aufstellung eines Landfriedens war eine seltene und große Wohlthat für die Wehrlosen und Bedrängten. In einem solchen Vertrage versprachen die Fürsten und Stände sich während einer festgesetzten Zeit nicht zu bekriegen, die Störung dieses Vertrags sollte von allen vertragmachenden Theilen gerächt werden. Alle Bemühungen Rudolphs waren nun darauf gerichtet, überall, so viel als möglich war, solche Landfrieden einzuführen. Es gelang ihm, in Franken, Elsaß, Schwaben und Bayern; besondere Landfriedensrichter wachten über die Erhaltung der Ruhe, und entschieden, was sich in zweifelhaften Fällen zum Landfriedensbruche eignete.

Unter die größten Plagen des Landmannes, besonders aber des Reisenden und Kaufmanns, gehörten die Burgen, womit Deutschland angefüllt war. Von ihrem festen Raubsitze herabstürzend, plünderten Trotzige ohne Furcht, jeder Drohung

lachten sie in unzugänglichen Höhlen. Rudolphs Blick sah die Gefahren und den Schaden, welche das Gemeinwesen durch diese Wilden litt, und faßte den Entschluß die meisteu dieser Räuberhöhlen zu zerstören. Er führte ihn theils selbst, theils durch Landvögte aus, und machte in Schwaben den Anfang. Vorzüglich aber suchte er die trotzigen Großen zu demüthigen, besonders beugte er den Grafen Eberhard von Würtemberg, dessen Wahlspruch: »Gottes Freund, der ganzen Welt Feind« seinen Charakter treffend schilderte, auch suchte er die Reichsrechte wieder herzustellen, verbesserte die Einkünfte, und brachte viele Ländereien wieder ans Reich, die widerrechtlich davon abgerissen worden waren. Rudolph versuchte es auch, die Reichsrechte auf Italien zu behaupten, so gut es nur immer thunlich war, aber nicht mit dem besten Erfolge. Er bewarb sich einige Mal um die Kaiserkrönung zu Rom; sie kam aber nicht zu Stande.

Rudolph hielt noch einen äußerst glänzenden Reichstag zu Erfurt, und ließ den Landfrieden für Thüringen und Sachsen von allen anwesenden Fürsten auf das feierlichste beschwören. Darauf zerstörte er sechs und sechszig Raubschlösser in Thüringen. Einige Jahre darauf hielt Rudolph einen Reichshof zu Frankfurt, wo er seinen Sohn Albrecht zum römischen Könige vorschlug. Dieses Gesuch war noch jedem Kaiser bewilliget worden, um so

mehr konnte es Rudolph hoffen, dessen glänzende Verdienste um das Reich doch zu auffallend waren, als daß er nicht wenigstens eine solche Begünstigung hätte erwarten sollen. Aber er täuschte sich. Die Churfürsten verschoben ihre Einwilligung, und Rudolph ging mißvergnügt von Frankfurt nach Elsaß. Lange schon fühlte er, daß Jahre, Sorgen und Arbeiten seine Kräfte sehr verringert hatten, er sah das Ende seines Lebens herannahen, und wünschte nur in Speyer zu sterben, wo die alten Kaiser begraben lagen. Auch diesen Wunsch versagte ihm das Schicksal; zu Germersheim, im drei und siebenzigsten Jahre, gab er seinen Geist auf.

Deutschland verehrt in ihm einen seiner vortrefflichsten Kaiser, den Stammvater eines Hauses, das Deutschland und Oesterreich immer bewundern wird. Er war es, der die Bande der Ordnung wieder zusammenzog, Anarchie und Gewaltthätigkeit aus Deutschland verbannte, das erst Er wieder in einen Staat umschuf, wenn er gleich die Grundgebrechen seiner Verfassung nicht verbessern konnte. Er, den ein gleichzeitiger Fürst ein lebendes Gesetz nannte, blieb auch noch lange nach seinem Tode ein Beispiel und Sprichwort der strengsten Redlichkeit. Im Kriege, im Schlachtangriff und bei der Belagerung war er einer der ersten Helden seiner Zeit. Sonst war sein Geist lebhaft und munter, und der Umgang mit ihm angenehm.

Pracht und Luxus haßte er, wenn sie nicht der Zweck gebieterisch foderte, und nicht selten sah man ihn in einem zerrissenen Wamse. Nur sein erstgeborner Sohn, Albrecht, überlebte ihn; sein zweiter, Rudolph, starb vor ihm, und sein geliebtester Hartmann ertrank auf einem Schiffe, das mit seiner ganzen Ladung mitten im Rheine umschlug.

Petrarca,

ein italienischer Dichter.

Geboren 1304. Gestorben 1374.

Franz Petrarca wurde seinem Vater, Petrarca Pareaza, 1304 zu Arezzo geboren. Seine Eltern waren vier Jahre vorher durch die Parthei der Gibellinen aus Florenz verjagt worden. Als sie endlich ganz Italien verlassen mußten, kamen sie nach Avignon in Frankreich, wo damals der Papst residirte. Von da schickten sie ihren Sohn nach Carpentras, dort seine ersten Studien zu vollenden; von da ging er nach Montpellier, und endlich nach Bologna, die Rechte zu studiren. Hier machte er sich mit den schönen Werken eines Virgil, Cicero, Titus Livius vertraut, und faßte die heftigste Ab

neigung gegen die Rechtsstudien. »Welches Interesse,« schrieb er seinen Freunden, »sollten alle diese Schulfragen für mich haben? z. B. ob man sieben Zeugen zu einem Testamente brauche, ob das Kind des Sklaven dem Herrn zugehöre u. s. w. Alles scheint mir unnöthig, abgeschmackt und unerträglich.«

Nach dem Tode seiner Eltern verließ er die Rechte ganz, und kam nach Avignon, wo ihn aber die herrschende Pest bald wieder vertrieb. Von da ging er nach Vauclüse in eine reizende Einsamkeit nahe bei der Stadt, welche die Natur und die Verse unsers Dichters so berühmt gemacht haben, und wo er einige Besitzungen hatte. Hier erwartete ihn die Liebe, eine Leidenschaft, der er sein Genie und sein Leben weihte. Am Charfreitage 1327 war er in der Kirche der heil. Clara: in einer kleinen Entfernung von ihm betete ein Mädchen; ihr Wuchs, ihr Anstand, ihre Gestalt, alles rührte ihn auf das lebhafteste; er fühlte jene höhere, reinere Leidenschaft, die nur feurigere und höher gestimmte Seelen kennen. Seine Geliebte war Laura, die Tochter Heinrich Chabeau's, Herrn von Cabrieres. Das Mädchen war damals erst zwölf Jahre alt; Petrarca hatte eine lebendige Einbildungskraft, ein flammendes Gemüth, eine angenehme Gestalt, und feurige Augen in einem geistreichen Gesichte. Er folgte ihr von weitem nach; sie ging zu ihrem Vater zurück, und weil der Weg ziemlich weit und sie ermüdet war,

setzte sie sich unter einen Baum am Ufer eines Flüßchens. Hier traf sie Petrarca, hier fand er sie noch schöner als zuvor, hier wurde er von seiner Empfindung hingerissen, näherte sich, sprach mit ihr, und bot ihr den Arm, sie zurückzuführen.

Petrarca's Leidenschaft blieb dauernd; ihr verdanken wir die schönen Gedichte, so voll glühender Empfindung, die zuerst die italienische Sprache berühmt zu machen anfingen. Diese Liebe wurde bald so berühmt, daß der Papst Johann XXII., der an Petrarca Gefallen fand, eine Heurath zwischen Petrarca und Laura zu Stande bringen wollte; aber der Dichter fürchtete, der Besitz dürfte seine heftige Leidenschaft schwächen. Laura liebte ihn wie er es wünschte; er verlangte nichts als dieses Gefühl von ihr.

Nach und nach wurde Petrarca ruhiger, seine Liebe wurde wie ein begeisternder Anhauch, und ein Sporn für ihn, die Achtung seiner Geliebten immer mehr zu verdienen. Er widmete sich jetzt ganz den schönen Wissenschaften, besonders den Reizen der Dichtkunst. Mit den ersten Personen des päpstlichen Hofes, besonders den Colonnas, durch enge Freundschaft verbunden, machte er mit ihnen mehrere Reisen, und kam dann wieder zum Papste zurück, der ihn mit verschiedenen Aufträgen beehrte. Aber die ländliche Einsamkeit, besonders sein schönes Vauclüse, reizte ihn mehr als der Ehrgeiz; er ließ sich

nahe bei jener nieder, der er seine Gesänge weihte, und in dieser Epoche machte er seine meisten Sonnette und einige andere Gedichte.

Mit jedem Tage stieg sein Ruhm; die aufgeklärtesten Männer in Europa bewarben sich um seine Freundschaft. An einem Tage erhielt er zwei Briefe, einen vom König Philipp, von dessen Kanzler geschrieben, den andern vom Senate von Rom, worin man ihm, als dem ersten Dichter seiner Zeit, die Lorbeerkrone antrug. Er konnte nun zwischen Rom und Paris wählen, zog aber die erstere Stadt vor, und ging 1341, in seinem sieben und dreißigsten Jahre dahin ab. Zu Neapel erwies man ihm die größten Ehren, und der König Robert, ein großer Freund der schönen Künste, versuchte alles, ihn zu bewegen, sich in seiner Hauptstadt krönen zu lassen. Petrarca lehnte es sehr höflich ab, und setzte seine Reise nach Rom fort.

Er kam am Ostertage zu Rom an. Morgens hörte er in der Peterskirche Messe, welche von einem Vize-Legaten gehalten wurde; dann führte ihn ein Bischof, begleitet vom römischen Adel, in den Pallast der Colonna, wo eine prächtige Tafel bereitet war. Nachmittags ließ der Vize-Zeremonienmeister einiges aus Petrarca's Werken vorlesen, und hielt ihm eine Lobrede. Endlich bekleidete man den Dichter mit seinen Triumphkleidern. An dem rechten Fuße machte man ihm den tragischen Cothurn, auf

dem andern den komischen Sokkus fest, den Leib umhüllte ein Sammtkleid mit goldner Stickerei und einer langen Schleppe, um den Hals gefaltet, eine reiche diamantne Schliesse hielt es auf der Brust fest. Darüber kam noch ein weißes Kleid, wie es die Kaiser bei ihren Triumphen zn tragen pflegten. Auf dem Kopfe trug er eine goldstoffene Mütze, und am Halse eine goldene Kette, an der eine kleine elfenbeinene Leier hing. Ein junges Mädchen mit einer Bärenhaut verhüllt, in der einen Hand eine Fackel, trug die Schleppe.

So stieg der Dichter in den Hof hinab, wo er einen Triumphwagen fand, der ganz mit Epheu, Lorber und Myrthen umwunden war. Auf beiden Seiten waren Stickereien angebracht, welche den Parnaß, die Musen, Apollo, Orpheus, Homer, Virgil und mehrere andere berühmte Dichter zeigten. Petrarca stieg auf den Wagen, und nahm dort einen erhöheten Sitz ein, den die Figuren eines Löwen, Greifen, Elephanten und Panthers trugen; nahe bei ihm war Papier, Tinte, Bücher und Federn angebracht. Eine Menge Kinder als Amoretten gekleidet, dann Bachus und die drei Grazien, umringten den Wagen. Die Arbeit, ein Weib in grobe Wolle gekleidet, jagte die Faulheit mit Ruthenschlägen vor sich hin. Armuth und Spott, in Wildschweinhäute gekleidet, folgten; auch der Neid war nicht vergessen, bei großen Talenten fehlt er nie.

Dann kamen zwei Chöre Musik mit untermischtem Haufen von Satyren und Nymphen, die das Lob des Dichters tanzten und sangen.

So wurde Petrarca ins Capitolium geführt. Alle Straßen, durch die er zog, waren reich verziert, und mit Blumen bestreut. Die Kirchen waren offen, alle Plätze voll Menschen; alle Damen aufs festlichste geputzt an den Fenstern, warfen Blumen und Wohlgerüche auf den Dichter. Nur eine Frau erwischte statt der Geruchsflasche Scheidewasser, und schüttete es dem Dichter auf den Kopf, der davon sein ganzes übriges Leben einen kahlen Kopf behielt

Ungeachtet dieses kleinen Zufalls, ging doch der Zug weiter. Als man beim Kapitol war, hielt Petrarca eine Rede, an deren Ende man ihn zum Dichter erklärte, ihm zugleich drei Kronen, eine von Epheu, eine von Myrthen, und eine von Lorbern aufsetzte. Orzo, Graf von Aguilares, der damals Senator von Rom war, gab ihm einen Rubin der fünfhundert Goldstücke werth war. Endlich führte man ihn auf die Seite, und ließ ihn, sonderbar genug — fechten. Darauf führte man den Dichter wieder vor das Volk, daß ihm fünfhundert Golddukaten zur Belohnung schenkte, daß er Rom vor Paris gewählt habe. Nach geendigter Ceremonie stieg er wieder in den Wagen, und fuhr nach dem Vatikan, dort Gott zu danken. Von da

kam er zu Stephan Colonna, wo man ihm ein glänzendes Abendessen gab. Der größte Theil der Nacht wurde noch vergnügt zugebracht, besonders beim Balle, wo der Dichter mit den vornehmsten Damen tanzte. So ehrten die Völker die Genies, als sie die Reize ihrer Schöpfungen erst zu fühlen anfiengen.

Nach seinem Triumphe ging Petrarca nach Parma, und von da nach Padua, wo er ein Kanonikat erhielt. Hier erfuhr er den Tod seiner Laura, welche noch nicht ein und dreißig Jahre alt war, und der Eindruck auf ihn war schrecklich; wahrscheinlich wäre ihm Petrarca unterlegen, hätten nicht seine Freunde durch Zerstreuungen aller Art ihn ans Leben zu fesseln gesucht. Er glaubte nun nur in dem Orte Ruhe zu finden, wo sie gelebt hatte, ging nach Vauclüse zurück, und machte hier die zweite Hälfte seiner Sonnette, worin er Lauras Verlust betrauerte. Alle seine Lieder haben einen sanften und wehmüthigen Reiz. Endlich entschloß er sich zu reisen, und durch zwölf Jahre zog er von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof herum, und erhielt überall die verdientesten Ehren. Galeazzo Viskonti, Herr von Mayland und Padua, gab ihm die Stelle eines Staatsrathes, die er vorzüglich verwaltete. Mit fünf und sechszig Jahren hielt er sich gerne in einem ländlichen Orte nahe bei Padua auf, und hier schrieb er eine Abhandlung über

die Art, Glück und Unglück zu ertragen, aber diese Art Arbeiten erhöhte seinen Ruhm nicht.

Die Florentiner, welche seine Familie verjagt hatten, riefen jetzt Petrarca zurück, gaben ihn die väterlichen Güter wieder, und schickten Abgeordnete ihn zu bewegen, daß er den Rest seiner Tage im Lande seiner Väter beschließe. An der Spitze der Abgeordneten stand der berühmte Boccaz. Petrarca wurde durch diese Gesandschaft gerührt, aber sein schwaches Alter hinderte ihn, seine glückliche Abgeschiedenheit zu verlassen, und bald darauf starb er 1374 im siebenzigsten Jahre. Wissenschaften hatten ihn durch sein ganzes Leben beschäftigt, auch fand man ihn todt in der Bibliothek, den Kopf auf ein offenes Buch gesunken. Die angesehensten Personen folgten seiner Leiche. Man ließ ihm ein Mausoläum von weißem Marmor errichten, auf einer Seite standen die Worte:

Ruhe fand ich! Glück lebe wohl! — du täuschende Hoffnung!
Nicht mehr bin ich das Ziel — spielet mit andern nun.

Petrarca war ein treuer Freund und redlicher Mann. Reichthümer sucht' und verachtete er nicht; er liebte den Ruhm ohne ihm nachzujagen. Er hatte Neider, aber viel mehr Bewunderer. Er liebte Laura, aber nicht ausschließend, sondern hatte von andern Geliebten einen Sohn und eine Tochter.

Wenn man bedenkt, daß Petrarca zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ohne ein Vorbild in seiner Sprache schrieb, so erstaunt man, was er bloß mit Hülfe seines Genies bewirkte. Er hat die italienische Dichtkunst gleichsam geschaffen, und sie dabei auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß ihn noch keiner seiner Nachfolger übertraf. Zwar freylich auch an ihm sind noch manche Spuren des Zeitgeistes bemerklich. Mehrere Allegorien sind frostig, und manche Metaphern übertrieben; dafür hat auch niemand schöner, edler, feuriger und inniger die leidenschaftliche Liebe behandelt.

Christoph Columbus,

Entdecker von Amerika.

Geboren 1442; gestorben 1506.

Christoph Columbus, der Sohn eines genuesischen Seidenarbeiters, brachte die wichtigsten Veränderungen in der Welt hervor. Bei dem bloßen Anblick einer Erdcharte errieth er, daß es noch einen andern Welttheil geben müßte, und faßte den Gedanken diesen zu suchen. Er entdeckte seinen Plan

zuerst in seinem Vaterlande, wo er aber dafür als ein Schwärmer und Halbverrückter verspottet wurde.

Jetzt zog er zu Johann II. König von Portugall, der ihn nicht besser empfieng; von da an den spanischen Hof, wo ihm die Königinn Isabelle auf sein dringendes Bitten endlich drey Schiffe bewilligte. Auf dem Laufe seiner Reise brauchte er allen seinen Muth und seine ganze Standhaftigkeit: er selbst hörte es, daß ihn seine Leute ins Meer werfen, und dann sagen wollten, er sey, indem er die Sterne betrachtete, selbst hineingefallen; glückte seine Untersuchung nicht, so war Columbus zuverlässig verloren.

Nachdem er von den canarischen Inseln beinahe drey und dreyßig Tage geschifft war, entdeckte er endlich 1492 die Insel Guanahami. Jetzt verwandelte sich das Murren in Freude, Columbus wurde, als er ans Land stieg, als Admiral und Vizekönig von seiner Mannschaft begrüßt. Seine drey Schiffe erschreckten die Einwohner, die zu ihren Bergen flohen, wo sie sich verborgen hielten. Man konnte nur ein Weib festhalten, der man Brot und Wein, und einige Spielereien schenkte, und sie dann frey ließ. Sie kam bald mit mehreren Insulanern zurück, mit denen eine Art Tauschhandel angeschlossen wurde. Die Spanier sahen hier mit Erstaunen, daß sie für Glastrümmer u. d. gl. Gold erhielten, nach welchem sie so begierig waren. End-

lich erlaubte der Cazike, oder Oberste dieses Volkes den Spaniern auch eine kleine hölzerne Festung anzulegen, wo Columbus acht und dreyßig Mann ließ, und die Insel Hispaniola nannte. Darauf segelte er nach Spanien zurück. Ferdinand und Isabella empfiengen ihn sehr ehrenvoll, erhoben ihn und seine Nachkommen in den Adelstand, und ernannten ihn zum Vizekönig und Großadmiral der neuen Welt. Jetzt bereueten es Genua und Portugall ihn nicht gehört zu haben, und das Volk erhob ihn bis zum Himmel.

Mit einer Flotte von siebenzehn Schiffen segelte jetzt Columbus wieder ab, er entdeckte neue Inseln, wie die Caraiben und Jamaika, aber auf dieser letzteren würde er ohne eine glückliche Kriegslist Hungers gestorben seyn. Eine Mondesfinsterniß war nahe. Columbus ließ den Oberhäuptern der nahen Völker melden, daß er ihnen etwas sehr wichtiges zu vertrauen hätte. Nachdem er ihnen nun ihre Hartnäckigkeit in den heftigsten Ausdrücken vorgeworfen hatte, setzte er mit einem zuversichtlichen Tone hinzu: dafür werdet ihr bald strenge bestraft werden. Der mächtige Gott der Spanier, den ich anbete, wird euch schreckliche Uebel schicken. Zur Probe werdet ihr heute Abends den Mond erröthen sehen, dann wird er sich gar verdunkeln, und euch sein Licht entziehen, das wird aber nur

das Vorspiel eueres Unglücks seyn, wenn ihr mir nicht folgt.

Einige Stunden darauf fing die Finsterniß wirklich an: die Wilden waren untröstlich, stürzten Columbus zu Füßen, und schwuren, er sollte an nichts Mangel leiden. Er that, als ob er sich rühren ließe, und nun den Zorn des Himmels besänftigen wollte. Nachdem er sich deßwegen einige Zeit verschlossen gehalten hatte, erschien er, und verkündigte: daß Gott versöhnet sey, und der Mond wieder erscheinen werde. Die erstaunten Barbaren waren überzeugt, daß den Fremdlingen die ganze Natur zu Gebote stünde, und leisteten ihnen von nun an allen Beistand.

Während seiner Rückkehr wurde Columbus von einem so heftigen Sturme überfallen, daß er sich verloren glaubte. Nur um die Früchte seiner Entdeckungen besorgt, geht Columbus in sein Zimmer, schreibt während des Sturmgetobes ein Tagebuch seiner Reise, näht es in Wachsleinwand, wirft es in eine Rolle, und von da in einer wohlverpichten Tonne ins Meer, damit es doch auf diese Art noch in Menschenhände kommen möge.

Jetzt traten Columbus Neider wieder hervor: sie suchten seinen Ruhm zu schwächen, und behaupteten, nichts sey leichter gewesen, als Amerika zu entdecken. Columbus schlug einigen dieser Tadler vor, sie möchten ein Ey auf die Spitze stellen.

Keiner vermochte es. Er schlug dem Ey die Spitze ein, und stellte es so auf. »Nichts leichteres,« sagten die Tadler. »Freilich,« sagte Columbus; »doch hat es keiner gewußt. So habe ich auch Indien entdeckt.«

Während seiner zweiten Reise betrug sich ein gewisser Bovadilla, den der Hof als Generalgouverneur nach Indien geschickt hatte, sehr tirannisch gegen ihn. Er belagerte die Citadelle auf Hispaniola, welche Diego Columbus vertheidigte, und ihm nicht übergeben wollte, und eroberte sie. Christoph Columbus wollte alles beilegen; aber Bovadilla ließ ihn mit seinen beiden Brüdern, Don Diego und Barthelemy, in Ketten schlagen, und schickte sie nach Spanien. Ferdinand und Isabella mißbilligten dieses Verfahren, setzten Columbus in Freiheit, und nahmen ihn zu Granada sehr gut auf. Bovadilla wurde abgesetzt, bestraft und nach Spanien eingeschifft, wo er aber in einem Schiffbruche zu Grunde ging.

Isabella und Ferdinand, im Grunde mißtrauisch, hielten Columbus vier Jahre zurück; endlich machte er noch eine dritte Reise, auf welcher er das feste Land, zehn Grade vom Aequator, entdeckte, und die Küste, wo man hernach Carthagena baute. Bei seiner Rückkunft starb er, 1506, zu Valladolid, vier und sechszig Jahre alt. Die neue Welt wurde nicht nach ihm, sondern nach einem

Florentiner, Amerikus Vespucius, genannt, der auf diese Ehre keinen gültigen Anspruch hatte.

Mathias Corvinus,

König von Ungern.

Geboren 1443. Gestorben 1490.

Mathias Corvinus wurde seinem Vater Johann Hunyad 1443 geboren. Nach dem Tode des ungerischen Königs Albert war der noch ungeborne Sohn der Königin Elisabeth Erbe des Reichs; welches aber natürlich in dieser Lage nur durch fremden Schutz seine Erhaltung hoffen konnte. Wirklich hatte Elisabeth auf Andringen ihrer Großen ihre Hand dem polnischen Könige Uladislaus angetragen; aber ehe noch ihre Gesandtschaft mit seiner Einwilligung zurückkehrte, hatte Elisabeth ihre Gesinnungen geändert, und sich mit ihrem Sohne Ladislaus unter den Schutz des Kaisers Friedrich III. begeben, welchem sie auch für mehrere geliehene Geldsummen die ungerische Krone zum Unterpfand gab. Während Uladislaus und die Parthei der Königin um die Herrschaft kämpften, fielen die Ottomanen in Siebenbürgen ein, wurden aber von dem tapfern Gra-

sen Johann Hunyad, genannt Corvinus, aufs Haupt und aus dem Lande geschlagen, der sie auch noch einmal in fünf Schlachten besiegte, als sie den Tod der Königin zu neuen Einfällen benutzen wollten.

Die Stände wählten Alberts unmündigen Sohn, Ladislaus, zum Könige. Während seiner Minderjährigkeit sollte Johann Corvinus als Statthalter das Reich beschützen. Er that es redlich gegen innere und äußere Feinde, bis Ladislaus in einem Alter von zwölf Jahren die Regierung selbst übernahm, der ihn aber auch in seiner Würde bestätigte. Johann schlug noch einige Male mit der angestrengtesten Tapferkeit die Ungläubigen von den Grenzen zurück. Sein Sohn, Mathias Corvinus, kaum aus den Knabenschuhen getreten, focht an seines Vaters Seite.

Demungeachtet war es den Feinden des Statthalters gelungen, seine Treue dem Könige verdächtig zu machen; um sich ihrer noch gewisser zu versichern, verlangte der König seinen Sohn, Mathias Corvinus, unter seine Edelknaben. Der Knabe fand hier viele Feinde, die auf seinen Untergang lauerten, und alles anwendeten, ihm etwas von seinen Familienverhältnissen zu entlocken, dessen Gebrauch oder Mißbrauch zur Vertilgung des mächtigen und gehaßten Hauses dienen konnte. Aber Mathias betrug sich hier mit einer Bescheidenheit

und Klugheit, die sein Alter weit übertraf, und ihm die Liebe aller Unpartheiischen erwarb.

Mahomed war wieder mit einem äußerst großen Heere eingefallen, und mit zweimalhunderttausend Mann an der Save herabgedrungen, wo er Belgrad belagerte. Johann Corvinus zog ihm mit einem Heere von Ungern und Kreuzfahrern entgegen; nach einem wüthenden Kampfe, den Mahomed öfters mit dem Fanatismus eines wilden Kriegers und dem Muthe der Verzweiflung erneuerte, wurde er endlich geschlagen, und sein Heer beinahe vernichtet. Bald nach diesem Heldensiege überfiel den edlen Johann ein schleichendes Fieber: gefaßt nahm er von seinen beiden Söhnen Abschied, die ihn ins Feld begleitet hatten, ermahnte Ladislaus und Mathias, Gott und der Tugend immer getreu zu bleiben, und verschied.

Nach Johanns Tode ward Ulrich von Cilley, der größte Feind der Corviner, zum Statthalter von Ungern ernannt; der aber doch des Scheines wegen Ladislaus Corvinus als Sohn annahm, und sofort mit dem Könige nach Belgrad abging. Aber in Ulrichs Brust kochten noch immer Entwürfe zu dem Verderben der Corviner, und ein Brief fiel in ihre Hände, der ihnen das Vorhaben des Grafen, sie dem Tode zu überliefern, deutlich vor Augen legte. Jetzt in Belgrad machte Ulrich neue Plane gegen Ladislaus und Mathias, gegen welche er auch den

König einzunehmen gewußt hatte. Aber die Jünglinge erfuhren auch diese Anschläge: erbittert traten sie mit ihren Freunden zu einer Versammlung, lockten den Grafen Ulrich in ihre Mitte und ermordeten ihn.

Der König, durch diese rasche That bestürzt, wagte es doch jetzt nicht, den Tod seines Lieblings zu rächen, besonders da die Nation ihn gehaßt hatte, und das Heer auf der Corviner Seite war. Er zog vielmehr mit ihnen nach Temeswar, wo er sich auf das Andringen seiner Großen und das Flehen ihrer Mutter mit den Corvinern völlig aussöhnte.

Aber die Feinde der Corviner hatten sich durch Ulrichs Mord nur vermehrt; mit Ungeduld erwarteten sie eine Gelegenheit, sich zu rächen. Die Corviner waren unbesorgt mit dem Könige an sein Hoflager gezogen, und wirklich verflossen mehrere Monate, ohne daß das gute Vernehmen unterbrochen worden wäre. Aber bei Gelegenheit eines Turnieres, welches die Corviner gaben, gelang es ihren Feinden, durch einige Bestochene einen Auflauf zu erregen, welchen sie so zu deuten wußten, als hätten Johanns Söhne dem Könige nach dem Leben gestrebt. Die Rachgierde des Königs war vielleicht mehr unterdrückt als erloschen; noch hatte er es nicht vergessen, daß sein liebster Freund durch die Corviner gefallen war. Beide wurden gefangen genommen: Ladislaus, als der ältere, öffentlich ent-

hauptet; Mathias Corvinus aber gefangen zurückgehalten, um ihn als Geißel gegen die empörten Großen und der Corviner Mutter zu gebrauchen, deren Rache alles gegen ihn zu bewaffnen drohte. Auch stand wirklich bald ein Bund für die Corviner im Felde, der dem Könige fürchterlich wurde, an den sich die meisten ungerischen Großen anschlossen. Ladislaus suchte nun seine Vermählung mit Margaretha, der Tochter Karls VII., zu beschleunigen, und auf das Andringen des Statthalters von Böhmen, Georg Podiebrad, wurde Prag zu dieser Feierlichkeit bestimmt, wohin ihm auch Mathias Corvinus, wohl verwahrt, folgen mußte. Aber eine Geliebte des Königs, welche sich durch diese neue Vermählung innig gekränkt fühlte, trieb ihre Rache so weit, daß sie dem Könige einen vergifteten Apfel im Bade reichte, an dem er bald darauf unter heftigen Schmerzen seinen Geist aufgab.

Nun änderte sich auf einmal die ganze Gestalt der Dinge. Podiebrad, der Mathias als den Sohn seines alten Freundes liebte, setzte ihn in Freiheit und machte auch Plane, die ungrische Krone auf das Haupt des Jünglings zu setzen, wenn gleich Friedrich III., Albert und Siegmund, die Erzherzoge von Oesterreich, Casimir König von Polen, und Wilhelm Herzog von Sachsen, Ansprüche darauf machten.

Der Palatinus von Ungern, Gara, welcher

die Krone für sich zu erhalten wünschte, rief die Stände schnell zu einem Wahltage zusammen. Hier ward nach langen Berathschlagungen Mathias Corvinus im Jahre 1458 von dem Heere zum Könige von Ungern ausgerufen, welches sein Anhänger Szilágy zum Wahltage geführt hatte. Das vereinigte die Stimmen zu Mathias Vortheile, welche vorher zwischen ihm und Gara geschwankt hatten. Mathias verlobte sich mit Podiebrads Tochter, und zog unter den thätigsten Beweisen der großen Erwartungen, welche seine Unterthanen von ihm hegten, in die Hauptstadt seines Reiches ein.

Mahomed bot Mathias einen Waffenstillstand an, den jener nicht nur nicht annahm, sondern sich auch um so eifriger gegen die Osmannen rüstete, als Pius II., der nach Calixtus den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, alle christlichen Fürsten aufgefodert hatte, den Ungläubigen Thrazien und Palästina zu entreißen. Aber noch war die ungrische Krone, dem Könige zur feierlichen Bestätigung seiner Würde unentbehrlich, in Friedrichs Händen, der sie nicht herausgeben wollte, und mit welchem Gara und mehrere mißvergnügte Große in geheimen Unterhandlungen standen. Als Mathias das letztere entdeckte, wollte er sogleich mit seiner ganzen Macht gegen den Kaiser zu Felde ziehen. Szilágy, zum Statthalter des Reiches ernannt, war der einzige, der es wagte, sich dem Plane des Königs dreist zu

widersetzen; er wurde seiner Würde entlassen, und auf eine Festung gefangen gesetzt, obgleich er es war, der mit seinem Heere die Wahl Mathias zum Könige entschieden hatte.

Jetzt trennten sich mit Gara mehrere Große öffentlich von Mathias, versammelten eine Macht gegen ihn, und erwählten Friedrich III. zu ihrem Könige, der sich auch in dieser Eigenschaft krönen ließ. In dem Kampfe um die Krone erhielt Friedrichs Heer anfangs einige bedeutende Vortheile, aber Mathias Klugheit wußte Gara, und die meisten der übrigen abgefallenen Großen, durch versprochene Ehrenstellen und Belohnungen wieder auf seine Seite zu bringen, und da die Oesterreicher bei Pinkafeld geschlagen wurden, so kam bald ein Waffenstillstand zu Stande, der Mathias wenigstens von dieser Seite aus einige Ruhe verschaffte. Szilágy wurde nun wieder in Freyheit gesetzt, und söhnte sich bald vollkommen mit dem Könige aus. Während Giskra, ein Anführer böhmischer Räuberhorden von der einen Seite das Reich beunruhigte, fielen von der andern die Osmannen ein. Der erstere wurde besiegt und unterwarf sich; aber das ungrische Heer unter Szilágy wurde geschlagen, und der Heerführer selbst in Constantinopel enthauptet. Mathias sammelte ein Heer, und zog dem Sultan entgegen, aber dieser wendete sich nach Asien, erst nachdem er dort gesiegt hatte, kehrte er nach

Europa zurück, und ließ Alibek in Slavonien einfallen, der zwar Anfangs keinen Widerstand fand, zuletzt aber, als er mit Beute und Gefangenen belastet nach Hause ziehen wollte, geschlagen wurde. Mathias verband sich mit dem Pabste und Venedig, seinem mächtigen Feinde kräftiger widerstehen zu können. Mahomed fiel in Bosnien ein, und unterwarf sich diese Provinz; und Mathias konnte ihm keinen thätigen Widerstand entgegensetzen, weil seine Hülfsvölker nicht ankamen, und ihn die Unterhandlungen mit Friedrich wegen der Krone beschäftigten, die dieser endlich nach vielen zugestandenen Bedingungen den Ungern zu ihrem Entzücken hinaus gab.

Als Mathias die Osmannen geschlagen hatte, ließ er sich mit der heiligen Krone zum Könige von Ungern krönen, und dachte nun ernstlich auf Mittel, Aufklärung und Kenntnisse in seinem Staate zu verbreiten. Er rief italienische Gelehrte nach Ungern, errichtete Schulen, ließ von allen berühmten Originalen Abschriften machen, und diese durch gelehrte Männer revidiren, und sammelte eine Bibliothek, welche für die damalige Zeit sehr ansehnlich war. Darauf zog er vom Neuen gegen die Ottomannen, und da ihm die mißlungene Belagerung einer Bergfestung, die mangelhafte Verfassung seines Kriegswesens noch fühlbarer machte, so errichtete er zuerst ein stehendes Heer, welches

auch Fußvolk hatte, da die Ungern sonst bloß zu Pferde zu fechten gewohnt waren, und bildete die schwarze Legion, welche in der Folge so oft seinen Feinden fürchterlich wurde.

Siebenbürgen hatte sich empört, und der Fürst von der Moldau war zu seinem Beistande aufgestanden. Das erstere wurde zur Ruhe gebracht, der letztere besiegt und unterworfen. Aber bald warteten wichtigere Unternehmungen auf Mathias.

Podiebrad von Böhmen hatte, troß aller Ermahnungen des Papstes, nicht aufgehört, die katholische Parthei seines Landes zu drücken, und sogar seinen Legaten mißhandelt. Was man erwarten konnte, geschah: Podiebrad ward in den Bann gethan und als ein Abtrünniger erklärt, Mathias aber von dem heiligen Vater aufgefodert, dem heiligen Stuhle gegen den Ketzer beizustehen. Podiebrad hatte den Kaiser zum Kriege gereizt, auch dieser bewarb sich um Mathias Hülfe, der auch von den katholischen Ständen zu Breslau als ihr Protektor gewählt wurde. Von allen diesen Gründen bestimmt, zog Mathias dem Kaiser zu Hülfe, und Podiebrad wich aus den österreichischen Staaten zurück. Mathias drang in Mähren ein; hier wurden Unterhandlungen gepflogen, die fruchtlos abliefen, und eine angestrengtere Erneuerung des Krieges zur Folge hatten. Während dessen langte eine Gesandtschaft aus Breslau an den König an, wodurch sich

ihm diese Stadt und mehrere Städte von Schlesien und der Lausitz unterwarfen.

Mathias durch seinen Günstling, den feinen Bischof Bekensloe, unterstützt, und von dem Papste dazu berechtiget, besteuerte die ungrische Geistlichkeit, um die neuen Kriegskösten tragen zu können, und setzte den Kampf mit Podiebrad fort. Schon waren sich die Heere entgegen gezogen, als ein Waffenstillstand auf einige Zeit die Feindseligkeiten hemmte. Bei einem allgemeinen Landtage in Ollmütz sollte alles ins Reine gebracht werden. Aber Podiebrad selbst erschien nicht dabei, und seine Gesandten wurden abgewiesen. Jetzt erschienen auch Gesandte des Königs von Polen mit dessen Ansprüchen auf die böhmische Krone, und da sie nicht gehört wurden, nahmen sie unwillig Abschied. Jetzt drangen einige von den Ständen und die Legaten in Mathias, er möchte Böhmen beherrschen: nun ließ er sich zum Könige dieses Landes krönen, und bald darauf auch von den schlesischen Ständen huldigen. Mathias brach den Waffenstillstand: von neuem begann der Kampf; Mathias wurde geschlagen und mußte sich mit Verlust zurückziehen. In einem neuen Feldzuge errang Mathias einige Vortheile, und Podiebrad zog sich nach Schlesien zurück, wo er seinen Feind mit besserem Erfolge zu bekämpfen hoffte. Jetzt kam ein Friede zu Stande, in welchem Mathias seinem Gegner den Königstitel wieder ab-

trat, dann kehrte er in sein Reich zurück, wo neue Bewegungen der Osmannen seine Gegenwart forderten.

Podiebrad starb, und Mathias glaubte jetzt seine Ansprüche auf die böhmische Krone erneuern zu müssen. Aber die Böhmen hatten beschlossen, ihr Reich bloß durch freie Wahl zu vergeben, und durch einige mißvergnügte ungrische Große gegen Mathias eingenommen, wählten sie Uladislaus, einen polnischen Prinzen, zu ihrem Könige, der sich auch auf dem Throne erhielt, ob sich gleich auch Mathias zum Könige von Böhmen hatte ausrufen lassen. Nun trat auch Kasimir, König von Polen, mit einer Kriegserklärung gegen Mathias auf, und fiel mit einem Heere in Ungern ein, weil er auf den Beistand der Mißvergnügten rechnete; aber, von diesen verlassen und überall geschlagen, mußte er bald in sein Reich zurückflüchten. Sixtus IV. bestätigte Mathias Ansprüche auf Böhmen, und dieser suchte sie noch einmal geltend zu machen. Zwar drang Mathias unaufgehalten vor, schloß aber doch bald einen zweijährigen Waffenstillstand, und kehrte nach Ofen zurück. Mathias zog bald wieder aus, die Raubschlösser und Burgen zu zerstören, welche dem Bürger und friedlichen Kaufmanne so oft die Früchte ihrer Arbeiten und ihres Fleißes entrissen. Indessen war Kasimir in Schlesien mit einem Heere eingefallen, und hatte einige Vortheile errungen; aber

Mathias zog mit einem Heere Breslau zu Hülfe, und ängstete dort seine Feinde so sehr, schnitt ihnen so alle Lebensmittel ab, und verminderte ihr Heer durch so häufige und glückliche Ausfälle, daß sie ihn um Frieden baten, den Mathias auch bewilligte. Jetzt beschäftigte er sich vorzüglich damit, Schlesiens Flor höher zu heben, und traf alle dienlichen Anstalten dazu; ein neuer Einfall der Osmannen rief ihn zur Vertheidigung seiner Staaten. An der Save hatte Mahomed Schabatz erbaut, und diese Festung mit der auserlesensten Besatzung versehen: Mathias nahm sie nach einer sehr hartnäckigen Belagerung mit Sturm weg. Mahomed verdoppelte seine Rüstungen, fiel mit einem ungeheuren Heere in die Moldau und verwüstete diese Provinz; aber als ihm Mathias mit einem Heere entgegen zog, ergriff er schnell die Flucht. Jetzt verehligte sich der König mit Beatrix, der Tochter des Königs von Neapel, 1476, und die italienische Kunst und zum Theil auch Pracht, die sie, so gut es gehen wollte, nach Un ern zu verpflanzen suchte, trugen etwas bei, die Rauheit der Ungern zu mildern.

Während dessen hatten die Osmannen wieder die ungrischen Grenzen durchbrochen, und hatten Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Krain und Steiermark überschwemmt. Der Kaiser Friedrich glaubte, Matthias habe geflissentlich den Türken den Einbruch in seine Staaten erleichtert, und verband sich gegen

ihn mit den Königen Uladislaus und Kasimir, konnte aber doch Mathias in Oesterreich keinen bedeutenden Widerstand entgegensetzen, sondern mußte sich die Friedensbedingungen des Königs von Ungern gefallen lassen.

Venedig hörte auf Mathias die gewöhnlichen Beiträge an Geld und Mannschaft zu entrichten; die Ungern zogen sich aus ihren Staaten zurück, die nun, beinahe wehrlos, die ganze Macht ihrer Feinde fühlten. Während Mathias nach Mähren zog, sich dort mit Uladislaus wegen Böhmen völlig zu vereinigen, fielen die Osmannen von neuem ein, wurden aber wieder geschlagen. Nach Mahomeds Tode versuchte es der König von Ungern, alle christlichen Fürsten gegen die Ungläubigen zu verbinden; aber ein neuer Krieg mit Friedrich zwang ihn, seine ganze Macht nach dieser Seite zu wenden. Mathias nahm Hainburg und Bruck an der Leitha weg, und drang immer tiefer in Oesterreich ein; während er mit Bajazeth, der auf Mahomed gefolgt war, einen Waffenstillstand schloß. Er drang nun gegen Wien vor; nahm diese Hauptstadt nach einer ziemlich langen Belagerung, 1486, dann Neustadt und fast ganz Steiermark. Nun ging er nach Ofen zurück, wo er auf einem Landtage die Rechte und Pflichten des Palatinus bestimmte, heilsame Verordnungen gab, und besonders durch das große Gesetz theils viele neue nützliche Ein-

richtungen machte, theils manche veraltete und schädliche Mißbräuche aufhob. Als der Kaiser seine Friedensvorschläge nicht annehmen wollte, und er seine Gesundheit sehr verfallen fühlte, reisete er nach Wien. Hier wohnte er am Palmsonntage dem Gottesdienste durch mehrere Stunden bei, beim Herausgehen aß er einige neapolitanische Feigen zur Erquickung; bald darauf überfiel ihn ein Schwindel, auf welchen so heftige Schmerzen in den Eingeweiden folgten, daß er laut aufschrie, und drei Tage darauf seinen Geist aufgab, im Jahre 1490. Er hinterließ keinen rechtmäßigen Thronerben; Uladislaus, König von Böhmen, wurde nun zum Könige von Ungern erwählt.

Kopernikus,

ein berühmter Mathematiker.

Geboren 1473. Gestorben 1543.

Kopernikus war es, der die Gelehrten zuerst au bessere Gedanken über das Weltsystem brachte. Er setzte das verworfene System von neuem fest und verbesserte es. Dieser Gelehrte wurde zu Thorn, einer preußischen Stadt, geboren, und nachdem er

das Studium der Philosophie und Medizin geendet hatte, verlegte er sich auf Mathematik und Astronomie. Der Geschmack, den er an diesen Wissenschaften fand, bewog ihn, alle jene zu besuchen, die sich darin auszeichneten. Bei seiner Rückkunft in sein Vaterland erhielt er ein Kanonikat, welches ihm Muße für seine Arbeiten und gelehrten Nachforschungen ließ. Hier brachte er sein System ins Reine, welches er erst dann bekannt machte, als er sah, daß alle Himmelserscheinungen damit übereinstimmten. Uebrigens betrachtete er bescheiden seine Ideen bloß als Muthmaßungen, die ihm wahrscheinlicher als das Ptolomäische System schienen. In diesen Studien brachte er sein Leben zu, ohne einen höhern Posten zu verlangen. Er starb in seinem siebenzigsten Jahre.

Ariost,

ein italienischer Dichter.

Geboren 1474. Gestorben 1536.

Ludwig Ariost wurde zu Reggio geboren. Die italienische Dichtkunst dankt ihm einen Theil ihres Ruhmes. Weil er sehr gut Latein konnte, ermunterte

ihn der Kardinal Bembo, seinen Roland in dieser Sprache zu schreiben. Ariost aber zog seine Muttersprache vor. »Ich will lieber der erste italienische Schriftsteller,« sagte er, »als der zweite lateinische seyn.«

Sein vorzüglichstes Werk, das ihn unsterblich gemacht hat, ist der rasende Roland, worin sich Alles, vom Hocherhabenen bis zum Niedrigkomischen, vereint findet. Alles behandelte er gleich vorzüglich; er geht vom Schrecklichen zum Zarten, vom Angenehmen zum Erhabenen über, von einer fürchterlichen Beschreibung zu einem lockenden Gemälde, von da zur vortrefflichen Moral; dann weiß er für alle seine Helden und Heldinnen zu interessiren, so zahlreich sie auch vorkommen.

Ariost hatte so viel Vermögen, daß er sich ohne Sorge und mit Muße den Wissenschaften widmen konnte. Er hatte in Ferrara ein Haus gebaut, und einen Garten dabei angelegt, in welchem er gewöhnlich dachte oder schrieb. Dieses Haus athmete die philosophischste Einfachheit. Als ihn jemand fragte, warum er nicht prächtiger gebaut hätte, aber doch in seinem Roland so viele prächtige Palläste, Säulengänge und Wasserkünste beschrieben habe, antwortete er: »Weil man viel leichter Worte als Steine zusammensetzt.«

Ariost wurde zu mehreren wichtigen Geschäften verwendet; sein Betragen dabei war immer einsichts-

voll und redlich. Eine Zeit lang verwaltete er eine Provinz in den Apenninen, die sich empört hatte, welche von Räubern und Schwärzern unsicher gemacht wurde; er besänftigte alles und stellte die Ruhe wieder her.

Eines Tages ging Ariost in Gedanken vertieft aus der kleinen Festung, wo er sich aufhielt. Der Tag war schön. Ariost, in seine Ideen versunken, wurde nicht gewahr, wie weit er sich von seinem Wohnorte entfernte; auch fielen wirklich bald einige Räuber über den Spazierengehenden, und er glaubte sich verloren. Glücklicherweise erkannte ihn einer. »Das ist der Gouverneur,« schrie er, »das ist Ariost.« Bei diesem Namen, der damals schon sehr berühmt war, fielen ihm alle Räuber zu Füßen, freueten sich, ihn zu sehen, und führten ihn mit dem Bedeuten zur Festung zurück, sie ehrten ihn nicht weil er Gouverneur; sondern weil er ein großer Dichter wäre.

Der Dichter liebte aber auch seine Werke in einem hohen Grade, und konnte es nicht ertragen, wenn man sie in seiner Gegenwart schlecht vortrug. Eines Tages, erzählt man, hörte er einen Töpfer, der eine Stanze seines Rolands im Singen verhunzte, sogleich ging Ariost in seinen Laden und schlug hier mehrere Töpfe entzwei, die zum Verkaufe ausgestellt waren. Der Handwerker gerieth in Zorn, aber der Dichter sagte ihm: »Ich habe mich noch nicht genug gerächt, und nur einige Töpfe zerbrochen, die

nicht zwanzig Kreuzer kosten; du hast aber eine Stanze verstümmelt, die eine weit größere Summe werth ist.«

Ariost war ein äußerst rechtschaffener Mann, und seine Redlichkeit so bekannt, daß ein alter Priester, der mehrere Pfründen besaß, und von seinen Nachfolgern vergiftet zu werden fürchtete, unsern Dichter allen seinen Freunden und Verwandten vorzog, und sich ihm anvertrauete. Auch seine Mutter, die ein hohes Alter erreichte, liebte er sehr zärtlich.

Seine lebhafte Einbildungskraft machte ihn für die Reize der Liebe empfänglich; er liebte mehrere Schönen, und besaß das Geheimniß, zu gefallen. Die Geliebte, welcher er am treuesten war, hieß Alexandria; von ihr hatte er zwei Töchter, die ihn überlebten.

Seine Gesundheit war schwächlich und forderte viele Pflege; seine letzte lange Krankheit führte ihn unmerklich zum Grabe. Er fühlte seine Lage, und sagte zu seinen Freunden: »Mehrere meiner Freunde sind schon abgereiset; ich wünsche sie wieder zu sehen, und endlich mit ihnen ein vollkommnes Glück zu genießen.« — Als er starb war er neun und funfzig Jahre alt.

Inhalt
des ersten Bandes.

Seite

Wien, gedruckt bei Carl Gerold.


Elisabeth v. Engl.
Anna v. Frkrch.

Neuer Plutarch,

oder

kurze Lebensbeschreibungen

der

berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen

von den ältesten bis auf unsere Zeiten.

Nach dem Französischen des Peter Blanchard

neu herausgegeben,

vermehrt und fortgesetzt

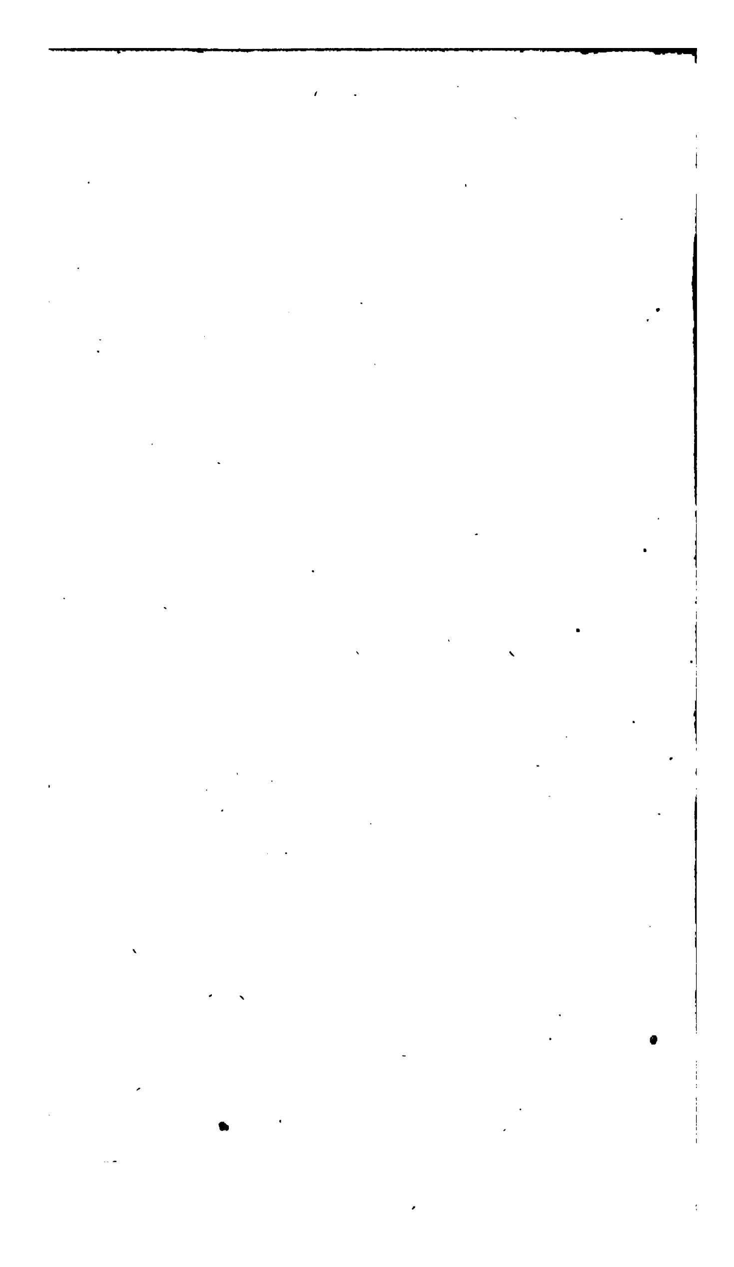
von

Friedrich Kraft.

Zweyter Band.

Mit fünfzig Porträten.

Pesth 1815, bei C. A. Hartleben.



Neuer Plutarch.

Zweiter Band.

II.B.3.S.



Bayard,

der Ritter ohne Furcht und Tadel.

Geboren 1476. Gestorben 1524.

Peter von Terrail Bayard wurde in der Dauphine 1476 geboren, aus einer Familie, die sich immer durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Ganz jung noch kam er als Page zum Herzoge von Savoyen, wo er das lernte, was man damals von einem rechtlichen Ritter verlangte. Der junge Mann hatte den Herzog nach Lyon begleitet, wo der Letztere mit Karl VIII. zusammenkam. Bayard wurde von dem Könige bemerkt, und gefiel durch seine Geschicklichkeit zu Pferde zu steigen und es zu regieren. Karl begehrte ihn vom Herzoge von Savoyen, und erhielt ihn. Bayard stolz auf eine solche Auszeichnung strengte jetzt alle seine Kräfte an, sie zu verdienen. Er erhielt den Zunamen Piquet, und wurde dem Herrn von Ligny empfohlen, der seine militärische Erziehung vollendete. Bayard machte seinem Meister Ehre. Es waren ohngefähr drey Jahre, seit er bei dem französischen Könige war, als ein Ritter von Burgogne, Claude von Vaudrai,

nach Lyon kam, um zu Pferde und zu Fuße Jeden herauszufordern. Er hieng der Gewohnheit nach seinen Schild auf, um diejenigen zu bekämpfen, die ihn berührten. Bayard, der seit drei bis vier Tagen nicht mehr Page war, berührte ihn zuerst. Der Ritter sah mit einer Art Mitleid auf seine Jugend herab, aber Bayard bekämpfte ihn tapfer, und überwand ihn in Gegenwart des Königs und aller Damen, die ihm den Preis und die Ehre gaben, welche er gewonnen hatte. Dieser Anfang versprach Vieles. Ligny schickte ihn nach Aire, wo seine Kompagnie lag. Der junge Ritter kämpfte hier bei einem Turniere, und bei einem Streite für die Liebe der Damen mit, und besiegte alle seine Nebenbuhler. Da aber er die Kosten aller dieser ritterlichen Spiele trug, so nahm er keinen Preis, sondern gab ihn denen, die sich nach ihm am besten gehalten hatten.

Als Karl VIII. mit einer zahlreichen Armee zur Eroberung Neapels aufbrach, befand sich Bayard in seinem Gefolge, und that Wunder der Tapferkeit, besonders in der Schlacht bei Fournoue. Er gab dem König eine Liste der Reiter welche er gefangen hatte, und erhielt fünfhundert Pfund Lösegeld.

Nach Karls Tode war Bayard Ludwig dem XII. nicht weniger nützlich. Als auch dieser Fürst nach Italien zog, ward Bayard einer seiner ersten

Anführer. Vor Mayland besiegte und tödtete er einen italienischen Ritter Hiacinthus Simoneta, der einen Franzosen zum Streite aufgefordert hatte; dann trug er Vieles zur Eroberung von Mayland bei. Immer nach Ruhm geizend hielt er in Italien ein Turnier zur Ehre der Dame von Fluxas, die er mit edler Liebe liebte, wo er den Preis und das Lob aller Anwesenden davon trug, wie er überhaupt in den Spielen und Kämpfen des Degens und des Streitens seines Gleichen nicht hatte.

In der Schlacht bei Novara, und bei der Eroberung des Königreichs Neapel gab Bayard neue Proben seiner Tapferkeit. Bei einer verlorenen Schlacht hielt er allein auf einer Brücke zweihundert Ritter auf, und verwehrte ihnen den Uebergang; zwei der hartnäckigsten stürzte er in den Fluß Garilan, und als Hülfe herbei kam, schlug er die zweihundert Reiter in die Flucht; die Spanier sagten deßwegen: Nicht ein Mensch, ein Teufel habe hier gefochten. Selbst Gonsalvo von Cordova, der brave spanische Anführer lobte unsern Helden öffentlich: »Frankreich,« sagte er, »hat Soldaten, aber wenige Bayards.«

Bayard war überall, wo man sich schlug. Er ging mit Ludwig XII. gegen die Genueser, dann gegen die Venetianer, begleitete den König nach Cremona, kam der Gräfinn von Mirandola zu Hülfe, und hätte den Pabst Julius II. bald gefangen ge-

nommen, der, sagt ein alter Historiker, vor ihm das Furchtfieber bekam. Endlich erhielt er vor Brescia einen Lanzenstich, in den Schenkel, und wurde gefährlich verwundet. Der Hausinhaber, bei welchem Bayard einquartiert worden war, wurde dadurch von der Plünderung befreyt, und ließ dem braven Ritter durch seine beiden Töchter eine Summe von zwei tausend Pistolen antragen. Bayard nahm das Geschenk an, und bat dann die beiden Fräulein es zum Heirathsgute anzunehmen.

Bayard wußte nicht allein die Feinde, er wußte auch sich selbst zu besiegen. In der Blüthe seines Alters und seiner Kräfte, verliebte er sich mit der größten Heftigkeit in ein junges Frauenzimmer in Grenoble, bei welcher er wohnte: sie war arm, und hatte eine Mutter, der Geld mehr als Rechtschaffenheit galt, die also selbst ihre Tochter zu ihm führte. Kaum hatte ihn aber die Mutter verlassen, als sich die Tochter thränend zu seinen Füßen warf. »Ach!« rief sie, »entehren Sie eine unglückliche Beute des Elends nicht, zu deren Vertheidigung sie Ihre Tugend aufruft.—« »Stehen Sie auf,« erwiederte Bayard gerührt, »Sie werden so tugendhaft und glücklicher von mir gehen, als Sie gekommen sind. Er führte sie in einen sichern Ort, ließ ihre Mutter kommen, und nachdem er ihr Vorwürfe über ihr Betragen gemacht hatte, gab er ihr sechshundert Franken, ihre Tochter an einen

Mann zu verheirathen, den sie liebte; hundert Thaler setzte er noch für die Kleider und Hochzeit hinzu.

Bald darauf zeichnete er sich in der Schlacht vor Ravenna wie gewönlich durch seine Tapferkeit aus. Um ihn für seinen Muth und seine Dienste zu belohnen, gab ihm der König das Gouvernement der Dauphiné, und schickte ihn in der Folge mit dem Herzoge von Longueville zur Belagerung von Pampelona. Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich war er bei dem berühmten Tage der Spornen, wo die Franzosen von den Engländern und Burgundern geschlagen wurden. Bayard konnte sich nicht zu einer feigen Flucht entschließen. Bloß von fünfzehn Tapfern unterstützt, hielt er lange Zeit mehrere beträchtliche Corps zurück; als er sich endlich ergeben mußte, that er dieß auf eine ganz eigene Art. Er sah von weitem einen Edelmann, der, weil er die feindliche Armee geschlagen und flüchtig sah, seine Waffen abgelegt hatte, und unter einem Baume ruhte. Auf diesen sprengte er gerade zu, setzte ihm den Degen auf die Brust, und rief: Ergieb dich oder du bist des Todes. Der Engländer mußte sich ohne Widerstand ergeben, und fragte nur nach dem Namen seines Siegers. »Ich bin,« antwortete dieser mit einem sanfteren Tone, »der Ritter Bayard, der Euch Euern Degen mit dem seinigen überreicht, und sich zu Euerem Gefangenen

macht.« Einige Tage darauf wollte der Ritter weggehen. Und Euer Lösegeld? sagte der Engländer. — Und das Eurige? sagte Bayard. Ich nahm euch früher gefangen, als ihr mich: ich hatte Euer Wort eher, als Ihr das meinige. Der sonderbare Streit kam vor den Kaiser und den König von England: sie entschieden, daß die wechselseitige Verbindlichkeit sich aufheben sollte.

Ludwigs XII. Heirath hatte den Frieden herbeigeführt; es gab nun prächtige Waffenspiele und Turniere, wo sich der Ritter immer seines großen Ruhmes würdig betrug. Nach dem Tode Ludwigs XII. kriegte Franz I. wieder in Italien, wie seine Vorfahren. Bei Marignan stritt Bayard gegen die Schweizer an des Königs Seite. Erstaunt über Bayards Tapferkeit wollte Franz I. durch ihn zum Ritter geschlagen werden. Bayard vertheidigte Mezieres gegen sechs Wochen, einen schlecht befestigten Platz, gegen vierzigtausend Mann und vier tausend Reiter. Der Kriegsrath des Königs hatte beschlossen, diese Stadt zu verbrennen, die nicht im Stande zu seyn schien, eine Belagerung auszuhalten. Bayard widersetzte sich hierin Franz I. »Es gebe,« sagte er »keinen so schwachen Platz, daß ihn herzhafte Leute nicht vertheidigen könnten.« Diese Vertheidigung brachte ihm so viel Ehre, daß bei seiner Rückkunft nach Paris der König mit allen

Prinzen hinter ihm ging, und ihm einen ordentlichen Triumphzug gewährte.

Admiral Bonnivet hatte sich nach Italien begeben; 1523 folgte ihm Bayard dahin. Im folgenden Jahre erhielt er bei der Retirade von Rebec einen Musketenschuß, der ihm das Rückgrat zerbrach. »Ach Jesus, mein Gott!« schrie er, »ich bin verwundet.« Er bat die Umstehenden, ihn, mit dem Gesicht gegen den Feind gekehrt, an einen Baum zu lehnen. »Ich habe nie,« sagte er, »dem Feinde den Rücken gewiesen, und will am Ende meines Lebens nicht anfangen, es zu thun.« Er nahm seinen Degen, küßte das Kreuz daran, und beichtete, weil kein Priester da war, einem Edelmanne aus dem Gefolge. Als der feindliche General Pescara und der Connetable von Bourbon, der Frankreichs Dienst verlassen hatte, den Helden noch lebend fanden, blieb der Letztere einen Augenblick stehen, und weinte über das Schicksal eines Helden, dem seine Tugend den Beinamen: ohne Furcht und Tadel, erworben hatte. Bayard aber sagte ihm mit rauher Stimme: »Nicht mich müßt ihr beklagen, aber euch, da ihr gegen eure Gelübde, euern Fürsten und euer Vaterland die Waffen führt.« Bald darauf verschied er in einem Alter von acht und vierzig Jahren.

Obgleich er nie eine Armee befehligt hatte, so betrauerten ihn doch die Truppen, als ob sie den besten General verloren hätten. Mehrere Offiziere

und Soldaten ließen sich geflissentlich gefangen neh-men, den Ritter noch einmal zu sehen. Der Feind, eben so großmüthig, wollte sie nicht als Gefangene behalten. Man schickte seinen Körper, nachdem er einbalsamirt war, nach Grenoble, seinem Vaterlande. Der Herzog von Savoyen ließ ihm fürstliche Ehren erweisen, und durch seinen Adel bis an die Grenze begleiten.

Bayard war der letzte französische Ritter. Nach ihm blieben nur noch wenige Spuren dieser alten und berühmten Einrichtung. Er hatte diese einfache Tugend und diesen reinen Heroismus, die sich so selten vereint finden, und der, wenn wir den Nachrichten darüber glauben, weniger verfeinerte Zeiten so vortheilhaft auszeichnete.

Raphael,

der größte Maler.

Geboren 1483. Gestorben 1507.

Raphael Sanzio wurde zu Urbino geboren. Sein Vater war ein sehr mittelmäßiger Maler, der ihn mit Fayancemalen beschäftigte. Da er aber bei seinem Sohne große Anlagen bemerkte, so gab er

ihn zu Perugino, einem berühmten Maler dieser Zeit. Der Schüler wurde bald dem Meister gleich, und studirte nun die vorzüglichsten Meisterstücke. Michael Angelo war schon sehr berühmt: Raphael ging in eine Kapelle, welche der erstere malte, um die Manier dieses Meisters zu studiren. Seit dieser Epoche nahm er nicht mehr Perugio, sondern die schöne Natur zu seinem Muster.

Auf die Empfehlung des Bramante, eines berühmten Baumeisters, ließ der Papst Julius II. Raphael im Vatikan arbeiten, und das Gemälde: die Schule Athens, dieses Meisterstück, verschaffte ihm seinen größten Ruhm. Franz I., König von Frankreich, wollte jetzt von Raphael, den er so rühmen hörte, einen heiligen Michael besitzen. Raphael malte ihn, und der König fand das Gemälde so schön, daß er dem Künstler seine Zufriedenheit darüber bezeigte, und ihm eine beträchtliche Summe schickte. Raphael war sehr uneigennützig, die Summe schien ihm zu groß; er, so großmüthig als dieser Fürst, malte eine heilige Familie, und bat den König, sie günstig aufzunehmen. Dieser Zug gefiel Franz I. außerordentlich; er schickte Raphael eine doppelt so starke Summe als das erstemal, und setzte noch ein sehr schmeichelhaftes Kompliment hinzu. »Die berühmten Künstler, sagte er, theilen die Unsterblichkeit mit den Großen, sie können mit ihnen darüber unterhandeln. Zu gleicher Zeit lud

Franz I. Raphael ein, nach Frankreich zu kommen, wo er ihm eine ehrenvolle und einträgliche Aussicht öffnete. Aber Leo X. fürchtete, ihn zu verlieren, und hielt ihn durch einen beträchtlichen Gehalt in Rom fest. Raphael wollte also dem französischen Könige noch einmal seine Dankbarkeit bezeigen, und malte ihm die Verklärung Christi, dieses Meisterstück der Malerkunst. Das war Raphaels letztes Werk; er legte nicht einmal mehr die letzte Hand daran, und das Gemälde blieb nach seinem Tode in Rom, von wo es im letzten Kriege nach Paris kam. Er starb in seinem vier und zwanzigsten Jahre, weil er seiner Leidenschaft für die Weiber keine Schranken setzen konnte.

Gustav Wasa,

König von Schweden.

Geboren 1490, Gestorben 1560.

Gustav, der Sohn des Erik Wasa, Herzogs von Gripsholm, kam durch einen seltenen Muth zur Krone. Christiern, König von Dänemark, hatte sich Schwedens bemächtiget, 1520, und ließ den jungen Herzog zu Kopenhagen einsperren. Kühn

und unternehmend fand Gustav Mittel, aus seinen Ketten zu entwischen, und floh in die Gebirge von Dalekarlien, wo er lange herumirrte. Sein Führer beraubte ihn, und so war er ganz verlassen. Gustav war über sein Schicksal erhaben: ohne Widerstand arbeitete er in den Kupferminen; doch verzweifelte er an nichts, und dachte immer daran, sein Vaterland zu rächen. Endlich empörte er die Dalekarlier, stellte sich an ihre Spitze, verjagte Christiern, und nahm Stockholm. In dem Enthusiasmus ihrer Bewunderung erwählten ihn die Schweden 1523 zum König. Er war würdig über Menschen zu gebieten, und seine großen Talente erhoben Schweden zu einem bedeutenden Range unter den Staaten Europas. Endlich ließ er 1554 die Krone für erblich erklären, und setzte, nebst der Einführung der Reformation, zugleich auf dem Reichstage zu Westerås das Gesetz durch, daß die Bischöfe vom Reichsrathe ausgeschlossen wurden, daß vieles, was an Kirchen und Klöster gekommen, vom Könige zurückgefordert, und zugleich von diesem die Einkünfte der Bischöfe bestimmt werden konnten. So verbesserte Gustav seine Finanzen, und gab dem Reiche durch seine vortrefflichen Einrichtungen beinahe eine andere Gestalt; nur schadete er dem Lande durch zu große Appanagen für seine Söhne anderer Ehe. Er war ein großer Mann, zur Ehre seiner Nation und seines Jahrhunderts geboren, der keine Laster, wenige Fehler,

große Tugenden und Talente hatte. Er starb 1560 in einem Alter von siebenzig Jahren.

Franz I., König von Frankreich.

Geboren 1494. Gestorben 1547.

Ludwig XII. war ohne männliche Erben gestorben, und die Krone gehörte nun Franz, dem Grafen von Angouleme, zu; er erhielt sie als er erst ein und zwanzig Jahre alt war.

Ludwig XII. hatte eine neue Unternehmung gegen das Mayländische vorbereitet, Franz I. wollte sie ausführen; als er kein Geld dazu vorfand, verkaufte er die Stellen, sich welches zu verschaffen. Der Kaiser Ferdinand, König von Arragonien und Leo X. hatten ein Bündniß geschlossen, Sforza auf dem Herzogsstuhle von Mailand zu erhalten, und der Kardinal von Sion hatte dort schon die Schweizer einrücken lassen, um das mailändische Gebiet mit fünfzigtausend Mann zu vertheidigen, und da die vereinigten Fürsten schon eine so große Macht aufgebracht sahen, vermehrten sie selbe nicht mehr. Die Schweizer besetzten jetzt alle Alpenzugänge,

aber die Franzosen drangen durch einen Landweg ein, welchen ein Bauer dem Könige entdeckte. Der Marschall von Chabannes überfiel Prosper Colonna, als sich dieser eben mit den Schweizern vereinigen wollte, und machte ihn mit seiner Reiterei zu Gefangenen. Als sich die Schweizer ohne Hülfe sahen, machten sie einige Vergleichsvorschläge; aber der Kardinal von Sion kam an, brach die Unterhandlung ab, und sie zogen nun an der Küste von Marignan hin, wo man sie in guter Ordnung erwartete. Der Angriff geschah von beiden Seiten mit vieler Heftigkeit, und die Schlacht dauerte zwei Tage. Franz zeichnete sich darin rühmlich aus: sein Pferd war verwundet und seine Waffen zerbrochen. Endlich siegten die Franzosen; Sforza verließ Mailand und ging nach Frankreich, wo er starb.

Genua hatte sich für Frankreich erklärt; Leo X. sah den König bei Bologna, und machte Frieden; dafür schloß er mit Frankreich ein Konkordat ab. Auch mit den Schweizern wurde ein Vergleich eingegangen: für eine beträchtliche Summe versprachen sie, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen.

Im folgenden Jahre unterzeichnete Franz I. und Karl V. zu Noyon einen Friedenstraktat, der aber durch den Tod des Kaisers Maximilian bald gebrochen wurde. Karl und Franz strebten zugleich

nach der Krone; Karl erhielt sie, und der Krieg fing von neuem an.

Während Karl nach England geht, mit Heinrich VIII. wegen eines Bündnisses unterhandelt, nimmt Franz Navarra, das er aber in einem Augenblick wieder verliert. Die Kaiserlichen nehmen Mouzon, Bayard entsetzt Mezieres; aber Mailand geht verloren, und das Haus Sforza wird dort wieder eingesetzt. Der römische Hof, der Kaiser, der König von England, Ferdinand von Oesterreich, der Herzog von Mailand, Florenz und Genua waren jetzt gegen Frankreich verbunden. Der tapfere Connetable von Bourbon, der Frankreich jetzt so wichtig war, wurde gezwungen zum Kaiser zu flüchten, und Bonnivet, der an seine Stelle nach Italien geschickt wurde, völlig geschlagen. Bourbon und Pescara nahmen darauf Toulon, und belagerten Marseille.

Franz eilte der Provence zu Hülfe, vertrieb die Feinde, und wendete sich darauf nach Mailand. Er belagerte Pavia im Winter, und schwächte seine Armee, indem er einen Theil gegen die Küste von Neapel hinziehen ließ. Bourbon wußte diesen Fehler zu benutzen, er lieferte ein Treffen. Franz wehrte sich verzweifelt, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, er selbst tödtete mit eigener Hand sieben oder acht Feinde, und erlag erst dann, als ihn eine sehr überlegene Menge umringte,

und einer seiner Offiziere, Pomperan, ihn auf den Knien bat, sich zu ergeben. Zu gleicher Zeit erschien der Connetable von Bourbon, und der König, wüthend vor Zorn, verwünschte ihn, und betheuerte, daß er sich nur dem kaiserlichen General Lannoy ergeben wolle. Dieser bekam denn auch seinen Degen, und Franz schrieb an seine Mutter: »Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.«

Karl V. schrieb seinem Gefangenen harte Bedingungen vor: er sollte Burgund zurückgeben, dem Herzoge von Bourbon die Provence und Dauphiné abtreten, auf alle seine Besitzungen in Italien Verzicht thun, und den König von England fur seine Ansprüche auf französische Provinzen entschädigen. Lieber, sagte Franz, wolle er seine Tage im Gefängnisse beschließen. Aber endlich schien er doch nachzugeben. In dem Madrider Vertrage trat Franz Burgund und seine Souveränitätsrechte auf Artois und Flandern ab, und machte sich verbindlich, in das Gefängniß zurückzukehren, wenn Burgund nicht in vierzehn Tagen übergeben wäre. Franzens zwei Söhne oder der Dauphin mit vielen Vornehmen Frankreichs sollten zu Geißeln dienen. Die beiden Söhne wurden also den Spaniern übergeben; aber Franz kaufte sie mit zwei Millionen los, und gab vor, wegen der übrigen Punkte müsse er erst seine Landstände zusammenberufen.

Statt dessen aber bildete Franz eine Verbindung mit dem Papst, Venedig und den andern italienischen Staaten, um die Fortschritte des Kaisers aufzuhalten. Franz, die Seele dieses Bundes, schickte Lautrec, der einen Theil der Lombardie nahm, und sich Neapels bemächtigt haben würde, wenn nicht eine Pest sein Heer geschwächt hätte. Andreas Doria hatte die kaiserliche Flotte geschlagen, in der Folge fiel er von Frankreich ab. Alles das führte den Frieden herbei, der 1528 zu Cambray geschlossen wurde. Der König von Frankreich that zum Theil auf seine Ansprüche Verzicht, und heirathete Eleonore, die Wittwe des Königs von Portugal und Schwester des Kaisers.

Kaum war der Friede geschlossen, als Franz neue Feinde gegen den Kaiser zu erregen suchte. Mailands Besitz blieb für Franz noch immer zu reizend; 1535 ging er wieder nach Italien, und nahm Savoyen, während der Kaiser in die Provence einfiel, Marseille belagerte, und zurückgeschlagen wurde. Franz vereinigte sich sogar mit Solymann II. Endlich doch des ewigen Krieges müde, schloß er mit Karl V. einen Waffenstillstand auf zehn Jahre.

Die Genter hatten sich empört, und trugen Franz I. an, sich ihm zu ergeben; er wieß nicht nur dieses Erbieten ab, sondern gestattete selbst Karl den Durchzug durch seine Staaten, mit der einzigen Bedingung, daß er ihn mit Mailand be-

lehnte. Als Karl wieder in seine Staaten zurückgekehrt war, wollte er auch dieses Versprechen nicht halten, und es entstand ein neuer Krieg. Franz schickte von neuem Truppen nach Italien und in die Niederlande. Der Graf von Enghien schlug die Kaiserlichen bei Cerizole, 1544, und machte sich zum Herrn von Montferrat. Frankreich, mit Barbarossa und Gustav Wasa vereinigt, versprach sich die größten Vortheile; aber Karl V. und Heinrich VIII. zerstörten durch einen Einfall in Champagne und die Picardie alle diese Aussichten. Schon war der Kaiser zu Soissons, und der König von England hatte Boulogne genommen, als zu Crespi, 1544, der Friede mit dem Kaiser geschlossen wurde, auf den auch bald eine Versöhnung mit England erfolgte. Der König starb 1547 in einem Alter von drei und fünfzig Jahren. Er war zwar kein großer Regent in politischer Hinsicht, aber ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften. Zu Fontainebleau legte er zuerst die Nationalbibliothek an. Johann Lascaris, der sich aus den Ruinen von Konstantinopel gerettet hatte, wurde von ihm in die Levante geschickt, dort Bücher und Manuscripte zu sammeln; die königliche Druckerei wurde gegründet, und ein Collegium für die lateinische, griechische und hebräische Sprache, die Mathematik, Medizin und Philosophie gestiftet. Man hat von dem Könige selbst einige Gedichte, die zu seiner Zeit nicht ohne Werth waren.

Karl V.

römischer Kaiser.

Geboren 1500. Gestorben 1559.

Karl V. wurde zu Genf geboren, war der Enkel Kaiser Maximilians, und Sohn Philipps Erzherzogs von Oesterreich, und Johanna von Castilien, der einzigen Tochter Ferdinands und Isabellas. Nach dem Tode seines Vaters, wurde er Erzherzog 1506, darauf 1516 zum Könige von Spanien erklärt, und drei Monate darauf zum Kaiser erwählt. Wir haben die Kriege gesehen, welche deßwegen mit Franz I. entstanden. Als dieser letztere gefangen wurde, kam Karl lange nicht zu ihm, weil eine solche Zusammenkunft, wie er sagte, beide in Verlegenheit setzen müßte. Erst als Franz I. aus Verdruß darüber krank wurde, besuchte ihn Karl V., war sehr höflich, gab ihn aber doch nicht frei, so wenig als den Pabst, der beim Sturm von Rom gefangen genommen worden war, und für dessen Befreiung der Kaiser, sonderbar genug, in allen öffentlichen Kirchen bethen ließ. Nachdem

Karl seine Kriege in Europa geendigt hatte, gieng er mit mehr als fünfzigtausend Menschen nach Afrika, nahm Golette, und schlug den berühmten Barbarossa. Dieser Sieg öffnete ihm die Thore von Tunis, wo er Muley Hassan auf den Thron setzte, und zwei und zwanzig tausend christlichen Sklaven die Freiheit gab. Karl war immer voraus, immer an der Spitze. Der Marquis du Guast mußte ihm sagen: »Als Feldherr befehle ich Ihnen, sich mit der Fahne in die Mitte des Heeres zu begeben, und Karl gehorchte. Sonst war sein Charakter unbiegsam; in dem Kriege mit den Protestanten war ein Mal ein Mann von außerordentlicher Größe vor das Lager gekommen, der immer mit vielen Schimpfwörtern die tapfersten Kaiserlichen herausforderte. Karl ließ bei Lebensstrafe verbieten, sich in ein Gefecht einzulassen; ein Soldat Namens Tamayo konnte aber am Ende diese Unverschämtheit nicht mehr ertragen, ging aus dem Lager, und tödtete den neuen Goliath. Mit dem Kopf des Ermordeten warf er sich Karl zu Füßen und bat um Gnade; aber umsonst. Vergebens verwendeten sich die vornehmsten Offiziere für ihn; er sollte sterben. Da empörten sich die spanischen Truppen; nun jetzt erst schickte ihn Karl zum Herzoge von Alba, der ihm auch verzieh.

Nach seiner Rückkunft aus Afrika fiel Karl wieder in Frankreich ein, schloß doch zu Nizza einen

Waffenstillstand auf zehn Jahre, und zog bald darauf, auf Franzens Großmuth vertrauend, durch dessen Staaten, die empörten Gentner zu bezwingen. Es entstand wie wir gesehen haben, ein neuer Krieg, den der Friede zu Crespi endete.

Nun begann ein neuer Krieg mit den Protestanten, in welchem Karl, so klug und vorsichtig er sich auch dabei betrug, von Moriz von Sachsen, und Joachim Churfürst von Brandenburg, vereinigt mit Heinrich II., Franz des I. Nachfolger, zum Paßauer Frieden 1552 gezwungen wurde. Eben so unglücklich war Karl vor Metz, das er mit hundert tausend Mann belagerte, und doch nicht einnehmen konnte.

Während sich Karls Kräfte so verminderten, faßte er den Entschluß, die Regierung seiner Staaten niederzulegen. Zuerst trat er Spanien und die Niederlande seinem Sohne Philipp ab. Er versammelte zu diesem Ende die Stände in Brüssel, stellte ihnen vor, was er seit seinem siebenzehnten Jahre gethan habe, sprach von seinen Reisen, Friedensschlüssen, Kriegen und Bündnissen. Er setzte hinzu, alles das sey zur Vertheidigung der Religion und des Staates geschehen, und sey wohl gelungen, so lange er noch Gesundheit und hinlängliche Kräfte gehabt habe. »Aber jetzt,« sagte er, »fühle ich mein Ende nahe: statt eines schwachen Alten, gebe ich euch einen jungen und verdienstvollen Fürsten.«

Ein Jahr darauf hielt Karl eine noch viel zahlreichere Versammluug, in welcher er der Regierung ganz entsagte, und sich ins Privatleben zurückzog. Aber Karl hatte sich zu viel und zu thätig mit der Welt und Politik beschäftigt, als daß ihm dieß unthätige Leben nicht bald hätte beschwerlich fallen, und er seine That bereuen sollen; besonders da ihn mehrere Thatsachen überzeugten, daß mit der Regierung auch sein ganzes Ansehen beinahe verschwunden war.

Karl hatte das Kloster St. Just in Estremadura zu seinem Aufenthalte gewählt. Spazierengehen, Blumenpflege, mechanische Beschäftigungen und fromme Uebungen füllten hier seine ganze Zeit aus. Er gab sich alle Freitage mit den übrigen Geistlichen die Disciplin. Eines Morgens, als er die Geistlichen aufwecken mußte, rüttelte er einen Novizen sehr stark, der im tiefsten Schlafe lag; der junge Mensch sagte voll Ärger: »Ihr habt nicht allein die Welt in Verwirrung gebracht, ihr laßt auch jene nicht in Ruhe, welche sich daraus geflüchtet haben.«

Karl hatte zuweilen sonderbare Einfälle, so wollte er eines Tages sein eigenes Leichenbegängniß sehen. Er legte sich in einen Sarg, ließ diesen mitten in die Kirche setzen, sich ein Todtenhemd anziehen, und eine Menge Wachslichter rings her-

um anzünden. Man sang Todtengesänge, und er hörte alle Gebete für die Verstorbenen.

Zwei Jahre darauf starb er in einem Alter von neun und fünfzig Jahren, nachdem er acht und dreißig als Kaiser, und vier und vierzig als König von Spanien regiert hatte.

Camoens,

ein sehr berühmter portugiesischer epischer Dichter.

Geboren 1517. Gestorben 1579.

Ludwig Camoens, von einer alten spanischen Familie wurde zu Lissabon geboren. Er kam an den Hof des Königs Emanuel in den ersten Jahren seiner Regierung; also zu einer Zeit, wo Portugalls Flor und Ruhm am höchsten stand.

Camoens war lebhaft, und den Frauenzimmern geneigt, er zog sich mehrere Händel zu, seine Galanterien machten Aufsehen; sich zu rächen, schrieb er Satyren, und wurde nach Santarena in Estremadura verbannt. Er besang wie Ovid, seine Verbannung und schrieb sie feinen Fehlern zu. Als eine Flotte auslief, um Ceuta in Afrika zu

unterstützen, erhielt er die Erlaubniß darauf zu dienen. Nachdem er in einem Kampfe ein Auge verloren hatte, kam er nach Portugall zurück; schiffte sich aber von neuem nach Goa ein. Sein Geist und sein angenehmes Betragen machten ihm dort bald Freunde, aber seine satyrische Laune zog ihm wieder viele Feinde zu; und er wurde auch aus Goa verwiesen, aus einem Orte, den man selbst für die ärgste Verbannung ansehen konnte. Einige Zeit schmachtete er in einem barbarischen Winkel an den Gränzen von China, wo die Portugiesen eine kleine Niederlassung hatten, und die Stadt Macao zu bauen anfiengen. Hier verfaßte er sein Gedicht, die Lusiade, welches von der Entdeckung Indiens handelt.

Er erhielt zu Macao selbst eine kleine Anstellung, kehrte von da in der Folge nach Goa zurück, litt an der chinesischen Küste Schiffbruch und rettete sich, wie man sagt, indem er mit einer Hand schwamm, und mit der andern sein Gedicht empor hielt. Bei seiner Zurückkunft wurde er ins Gefängniß geworfen, und mußte einem geizigen und stolzen Gouverneur nach Afrika folgen. Endlich kam er mit seinem Gedicht in Lissabon an; und erhielt eine kleine Pension von etwa vier hundert Gulden, die ihm aber nicht lange ausbezahlt wurde.

Sein Gedicht, als es öffentlich erschien, erregte großes Aufsehen, aber während man ihn mit

Lobreden überhäufte, blieb er doch im größten Elende, und der Dichter, der doch schon als Soldat seinem Vaterlande viele Dienste geleistet hatte, mußte vom Almosen leben. Endlich zogen ihn Mangel und Verdruß eine Krankheit zu, gegen die er nur im Hospital Rettung suchen konnte, und in der er 1579 in seinem zwei und sechszigsten Jahre starb. Ein einziger Sklave war ihm treu, und bis zu seinem Tode bei ihm geblieben.

Kaum war er todt, als man prächtige Grabschriften auf ihn machte, und ihn unter die großen Männer setzte. Man schrieb auf sein Grab: »Ludwig Camoens, der Dichterfürst seiner Zeiten,« und einige Städte zankten sich um die Ehre seiner Geburt. Es ging ihm beinahe wie Homer, beide beweisen, daß man nicht durch Genie glücklich werde.

Der Dichter hat sich eine eigene Art des Heldengedichtes gebildet. Er führt die portugiesische Flotte um die Mündung des Ganges, er beschreibt im Vorbeigehen die abendlichen Küsten, das Mittägige und Oestliche von Afrika, und die verschiedenen Völker, welche diese Gegenden bewohnen, und mit Kunst mischt er die Geschichte Portugalls hinein. Im dritten Gesange sieht man den Tod der berühmten Ignez von Castro, Gemahlin des Königs Pedro, eine der allerschönsten Stellen des Gedichtes. Die Einfachheit desselben ist zuweilen durch neue und

prächtige Erdichtungen gehoben. Hier nur eine zur Probe:

Als die Flotte das Vorgebirge der guten Hoffnung erreichen soll, damals das Vorgebirge der Ungewitter genannt, sieht man auf einmal ein schreckliches Wesen. Es ist ein Geist, der sich aus dem Grunde des Meeres erhebt; sein Haupt reicht an die Wolken, Stürme, Winde und Donner toben um ihn, seine Arme ragen weit über die Fläche der Gewässer hin: — dieses Ungeheuer ist die Gottheit oder der Wächter dieses Meeres, dessen Wogen nie ein Schiff durchschnitten hatte. Er beklagte sich über die Kühnheit der Portugiesen, daß sie ihm die Herrschaft seiner Meere entreißen wollten, und verkündigte ihnen alle Beschwerden, die sie bei ihrem Unternehmen noch auszustehen haben würden.

In einer andern Dichtung steigt eine bezauberte Insel aus dem Meere: die Portugiesen landen darauf, und genießen alle Gattungen des Vergnügens in Gesellschaft der Venus und der Nereiden. Ueberhaupt hat der Dichter überall, und gewiß fehlerhaft, heidnische Götter mit christlichen Heiligen vermischt. Aber seine glühende Einbildungskraft und sein schöner Ausdruck lassen diesen Fehler vergessen. Wie die Schönheit der Ausführung Paul Veronese unter die großen Maler gesetzt hat, wenn er gleich Schweizer und Benediktiner bei Gegenständen aus dem alten Testamente anbrachte.

Tasso,

ein italienischer epischer Dichter.

Geboren 1544. Gestorben 1595.

Torquato Tasso wurde seinem Vater, Bernardo Tasso, den 11. März 1544 zu Sorrento, nicht weit von Neapel, geboren. Schon in seinen ersten Jahren zeigte er, was er in der Folge werden würde; mit sechs Monaten soll er sogar schon geredet, und mit drei Jahren die Grammatik studirt haben. Mit vier Jahren schickte man ihn in die Schule, mit sieben konnte er schon vollkommen Latein, und verstand so ziemlich griechisch.

In seinem neunten Jahre mußte er mit seinem Vater aus dem Neapolitanischen flüchten, und machte Verse auf sein Unglück. Sein Vater, der dem Prinzen von Salerno folgen mußte, in dessen Diensten er stand, ließ Torquato zuvor in den Händen eines Freundes zurück, der die seltenen Anlagen des Knaben sorgfältig ausbildete. Nach dem Tode des Prinzen schickte Bernardo seinen Sohn nach Padua, dort die Rechte zu studiren. Der junge Tasso machte Fortschritte; aber mitten unter


Taſſo
Heinrich IV.
Shakeſpear
Wallenſtein
Richelieu
Mazarin

diesen ernsten Studien verfaßte er sein erstes Gedicht, »Renaud,« das man als Vorläufer des befreiten Jerusalems ansehen muß. Der Ruf, welchen er sich durch dieses Werk erwarb, bewog ihn, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Sein Vater, der selbst Dichter war, und wußte, daß die schönen Wissenschaften eben nicht am besten belohnen, wollte ihn davon abbringen, aber vergebens; der junge Dichter war von der Akademie der Atheräer angenommen worden, und legte sich nun den Namen der Reuige bei, weil er so viele Zeit mit der Rechtswisseuschaft verschwendet habe.

Mit zwei und zwanzig Jahren fing er sein befreites Jerusalem an. Von den Anerbietungen Alphons II., Herzogs von Ferrara, und seines Bruders Ludwig, des Kardinals von Este, bewogen, ging er nach Ferrara, und wohnte im Pallaste des Herzogs, welchem er auch sein Gedicht zueignete. Einige Zeit darauf gab er die vier ersten Gesänge unter dem Namen Gottfried heraus. Sein Ruhm drang jetzt schon in ferne Gegenden, und als er im Gefolge des Kardinals von Este nach Frankreich kam, wurde er von Karl IX., welcher die schönen Wissenschaften mit Auszeichnung liebte, sehr wohl aufgenommen.

Während der sieben oder acht Jahre, die Tasso mit seinem befreiten Jerusalem zubrachte, schrieb er verschiedene andere Werke, unter andern das Schä-

fergedicht Amynta, welches viele schöne Stellen hat.

Das befreite Jerusalem fand den ungetheiltesten Beifall: es wurde ins Lateinische, Französische und selbst in die orientalischen Sprachen übersetzt. Tasso besaß den ausgebreitetsten, glänzendsten Ruhm, den je ein Dichter gehabt hatte, und war noch nicht dreißig Jahre alt. Jetzt verliebte er sich in Leonoren, die Schwester des Herzogs von Ferrara, und sie erwiederte seine Leidenschaft. Tasso vertraute das Geheimniß einem Edelmanne von Ferrara, der es nicht vorsichtig genug bewahrte. Der Dichter stellte ihn darüber zur Rede, und in der Hitze des Wortwechsels gab er ihm eine Ohrfeige. Ein Duell erfolgte: die drei Brüder des Edelmanns fielen aber Tasso zugleich mit diesem an; durch seinen Muth und seine Fertigkeit würden alle besiegt. Der Herzog von Ferrara, von diesem Auftritte unterrichtet, ließ Tasso ins Gefängniß setzen, und dieser, von Natur düster und zur Melancholie geneigt, gerieth hier in einen Zustand von Geistesverwirrung; er sah rings um sich Gefahren, Tod und Schreckbilder. Er fand endlich Mittel zu entfliehen, und ging nach Turin, wo er unter einem falschen Namen sicher zu seyn glaubte. Man erkannte ihn: der Herzog von Savoyen nahm ihn ehrenvoll auf; Tasso sah auch darin nur Heuchelei und das Bestreben, ihn an den Herzog von Ferrara auszuliefern; er floh also von

Turin nach Rom. Jetzt wollte er durchaus nach Sorrento gehen, obgleich damit die größte Gefahr verbunden war, nachdem er und sein Vater dort schon bei der Flucht des Prinzen von Salerno als geächtet erkannt worden waren, und dieser Spruch noch bestand. Aber Tasso wollte seine älteste Schwester nun einmal durchaus sehen, die zu Sorrento lebte; er ging zu Fuß dahin, wurde von ihr mit der äußersten Freude aufgenommen, und brachte dort einen angenehmen Sommer zu.

Mit Leonoren war Tasso immer im Briefwechsel geblieben: jetzt schrieb sie ihm, er möchte nach Ferrara zurückkommen, und versicherte, daß er von ihrem Bruder nichts mehr zu fürchten hätte; in einem zweiten Briefe befahl sie es ihm bestimmt. »Ich gehe,« sagte er zu seiner Schwester, »mich freiwillig wieder in die Ketten zu liefern.« Tasso wurde gut empfangen, aber — Leonoren durfte er nicht sehen. Das und die Vergleichung seines jetzigen Zustandes mit den Tagen seiner Jugend, fiel schwer auf ihn: er verließ Ferrara, irrte lange bloß bemitleidet von Stadt zu Stadt herum, und kam wieder nach Ferrara zurück, wo er auf Alphonsos Befehl als ein Kranker eingesperrt wurde. Jetzt stieg sein Uebel zu einem hohen Grade: er sah Erscheinungen und schreckliche Gestalten. Auch seine Dichterehre wurde von allen Seiten angefallen, und die Menge seiner Feinde verdunkelte seinen Ruhm; man gab

ihn bereits für einen schlechten Dichter aus. In allen diesen Unfällen verließ ihn die Liebe zu den Musen nicht: er schrieb in Versen und Prosa, und beantwortete die Kritiker seiner Werke mit Scharfsinn und Vernunft.

Endlich nach neun Jahren, die Tasso in beständiger Unpäßlichkeit, und sieben Jahren, die er im Kerker zugebracht hatte, wurde er in Freiheit gesetzt. Damals zwei und vierzig Jahre alt, ging er nach Mantua zu dem Herzoge Vinzenz von Gonzaga, von dort aus betrieb er sein Gesuch nach Neapel zurückkehren, und dort seine mütterlichen Güter zurückfordern zu dürfen. Er erhielt die Erlaubniß, kehrte zurück, und genoß einige Zeit eine Geistesruhe, die ihm seit zehn Jahren unbekannt gewesen war.

Der Neid fing an einzuschlafen; Tassos Ruhm erhob sich wieder. Man trug ihm Geld und Ehre an. Er wurde durch Clemens VII. nach Rom gerufen, der in einer Versammlung der Cardinäle beschlossen hatte, ihm die Lorbeerkrone und die Ehre des Triumphes zu geben. Tasso wurde zu Rom von zwei Cardinälen, und einer Menge Prälaten und angesehener Männer empfangen. Man führte ihn zur Audienz zum Pabste. Ich will, sagte dieser, daß ihr die Lorberkrone ehret, welche sonst alle geehrt hatten die sie trugen. Die Cardinäle Aldobrandini, Neffen des Pabstes, die Tasso liebten und ehrten, machten Zubereitungen zum Feste;

aber während dessen wurde Tasso krank, und starb den Tag vor der Feierlichkeit."

Die Zeit, welche mittelmäßige Werke zerstört, hat Tassos Gedichten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das befreite Jerusalem wird an mehreren Orten Italiens gesungen, wie ehemals Homers Werke in Griechenland; und die unpartheiische Nachwelt hat den Dichter mit dem Mäoniden Virgil in eine Klasse gestellt.

Heinrich IV.,

König von Frankreich.

Geboren 1553, Gestorben 1610.

Heinrich der IV. König von Frankreich und Navarra, wurde 1553 seinem Vater Anton von Bourbon, von Johanna d'Albret geboren, und erhielt eine kräftige und abhärtende Erziehung; später wurde er von la Gaucherie in den Kriegskünsten unterrichtet. Seine Mutter nahm 1566 die kalvinische Religion an, Heinrich folgte ihr und stellte sich an die Spitze der Empörer von Rochelle. Wie Heinrich vorausgesehen hatte, wurde die Schlacht bei Jarnac verloren, bald darauf die Kalvinisten

bei Montcontour geschlagen, und der Friede von St. Germain geschlossen, 1570.

Die schreckliche Blutnacht, wo so viele tausend Hugenotten fielen, sollte auch Heinrich verderben; es gelang ihm zu entfliehen, und 1576 stellte er sich von neuem an die Spitze der Hugenotten. Heinrich fand sich jetzt allen Gefahren und Beschwerden eines Bürgerkrieges ausgesetzt, sein Leben verfloß unter beständigen Gefechten, bis er 1587 die Schlacht bei Coutras gewann. Er konnte jetzt seinen Sieg verfolgen, wollte aber Heinrich III. noch immer als seinen König ehren, und ihn gegen die Guisen unterstützen, die endlich wirklich so mächtig und lästig wurden, daß Heinrich der III. den König von Navarra zu Hülfe rufen mußte. Die beiden Könige zogen vereint gegen Paris, als Heinrich III. von dem fanatischen Clement mit einem Messerstiche ermordet, und Heinrich von Navarra dadurch, seiner Geburt nach, König von Frankreich wurde. Ein Theil der Armee blieb darauf Heinrich getreu, ein anderer verließ ihn.

Heinrichs Gegner setzten ihm in dem Kardinale von Bourbon einen schwachen König entgegen. Der erstere siegte in mehreren Treffen, besonders in der Schlacht bei Jvry. Nachher blokirte der König Paris. Dort befanden sich damals ohngefähr zweimal hundert zwanzig tausend Menschen, die nach drey Monaten Mangel an Lebensmitteln

litten. Die Hungersnoth wurde unerträglich. Paris konnte sich nicht halten, wenn Heinrich nicht großmüthig genug gewesen wäre, den unnützen Menschen den Abzug zu erlauben, und seinen eigenen Soldaten gestattete, für ihre Freunde Lebensmittel in die Stadt bringen zu lassen.

Der Herzog von Parma, von dem spanischen Philipp II. mit einem Heere nach Frankreich geschickt, entsetzte Paris; aber bald darauf bestätigten auch Heinrichs Feinde ihn in seiner Regierung: doch mußte er vorher zur katholischen Religion übertreten 1593.

Im Jahre 1593 gab Heinrich IV. das Edikt von Nantes, wodurch den Calvinisten freie Religionsübung zugesichert worden war, und zog nun gegen die Spanier. Die letzten wurden 1597 geschlagen, von Amiens verjagt, und 1598 der Friede zu Vervins geschlossen. Seit diesem Tage bis zu Heinrichs IV. Tode, war Frankreich weder in einen auswärtigen noch bürgerlichen Krieg verwickelt, 1600 den Kampf gegen den Herzog von Savoyen ausgenommen, der sich mit einem vortheilhaften Vertrage schloß. Heinrich blieb noch immer vielen mörderischen Angriffen ausgesetzt; mehr als fünfzig Verschwörungen erhoben sich gegen ihn, unter denen sich Geliebte und Freunde des Königs befanden. Alle diese Unternehmungen scheiterten, bis endlich 1610 Ravaillac den höllischen Anschlag

ausführte. Er stieg auf eine Sprosse des Rades, und gab dem Könige zwei Messerstiche, an denen Heinrich auf der Stelle starb. Ravaillac bekannte unter seinen größten Todesmartern keine Mitgenossen; die Ursache dieses schändlichen Bubenstücks ist im Dunkeln geblieben.

Heinrich IV. war von mittlerer Größe, sein Aussehen mehr einnehmend und liebenswürdig, als majestätisch und gebieterisch. Er war schlau und aufrichtig, hatte sehr edle Gesinnungen, einfache Sitten, einen außerordentlichen Muth und eine seltene Herzensgüte. Sein größter Ehrgeiz war, die Franzosen glücklich zu machen. Seinen Offizieren war er Freund, seinem Volke Vater. Eines Tages, als er bei Hofe großen Zirkel hatte, legte er seine Hand auf Crillons Schulter und sagte: »Meine Herren, das ist der beste Feldherr in der Welt.« Mit militärischer Offenherzigkeit erwiederte dieser dem Könige: »Das ist nicht wahr, das sind Sie!« Doch war Heinrich nicht aus Schwäche nachgiebig, sondern wußte auch, was sich nicht ziemte, mit Ernst zu verweigern. Ein Mann von Stande begehrte Gnade für seinen Neffen, der des Mordes schuldig war. Der König bedauerte ihn, ohne ihm seine Bitte zu gewähren. »Sie sprechen als Onkel,« sagte er, »ich muß als Monarch handeln. Ich entschuldige Ihre Bitte, entschuldigen Sie meine abschlägige Antwort.«

Sein aufrichtigster Freund, der ihm am meisten half, sein Volk zu beglücken, war Süлly. Durch die Rathschläge und Bemühungen dieses weisen Ministers bevölkerte Heinrich die Provinzen, machte den Ackerbau blühend, welcher die Quelle alles Reichthums ist, legte Manufakturen an, und verbannte den Luxus, der nach so vielen Unglücksfällen nur schädlich seyn konnte. Er bezahlte die ungeheuern Staatsschulden, und ließ nach seinem Tode siebenzehn Millionen erspart zurück.

Der Handel und die Schifffahrt waren unter ihm in Ansehen, und gegen das Ende seiner Regierung kamen die früher verbotenen theuren Stoffe nur noch prächtiger wieder zum Vorschein, und bereicherten Lyon und Frankreich. Er führte die griechischen Tapeten-Manufakturen ein, und man fing an, kleine Spiegel auf venetianische Art zu verfertigen. Ihm dankt Frankreich seine Seidenwürmer und Maulbeerpflanzungen; Süllу war mit diesem Vorschlage nicht einverstanden. Unter seiner Regierung wurde der Plan zum Briarer Kanal entworfen, der die Seine und die Loire verbindet, und unter seinem Nachfolger ausgeführt wurde. Paris wurde verschönert und vergrößert, und die Wissenschaften mit Glück und Fleiß besorgt. Süllу, der die Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften verachtete, sagte einst zu dem gelehrten Casaubon, welchen Heinrichs IV. Wohlthaten in Frankreich fest-

hielten: »Mein Herr! Sie kosten dem Könige so viel, mehr als zwei gute Hauptleute, und doch taugen Sie zu nichts.« Heinrich IV. tröstete ihn darüber, und als die Lehrer des königlichen Collegiums, das Franz I. stiftete, durch das öffentliche Unglück um die Früchte ihrer Arbeit kamen, sagte der König: »Man mag meine Ausgaben einschränken, meine Tafel berauben, um meine Professoren zu bezahlen; ich will sie befriedigen, Sülly soll sie bezahlen.«

Heinrich IV. war äußerst großmüthig. Als ihn einige Hofleute ermahnten, sich zu rächen, antwortete er: »Die Befriedigung der Rache währt nur einen Augenblick, jene des Wohlthuns immer.« Aber diese schönen Eigenschaften waren nicht ohne Fehler. Heinrich liebte das Spiel und die Weiber, besonders die schöne Gabriele von Estrees; er verkleidete sich während der Bürgerkriege in einen Bauer, und nahm einen Strohsack auf den Rücken, sie zu sehen. Doch ließ sich Heinrich nicht von seinen Geliebten beherrschen; als Gabriele sowohl als die Marquise von Verneuil sich öfters über Sülly beklagte, sagte er: »Ich könnte mich eher von zehn Geliebten wie Sie, als von einem einzigen Sülly trennen.«

Elisabeth,

Königin von England.

Geboren 1533. Gestorben 1603.

Unter die größten weiblichen Genies, die jemals auf Thronen glänzten, zählt die Geschichte die englische Königin Elisabeth. Eine Tochter Heinrichs VIII., wurde sie von ihrer Schwester Maria lange im Gefängnisse gehalten; aber gerade die Einsamkeit in der sie lebte, entwickelte ihre Talente, und schärfte ihren Blick für die Verhältnisse der Staaten und Menschen. Nach Mariens Tode vertauschte sie den Kerker mit dem Throne, und sogleich begann sie ihre wichtigen Unternehmungen.

Der mächtige Philipp II. von Spanien trug ihr seine Hand an, sie schlug sie aus, und verwendete ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Innere ihres Landes. Sie wollte die geistliche Oberherrschaft mit der Krone verbinden, und so entstand die anglikanische Kirche. In strenger Befolgung dieses Grundsatzes, verfolgte und haßte sie die Katholiken und ließ an Einzelnen Grausamkeiten ausüben, die nicht zu rechtfertigen sind.

Während so im Innern Ruhe zu herrschen anfieng, fühlte auch das Ausland bald die selbstherrschende Kraft der Königin. Die Herrscherin von Schottland, Maria Stuart, ward gezwungen, dem angenommenen Königstitel von England zu entsagen; Heinrich IV. von Frankreich, ward von ihr und Holland mit Truppen unterstützt, und so die wichtigsten politischen Erscheinungen erleichtert oder vorbereitet.

Maria Stuart wurde später von den Schotten selbst vertrieben, und mußte bei ihrer Feindin Zuflucht suchen. Elisabeth ließ sie gefangen setzen, bis sie sich über den ihr zur Schuld gelegten Tod ihres Gemahls gerechtfertiget hätte. Der Herzog Norfolk, der Marien aus Ehrgeiz befreien, und sich mit ihr vermählen wollte, zahlte sein Unternehmen mit dem Kopfe. Als sich fünf andere Bösewichter zur Ermordung Elisabeths verschworen, so wollte diese ihre Rache nicht mehr zurückhalten. Maria Stuart ward wegen eines Einverständnisses mit den Lasterhaften angeklagt, und obgleich man ihr gar nichts darüber beweisen konnte, nach einem achtzehnjährigen Gefängnisse hingerichtet, 1687. Elisabeth stellte sich nun, als hätte ihr Staatssekretär das Urtheil gegen ihren Willen zu früh vollstrecken lassen, und ließ diesen ins Gefängniß werfen. Aber die Maske war nicht schwer zu durchschauen.

Philipp II. hatte eine ungeheuere Flotte gegen

England ausgerüstet, die er die unüberwindliche nannte. Ein Sturm zerstreute sie, Elisabeth war aus dieser Gefahr gerettet, und das Glück lächelte ihr auf allen Seiten: denn Drake und andere ihrer Anführer, hatten mehrere amerikanische Provinzen erobert, und auch die Irrländer unterwarfen sich.

In diese Provinz schickte Elisabeth ihren vorzüglichsten Günstling, den Grafen von Essex. Aber diesem stolzen Manne gab die Königin einst in der Hitze eine Ohrfeige, und im Innern seines Gemüthes kochte die Rache. Zwar war die Versöhnung wieder erfolgt, und die Königin hatte dem Grafen sogar einen Ring gegeben, den sollte er ihr schicken, wenn er sich in Verlegenheit, in Kummer, in Gefahr jeder Art befände, und Elisabeth wollte ihn retten. Der Graf empörte die Irrländer, kam zurück, und wurde zum Tode verurtheilt. Sein Stolz brach endlich, und er schickte den Ring der Königin. Sie erhielt ihn nicht; Essex Feind, der Graf von Nottingham, hintertrieb es mit Hülfe seiner Gemahlin. Essex starb auf dem Schaffote.

Eine tödtliche Krankheit warf die Gräfin Nottingham nieder, sie ließ die Königin rufen, und gestand die Verheimlichung des Ringes. Elisabeths Zustand bei dieser Nachricht war über alle Beschreibung. »Mag dir Gott vergeben,« rief sie wüthend und stürzte fort, »ich kann es nicht! —« Die tiefste

Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, Tagelang lag sie auf der bloßen Erde, verschmähte Trost, Zuspruch und Nahrung, und starb in diesem Zustande am 24sten März 1603. Sie hatte siebenzig Jahre gelebt, und vier und vierzig Jahre die Krone von England getragen.

Elisabeth war nie vermählt gewesen, ihre Günstlinge hatten sie nie beherrscht. Sie liebte und schätzte die Wissenschaften, und schrieb selbst mehrere Werke, größtentheils Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Sie wollte sehr gerne für eine schöne Frau gehalten seyn, eine Eitelkeit die sie selbst im hohen Alter nicht verließ.

Unter ihrer Regierung blühte England in seinem schönsten Flore, und sein Handel erstreckte sich in alle Welttheile. Mit Kraft, Weisheit, Muth und Politik leitete sie die Zügel des Staates, und bewies, daß die feinere Bildung des Weibes keinesweges von der Fähigkeit ausschließe, die größten und wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechtes zu leiten.

Shakespeare,

ein tragischer Dichter der Engländer.

Geboren 1564, Gestorben 1616.

Wilhelm Shakespeare wurde zu Stratford in der Grafschaft Warwik 1564 geboren. Sein Vater war dort Landrichter, hatte aber wenig Vermögen, und eine sehr zahlreiche Familie; er mußte daher nebstbei einen Wollenhandel treiben, und erzog Shakespeare auch zum Kaufmanne; man schickte ihn in die öffentliche Schule, wo er lesen, schreiben und rechnen, vielleicht auch ein wenig Latein lernte.

Shakespeare war sechszehn Jahre alt, als er die Tochter eines reichen Bauers aus seinem Orte heirathete. Er konnte jetzt reichlich leben, und wäre vielleicht niemals bekannt geworden; aber er brachte sein Vermögen durch, und mußte nun, durch Noth gezwungen, Theaterdichter werden.

Man spielte damals armselige Sachen, die nicht einmal die Idee eines mittelmäßigen Stückes geben konnten. Shakespeares Genie schritt mit Riesenschritten vorwärts: er wurde endlich auch als Schauspieler aufgenommen, brachte es aber darin

zu keiner hohen Stufe. Jetzt erst entflammte sich in ihm das Feuer seines Genies, und er wurde Dichter. Alles Andere wurde schnell durch seine Werke verdunkelt. Sein Name flog von Mund zu Munde: alles strömte dem Theater zu; er machte sein Glück, und das seiner Mitschauspieler. Die Königin Elisabeth überhäufte ihn mit Wohlthaten, eben das that Jakob I. Der Lord Southampton munterte Shakespeare durch seine Wohlthaten auf, er schenkte ihm eine Summe von tausend Louisd'ors und seine Freundschaft.

Shakespeare verdiente sein Glück durch sein Genie und seine moralischen Eigenschaften. Er war edelmüthig und wohlthätig. Einmal, nach einer langen Abwesenheit, fand er eine Dame von seiner Bekanntschaft in Trauer über den Tod ihres Mannes, durch den Verlust eines beträchtlichen Vermögens ins Elend gestürzt, ohne Freund, ohne Hülfe, mit dem Unterhalte dreier Töchter beladen. Von diesem Schauspiele bewegt, umarmt er die Mutter und die Töchter, und eilt weg, ohne ein Wort zu sprechen. Dann kommt er wieder, und zwingt sie, eine beträchtliche Summe anzunehmen, die er eben entlehnt hat. Aber weil er auch diese Hülfe für unzulänglich findet, ruft er mit Thränen; »Jetzt zum erstenmale wünschte ich reich zu seyn.«

Er schätzte und liebte auch andere Schriftsteller. Benjamin Johnson, welcher dem englischen Theater

eine andere Gestalt gab, war der Sohn eines Maurers, arm, und mußte eben dieses Handwerk treiben; aber während seinen müßigen Augenblicken huldigte er den Musen, und nachdem er ein Stück fertig gemacht hatte, brachte er es zwei Schauspielern, die es mit Verachtung wegwarfen, weil sie nicht Geist genug hatten, den seinigen zu fassen. Sie verwarfen es ohne Schonung, obgleich der arme Autor sie immer bat und ersuchte, es anzunehmen. Shakespeare wollte doch auch das Stück hören, und erstaunte. Auf seinen Betrieb wurde es gespielt, gefiel, und der junge Verfasser wurde als ein Mensch von Talent anerkannt. Shakespeares vortrefflichste Stücke sind: Othello, Hamlet, Romeo und Julie, Macbeth, Lear, Julius Cäsar, Heinrich VI., Richard III., und die Weiber von Windsor. Voll Stärke und Fruchtbarkeit zeichnete sich Shakespeares Genie durch Gemälde voll Seele und Leben, durch große Gedanken, edle Gesinnungen und ergreifende Situationen aus.

Dieser berühmte Dichter verließ 1610 das Theater und ging nach Stratford, wo er in Ruhe sein Vermögen und die Achtung seines Vaterlandes genoß. Mehrere Vornehme, die wichtigsten Personen in England, waren seine Freunde. Er starb 1616 in seinem zwei und fünfzigsten Jahre, hinterließ drei Töchter und einen unsterblichen Ruhm, und

wurde in der Kirche von Stratford begraben, wo man ihm ein schönes Denkmal setzte. 1740, anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode, wurde ihm von seinen Mitbürgern in der Abtei Westmünster ein herrliches Denkmal zwischen den Särgen der Könige und großen Feldherren errichtet.

Wallenstein,

österreichischer Feldherr.

Geboren 1583. Gestorben 1634.

Unter allen merkwürdigen Charakteren, welche uns die Geschichte aufstellt, wird Wallenstein immer einen ausgezeichneten Rang einnehmen. Eine ungeheure Kraft der Seele und Selbstständigkeit des Charakters vereinigten sich in ihm mit den seltensten Schwärmereien; der glühendste Ehrgeiz verzehrte alle Kräfte seines Gefühls, nur für seine hohen Plane handelte er, denen er die ganze übrige Menschheit als todtes Werkzeug unterordnete. In seiner Seele war es nie Licht, im wilden Dunkel kämpften seine Leidenschaften, und rissen ihn von Verbrechen zu Verbrechen fort.

Albrecht von Wallenstein wurde zu Prag gebo-

ren, und zeigte schon in früher Jugend Spuren je-
ner Geisteskraft, durch die er in der Folge so wichtig
und entscheidend auf Europa wirkte. Unter den
Knaben schuf er Partheien, und beherrschte sie.
Die Wissenschaften verachtend, stürmte er auf den
Schulen zu Goldberg und später zu Padua die Wild-
heit seines Charakters in zügellosen Ausschweifun-
gen aus. Nur die Astrologie fesselte ihn, indem
sie ihm Ehre und hohen Kriegsruhm verkündete.

An dem Hofe von Innsbruck, wo er Edelknabe
war, stürzte er unbeschadet über drei Stockwerke
herab, und betrachtete sich sofort als einen Günst-
ling des Glückes, welches er durch die Heirath einer
alten sehr reichen Wittwe näher an sich fesselte, die
ihm kinderlos bald ein sehr großes Vermögen hin-
terließ.

In einem Kriege zwischen dem Erzherzoge von
Steiermark und den Venetianern zeigte Wallenstein
zuerst seine Kriegstalente, vermählte sich darauf mit
der Tochter des Grafen von Harrach, und als Fer-
dinand nun auf den Thronen von Ungarn, Böhmen,
und im Besitze von Oesterreich, in Deutschland den
Religionsfrieden, und in Böhmen den Majestätsbrief
aufheben wollte, und dafür von den Böhmen in
Wien selbst bedroht wurde, trugen Wallensteins Dra-
goner unter Bouquois Heere vieles zu seiner Ret-
tung bei.

Kaum hatte Ferdinand die Kaiserkrone errun-

gen, als schon die Böhmen Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige wählten, und Gabor aus Siebenbürgen vor Wien drang. Aber Maximilian von Baiern vernichtete auf dem weißen Berge Friedrichs Hoffnungen, und der Kaiser ward zum zweiten Male in Wien, vorzüglich durch Wallenstein gerettet.

Der dreißigjährige Krieg brach aus, die tapfern Anführer Christian von Braunschweig und Ernst von Mannsfeld bewaffneten sich für Friedrich, wurden aber von Tilly vernichtet, der sich aus Niedersachsen nicht mehr entfernen wollte. Unter seinem Kreisobersten dem König Christian IV. von Dänemark sammelte sich schnell ein beträchtliches Heer, und zwang den Kaiser ebenfalls auf die Errichtung einer starken Armee bedacht zu seyn. Die österreichischen Provinzen waren erschöpft; nur in dem Anerbieten Wallensteins, auf eigene Kosten, fünfzigtausend Mann zu bewaffnen, fand man Rettung. Durch diese große Macht wollte er von allen Ländern, durch die er zog, den Unterhalt seines Heeres erzwingen; aber durch Kontribuzionen wollte er längere Dauer seiner Verpflegung sicher stellen, nicht durch wilde und zweckwidrige Räubereien und Plünderungen seiner Soldaten die erste Quelle aller Nahrung und alles Wohlstandes zerstören.

Schneller als Jemand muthmaßte, hatte sich die bestimmte Zahl Krieger zu Wallensteins Fahnen gesammelt. Ohne Unterschied der Religion wurde

der Krieger bei ihm angenommen, und jeder, der es nicht war, durch Beyspiel, Schrecken und den Geist des Heeres schnell dazu gebildet. Alle Offizierstellen besetzte Wallenstein selbst; nur Tapferkeit, nur Stärke und Muth konnten zu einer Beförderung helfen, welche niemals einer auch noch so hohen Empfehlung zu Theil wurde. Gehorsam, Kriegszucht und Unerschrockenheit wurden aber von Wallensteins Kriegern unerläßlich gefordert, und oft geringe Verbrechen mit dem Tode gestraft. »Laßt mir die Bestie hängen!« rief der Feldherr, und das gerichtliche Verfahren war zu Ende.

Wallenstein war lang und hager, seine Augen klein, schwarz und feurig, seine Stirne lang, und seine Kleidung aus verschiedenen Nationaltrachten zusammengesetzt. Seine Miene war starr aber wild, aus seinen Blicken sprach Argwohn und Mißtrauen, ungern ließ er sich von Jemand starr betrachten. In seinem Heere gehorchte man niemanden als ihm, öffentlich zeigte er Geringschätzung und Verachtung gegen alle Befehle die ihm vom Hofe zukamen.

Mit seinem Heere zog er zuerst durch Böhmen und Franken; seinem Systeme getreu, schrieb er zwar die größten Kontributionen aus: hielt aber sonst die strengste Mannszucht. Vergebens suchte sich ihm der tapfere Herzog von Weimar in Niedersachsen mit einer geringen Macht zu widersetzen,

Magdeburg und Halberstadt fielen in seine Hände. Der niedersächsische Kreis, durch die drückendsten Kontributionen erschöpft, bat um Frieden, die Bedingungen Wallensteins machten die Fortsetzung des Krieges nothwendig, der König von Dänemark rüstete sich mit neuem Eifer, er selbst stand Tilly von der Weser gegenüber, die andern Heerführer hatten sich in Westphalen und an der Elbe vertheilt.

Mit Tilly vereint konnte vielleicht der Feind zertrümmert werden: aber nur sein Ruhm, nicht das Beste seines Fürsten war Wallensteins Augenmerk. Mit Tilly entzweit, suchte er Mannsfeld am Eindringen in Schlesien zu hindern; bei dem Sturme einer Schanze, welche sich in ein Treffen verwandelte, verlor Mannsfeld drey tausend Mann, aber schnell wieder gesammelt, setzte er seinen Weg fort; Wallensteins Heer folgte ihm, der sich mit Bernhard von Weimar vereinigt hatte. Mannsfeld auf Bethlens Wort vertrauend, zog nach Ungern; auch dorthin zog ihm Wallenstein nach, beim Anblick seines Heeres ergriff der Fürst von Siebenbürgen die Flucht, Mannsfeld zog sich nach Schlesien zurück. Bald darauf starb er und Ernst von Weimar. Mit ihnen und Christian von Braunschweig war vieles von der feindlichen Kraft verloren worden.

Aber auch Wallenstein, lange schon zum Herzoge von Friedland ernannt, verlor viele seiner

Truppen durch Hunger und Seuche. Vergebens bemühten sich seine Feinde bei Hofe, ihn zu stürzen. Ferdinand erkannte seine Verdienste, und unterstützte aufs neue seine Werbungen. Der Feind hatte vieles erobert: wie ein wachsender Strom stürmte Wallensteins Heer auf ihn ein; die meisten feindlichen Krieger mußten entwaffnet Wallensteins Heer mit neuen Kräften vermehren.

Christian von Dänemark, besonders getreu von dem Herzoge von Mecklenburg unterstützt, stand mit einem beträchtlichen Heere an der Elbe und Weser. Schnell bemächtigte sich Wallenstein Mecklenburgs; der König von Dänemark machte von Hollstein aus Friedensanträge; Wallensteins Forderungen konnten schon selbst für eine Kriegserklärung gelten. Wallensteins wilder Ungestüm warf jetzt alles vor sich nieder: er drang nach Holstein, Schleßwig und Jütland vor. Bewohner und Feinde fielen dem erbitterten Schwerte des wilden Siegers. Glühende Kanonenkugeln, die er ins Meer schleuderte, zeigten seinen Unwillen über diese Grenze seiner Fortschritte. Verschwunden war jene Kriegszucht aus seinem Heere, die den besetzten Ländern und ihm selbst gleich vortheilhaft gewesen war; die armen Völker erlagen unter allen Gräueln der Wildheit und ungezähmten Rohheit. Bis auf hunderttausend Mann hatte der Friedländer sein Heer erhöht; jetzt schien ihm nichts heilig, nichts schonenswerth mehr;

ganz nach seinem Gutdünken spielte er mit Schrecknissen, und sah das Elend kalt, das seine Soldaten so schrecklich um ihn her verbreiteten.

Die Herzoge von Meklenburg hatten den dänischen König am getreuesten unterstützt, sie wurden geächtet, und Friedland, der selbst Reichsstand zu werden wünschte, verwendete sich bei dem Kaiser um den Besitz von Meklenburg; er erhielt es, und mit schwerem Herzen huldigten ihm die betrübten Stände. Immer lauter wurden die schreyenden Klagen über des Herzogs Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen. Er aber verfolgte mit glühendem Hasse den König von Dänemark, ließ sich zum Admiral der Ostsee ernennen, versuchte die Hansestädte mit sich zu verbinden, um so die Dänen zu zernichten, als auf ein Mal alles eine andere Wendung nahm.

Christian wandte sich mit geheimen Anträgen an den Herzog selbst, der Herzog von Pommern hatte keine Kinder; wenn Wallenstein dieß Land einst mit seinem Meklenburg vereinte, konnten sich ihm sehr günstige Aussichten öffnen. Aber Stralsund mußte er doch in seine Gewalt bekommen, sollte der Besitz dieser Länder gesichert, und Schwedens Drohungen ohne Folge seyn. An den Wällen dieser Stadt scheiterte sein Glück; vergebens versuchte und opferte er alles. Die Bürger widerstanden mit kühnem Muthe, bis ihnen Gustav Adolph

gen, als schon die Böhmen Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige wählten, und Gabor aus Siebenbürgen vor Wien drang. Aber Maximilian von Baiern vernichtete auf dem weißen Berge Friedrichs Hoffnungen, und der Kaiser ward zum zweiten Male in Wien, vorzüglich durch Wallenstein gerettet.

Der dreißigjährige Krieg brach aus, die tapfern Anführer Christian von Braunschweig und Ernst von Mannsfeld bewaffneten sich für Friedrich, wurden aber von Tilly vernichtet, der sich aus Niedersachsen nicht mehr entfernen wollte. Unter seinem Kreisobersten dem König Christian IV. von Dänemark sammelte sich schnell ein beträchtliches Heer, und zwang den Kaiser ebenfalls auf die Errichtung einer starken Armee bedacht zu seyn. Die österreichischen Provinzen waren erschöpft; nur in dem Anerbieten Wallensteins, auf eigene Kosten, fünfzigtausend Mann zu bewaffnen, fand man Rettung. Durch diese große Macht wollte er von allen Ländern, durch die er zog, den Unterhalt seines Heeres erzwingen; aber durch Kontribuzionen wollte er längere Dauer seiner Verpflegung sicher stellen, nicht durch wilde und zweckwidrige Räubereien und Plünderungen seiner Soldaten die erste Quelle aller Nahrung und alles Wohlstandes zerstören.

Schneller als Jemand muthmaßte, hatte sich die bestimmte Zahl Krieger zu Wallensteins Fahnen gesammelt. Ohne Unterschied der Religion wurde

Bedingung seine Einwilligung zur Königswahl des Kaisers Sohne geben. Mit schwerem Herzen willigte Ferdinand endlich in Wallensteins Absetzung, er selbst nahm sie mit geheuchelter Kälte an, und zog sich auf seine Güter nach Böhmen zurück, wo er mit mehr als fürstlicher Pracht lebte, aber selten sichtbar war, und ununterbrochen über Racheplane an seinen Feinden brütete. Der Genuese Seni, sein Astrolog, war der einzige, mit dem er nähern Umgang hatte.

Gustav Adolph war siegreich in Deutschland eingefallen, willkommen war dieser Umstand Wallensteins Rache, er ließ sich mit den Schweden in Unterhandlungen ein. Der König übersah den Vortheil nicht, den ein solcher Verbündeter bringen konnte, aber zwölf tausend Schweden wollte er doch nicht gerade so auf des Herzogs Wort nach Böhmen schicken. Wallensteins Freund, der Feldmarschall Arnheim, welcher auf seinen Befehl in sächsische Dienste getreten war, rückte nun mit einem Heere nach Böhmen und nahm Prag. Siegreich war indessen Gustav Adolph an die baierische Gränze gedrungen, und bedrohte Wien. Nur Wallenstei[n] konnte noch retten, aber würde er auch wollen?

Die Abgeordneten des Kaisers nahm Wallen[-] stein mit dem kältesten Stolze auf, und verweiger[te] anfangs alles: endlich auf vieles Zureden entschlo[ß] er sich eine Armee aufzustellen, aber niemals würd[e]

er den Oberbefehl mehr darüber führen. Auch stand wirklich bald ein Heer von dreißigtausend Mann da, aber es war ohne Nutzen, wenn es nicht Wallensteins Geist beseelte. Wallenstein schrieb endlich in den Bedingnissen seiner Annahme vor, daß er ewiger Generallissimus des ganzen Erzhauses und der Krone bleiben, der Kaiser sich nie bei der Armee einfinden, keinen Akt der Gnade ausüben sollte, u. s. w. Ferdinand, von der Noth gedrungen, unterzeichnete.

Böhmen war nun schnell wieder erobert; aber vergebens suchte er den Churfürsten von Sachsen zu einem Separatfrieden zu bewegen, und von den Schweden abzuziehen, diese letztern drangen vielmehr bis München vor; lange ließ er sich bitten, ehe er seine Truppen mit der baierischen Armee vereinigte, mit deren Anführer, dem Churfürsten Maximilian, er in Eger zusammen kam. Gustav verschanzte sich zu Nürnberg; in einem sehr befestigten Lager stellte sich ihm der Friedländer gegenüber. Beide Corps hofften sich durch Hunger zu besiegen; als die Noth in Nürnberg stieg, beschloß Gustav einen Sturm auf die kaiserlichen Schanzen. Allein seinen Muth, seine Kühnheit verschwendete Gustav hier ohne Früchte, alle seine wüthenden Angriffe wurden abgeschlagen, drey tausend Schweden lagen todt auf dem Platze.

Wallenstein wollte den Churfürsten von Sach-

sen durchaus von dem schwedischen Bunde abbringen, er zog also in dessen Länder seine Heere. Mit den schnellsten Eilmärschen folgte ihm Gustav. Auf der Ebene von Lützen trafen die beiden Heere zur entscheidenden Schlacht zusammen. Gustav fand hier das Ende seines rühmlichen Lebens; ihn rächte die blutige Niederlage der Kaiserlichen, durch die grimmige Wuth seiner Krieger über den Tod ihres geliebten Helden. Wallenstein zog sich nach Böhmen. Der verrätherische Plan, sich von seinem Kaiser zu trennen, erwachte von Neuem in ihm, er unterhandelte mit dem Kanzler Oxenstierna, der nach Gustavs Tode das Commando übernommen hatte; aber diesem war der Charakter des Herzogs verdächtig, nur einen öffentlichen Abfall wollte er mit seiner Macht unterstützen.

Wallenstein hatte wieder ein Heer gesammelt, von Prag aus zog er seinen Feinden entgegen, 1633. Die schwedischen Heere hatten Schlesien besetzt, leicht konnte sie der Friedländer aus dieser Provinz vertreiben; aber als die beiden Heere schon auf dem Schlachtfelde bei Neusatz einander gegenüber standen, knüpfte Wallenstein plötzlich Unterhandlungen an. Sachsen und Brandenburg, deren Leute bei dem schwedischen Heere standen, wollte Wallenstein wider Habsburg und Schweden brauchen. Aber die verrätherischen Plane ließ er nur errathen, tief in sich

verschlossen brütete er und sein Astronom über die günstigen Konstellazionen zu ihrer Ausführung.

Große Thaten hatte der Kaiser von seinem Heere erwartet, es blieb unthätig, mit bitterm Spotte hatte Wallenstein sogar den Urheber der böhmischen Unruhen, den Grafen Thurn, frei gegeben, der in seine Gefangenschaft gerathen war. Aber Bernhard von Weimar bedrohte von Paßau her die kaiserlichen Staaten, langsam bewegte sich Wallenstein, und erst auf die dringendsten Vorstellungen gegen die Pfalz zu, zog sich aber bald nach Böhmen zurück. Der Kaiser, welcher Wallensteins Plan zu ahnden schien, hatte ein spanisches Hülfsheer gerufen, das aber nicht Wallenstein, dem Vertrage gemäß, sondern der Bruder des Königs von Spanien Don Fernando kommandirte, und von dem bald der Vortrab auf deutschem Boden erschien.

Durch dieses empört, reiften die verrätherischen Plane in Wallensteins Brust. Böhmen, Mähren und Oesterreich, von seinen Kriegern besetzt, waren jetzt in seiner Gewalt; jetzt gewann er seine vornehmsten Anführer durch eine eidliche Versicherung der Anhänglichkeit, welche sie nach einer Tafel unterzeichneten, die sie die ausgelassene Formel, so lange Friedland zur Beförderung der kaiserl. Majestät das Heer brauche, vergessen machen sollte. Alles schien in Ordnung, aber der General der Cavallerie

Octavio Picolomini, verabscheute die schwarze That seines Feldherrn, und eilte sie zu verhindern.

Die Feldmarschälle Altringer und Colloredo waren nicht zur Versammlung gekommen, der erstere hatte eine verstellte Krankheit vorgeschützt. Picolomini eilte, wie er sagte, ihn zu holen, in der That entdeckte er ihm das ganze Geheimniß. Altringer floh nach Wien, in der Nacht wurde er dem Kaiser vorgestellt, und es ergieng der Befehl an die treuen Befehlshaber: den Herzog nebst Illo und Terzky zu verhaften, oder todt zu liefern. Alles dieses mußte natürlich das strengste Geheimniß bleiben. Altringer war auf sein verstelltes Krankenlager nach Frauenberg geeilt, Gallas erbot sich endlich ihn herzubringen, zog aber wirklich viele Krieger auf die Seite des Kaisers, und eilte damit nach Linz. Picolomini machte Hoffnungen beide zurückzubringen und entfernte sich.

Endlich ahndete Wallenstein den Verrath, doch wollte er noch nach Prag eilen, den Thron von Böhmen zu besteigen. Aber schon hatte sich der Oberste Olis im Namen des Kaisers dieser Stadt bemächtiget, für den sich auch alle umliegenden Regimenter erklärt hatten. Die treuen Regimenter unter Picolomini, Gallas und Altringer nahten, alles wich von Wallenstein, nur seine Vertrautesten blieben um ihn. Er ging von Pilsen nach Eger mit einem kleinen militärischen Gefolge. Das Drago-

nerregiment des Obersten Buttlar befand sich darunter. Buttlar war von Gallas für den Kaiser gewonnen, er ging gleich bei seiner Ankunft zu den Schotten Gordan und Leßlie, welche die Citadelle kommandirten. Alle drei hatte Wallenstein mit Wohlthaten überhäuft, aber der Verrath war erwiesen, die kaiserlichen Befehle höchst nachdrücklich und die Gefahr dringend; Eger sollte den Schweden, die schon herannahten, übergeben werden.

Am folgenden Tage wollte Illo die drei Verschworenen zu einer offenen Erklärung für den Herzog gewinnen. Er, die Grafen Kinsky und Terzky und der Oberstlieutenant Neumann wurden zu einem Gastmale auf die Citadelle gelockt, und dort von Dragonern niedergehauen.

Wallenstein und Seni lasen in den Gestirnen. Der Sterndeuter sah Gefahr über des Feldherrn Haupt. Wallenstein glaubte sie vorüber, und legte sich zu Bette, die Verschworenen schlichen sich mit dreißig Dragonern in die Stadt. Der Hauptmann Deverour kam unaufgehalten in des Feldherrn Wohnung. Sie eilten zum Schlafgemache des Herzogs. »Der Herzog schläft,« rief der Kammerdiener und stürzt durchbohrt zu Boden. Friedland sprang ausgekleidet an die Thüre. »Bist du,« schreit Deverour, »der Schelm, der Ihrer kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Jetzt stirb! —« Friedland breitete die Arme aus, em-

pfängt die Hellebarde in der Brust, und stirbt ohne einen Seufzer (25. Febr. 1634).

Richelieu,
französischer Minister.

Geboren 1584. Gestorben 1642.

Armand Düplessis Richelieu wurde aus einer ansehnlichen Familie zu Paris geboren. Mit zwei und zwanzig Jahren wurde er schon in Rom zum Bischofe von Lüzon geweiht. Richelieu's Leidenschaft war der Ehrgeiz, diese zu befriedigen, wandte er alle Mittel an. Er wußte sich bei der Regentin Maria von Medizis einzuschmeicheln, wurde Großalmosenier und in der Folge Staatssekretär. Aber diese Gunst dauerte nicht lange, die Parthei der Königin stürzte, und Richelieu mußte ihr nach Blois in die Verbannung folgen. Hier wußte er es dahin zu bringen, daß er die Königin mit ihrem Sohne versöhnte, und sich zugleich den mächtigen de Luynes, den Günstling des Königs, geneigt machte. Nach de Luynes Tode erhielt die Königin Mutter viele Gewalt wieder, und wendete nun alles an, ihren Liebling ins Ministerium zu

bringen. Endlich gelang es ihren Bemühungen und seinen Intriguen, einen Platz für ihn zu erhalten, den er nur ungerne anzunehmen schien.

Kaum hatte Richelieu an den Staatsgeschäften Antheil genommen, als alles eine andere Gestalt erhielt. Man beschloß die Heirath Henriettens von Frankreich mit dem Prinzen von Wallis; man schloß einen neuen Traktat mit Holland, das die Waffen wieder gegen Spanien ergriffen hatte, und die Unternehmung in das Veltlin schien sich ehrenvoll zu wenden. Richelieu wußte nun den Großen nach und nach ihre zu große Macht zu entreißen, und suchte so erst eine Macht im Innern zu gründen, ehe er an seine großen auswärtigen Unternehmungen Hand anlegte.

Weil sich aber Richelieu allgemein gehaßt sah, that er, als wollte er sich von den Regierungsgeschäften entfernen. Aber er war nothwendig, und Ludwig XIII. mußte ihn durch Bitten zurückzuhalten suchen. Seine Macht vergrößerte sich jetzt noch: Richelieu unterdrückte die Stelle eines Admirals und Connetable von Frankreich, und unter dem Titel eines Oberaufsehers der Schifffahrt, bemächtigte er sich der ganzen Marine, die er wieder herzustellen versuchte.

Zuerst wollte nun Richelieu die Hugenotten bezwingen, die Rochelle so tapfer als möglich von der Land- und Seeseite vertheidigten, aber sich end-

verschlossen brütete er und sein Astronom über die günstigen Konstellazionen zu ihrer Ausführung.

Große Thaten hatte der Kaiser von seinem Heere erwartet, es blieb unthätig, mit bitterm Spotte hatte Wallenstein sogar den Urheber der böhmischen Unruhen, den Grafen Thurn, frei gegeben, der in seine Gefangenschaft gerathen war. Aber Bernhard von Weimar bedrohte von Paßau her die kaiserlichen Staaten, langsam bewegte sich Wallenstein, und erst auf die dringendsten Vorstellungen gegen die Pfalz zu, zog sich aber bald nach Böhmen zurück. Der Kaiser, welcher Wallensteins Plan zu ahnden schien, hatte ein spanisches Hülfsheer gerufen, das aber nicht Wallenstein, dem Vertrage gemäß, sondern der Bruder des Königs von Spanien Don Fernando kommandirte, und von dem bald der Vortrab auf deutschem Boden erschien.

Durch dieses empört, reiften die verrätherischen Plane in Wallensteins Brust. Böhmen, Mähren und Oesterreich, von seinen Kriegern besetzt, waren jetzt in seiner Gewalt; jetzt gewann er seine vornehmsten Anführer durch eine eidliche Versicherung der Anhänglichkeit, welche sie nach einer Tafel unterzeichneten, die sie die ausgelassene Formel, so lange Friedland zur Beförderung der kaiserl. Majestät das Heer brauche, vergessen machen sollte. Alles schien in Ordnung, aber der General der Cavallerie

und der Kardinal erregte die Unruhen, wovon dieser König ein Opfer wurde.

In Frankreich hatten sich neue und ernste Kabalen gegen Richelieu gebildet. Cinq-mars, ein Favorit des Königs, wollte in den Staatsrath kommen, Richelieu widersetzte sich, und Cinq-mars beschloß ihn zu verderben, verband sich mit mehreren Großen, rief aber die spanischen Truppen ins Reich. Dem Kardinal fiel eine Abschrift dieses Traktats in die Hände, und es wurde ihm nun leicht, seine Feinde bei dem Könige zu stürzen. Endlich nach diesem thätigen und ränkevollen Leben starb Richelieu, mit einer Betheuerung, daß er alles nur für den Staat und König gethan habe, in seinem acht- und fünfzigsten Jahre: bald folgte ihm Mazarin im Ministerium nach. Richelieu beschäftigte sich sehr mit inneren Anstalten: er gründete die französische Akademie, gab in seinem Pallaste Theaterstücke, stiftete die königliche Buchdruckerei, stellte die Sarbonne wieder her, legte die Pflanzengarten an, baute das Pallais Royal, machte schlechte Verse, und schrieb Bücher, von denen kein einziges mit Ehren in die Nachwelt übergetreten ist.

So war Richelieu als Mensch ehrgeizig, hart, stolz, verachtend, grausam, voll kleiner Laster und selbst Lächerlichkeiten; als Minister aber groß, kühn, fest, und von einem höchst scharfen und richtigen

Blicke. Ohne ihn war Ludwig XIII. nichts, ihm dankt Frankreich vieles von seiner folgenden Stärke.

Anna von Oesterreich,

Regentin von Frankreich.

Geboren 1602. Gestorben 1666.

Anna von Oesterreich war die älteste Tochter Philipps Königs von Spanien, wo sie 1602. geboren wurde. Sie heirathete Ludwig XIII. der viel zu argwöhnisch sie glücklich zu machen, vielmehr ganz den Eingebungen seines Ministers, des Kardinals Richelieu, vertraute, und sie in das Komplot verwickelt glaubte, welches Chaluis das Leben kostete. Die Frau von Motteville versichert, als ihr der König vorwarf, daß sie gegen sein Leben eine Verschwörung angestiftet habe, um dann den Herzog von Orleans zum zweiten Manne zu nehmen, so habe sie die Festigkeit gehabt, ihm zu antworten: Sie würde sehr wenig gewonnen haben, ein so großes Laster wegen einer so geringen Belohnung zu begehen.

Ohne Unterlaß sie verfolgend, beschuldigte sie Richelieu einer strafbaren Korrespondenz mit der Königin von England, dem Herzoge von Lothringen,

und dem Könige von Spanien, ihrem Bruder. Zwar zeigte die darüber angestellte Untersuchung, daß Anna bloß unvorsichtig gehandelt habe, aber sie mußte doch in einer Schrift versprechen, künftig bedächtiger zu handeln.

Als der König starb, ernannte sie das Parlament während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Ludwigs XIV., zur Regentin; aber der Kardinal Richelieu, welcher indessen gestorben war, wurde durch Mazarin ersetzt. Dieser herrschte strenge, verdoppelte die Abgaben, erbitterte den Adel, empörte das Volk, und die Königin mußte zum großen Conde flüchten, der damals noch Herzog von Enghien war. Dieser junge Held hatte sich eben mit Ruhme bedeckt, er war angebetet von dem Volke und den Großen, sein Ansehen besänftigte die Gemüther, und die Königin konnte wieder erscheinen Empfindlich, aber doch gerecht, verkannte sie das Verdienst auch bei ihren Feinden nicht; Richelieu hatte ihr viel Übels zugefügt, und doch erklärte sie, wenn er noch lebte, würde er jetzt mächtiger als jemals seyn. Die Königin war sonst stolz; das fühlte Mazarin, als er eine Vermählung des Königs mit seiner Nichte vorschlug. »Es ist eine heftige Leidenschaft,« sagte er eines Abends zu Annen, »und ich fürchte der König wird sie heirathen wollen.« »Heirathen?« erwiederte die Königin; »wenn er dieser unwürdigen Handlung fähig wäre, so würde

ich mich mit meinem zweiten Sohne an die Spitze der Nazion setzen, und Ihnen und dem Könige trotzen.«

Als Frankreich beruhigt wurde, verwandte sie beinahe alle Zeit zu frommen Übungen, ließ die Kirche vom Gnadenthale (Val-de-grace) bauen, und starb den 20. Jänner 1666.

Mazarin,
französischer Staatsminister.

Geboren 1602. Gestorben 1661.

Mazarin war zu Piscina in Italien geboren. Er kam zum Kardinal Sachetti, und leistete diesem zuerst im Friedensschlusse von Guerasque wichtige Dienste. Hier wurde Richelieu aufmerksam auf ihn, nahm ihn ins Ministerium, und empfahl ihn bei seinem Tode dem Könige Ludwig XIII. Nach dessen Tode wurde die Königin als Regentin erklart, und Mazarin wurde der erste Staatsminister.

Mazarin lebte einfach, und war freundlich und herablassend; dessen ungeachtet murrten die Franzosen über die großen Abgaben. Sie rachten sich mit Spottliedern; Mazarin — ließ sie singen. Aber bei neuen Auflagen wurden die Dinge ernst-

hafter, das Parlament weigerte sich sie zu registriren, es entstand ein Aufstand, ganz Paris empörte sich gegen den Minister, der den Parlamentspräsidenten und einen Rath hatte gefangen setzen lassen. Am Ende blieb der Kardinal im Ministerium, und das Parlament behielt seine alten Freiheiten.

Der Prinz von Conde suchte Mazarin zu stürzen; dieser ließ ihn, seinen Bruder Conti, und den Herzog von Longueville gefangen nehmen. Aber die ernsten Schritte des Parlaments setzten die Prinzen bald in Freiheit und Mazarin mußte nach Köln flüchten, wo er aber noch immer alle französischen Staatsangelegenheiten leitete, und bald, als der Prinz von Conde einen Bürgerkrieg angefangen hatte, an der Spitze eines Heeres zurückkam. Ludwig XIV. mußte, um die Ruhe herzustellen, den Kardinal nach Italien verbannen, von wo er ihn aber bald zurückrief. Er zog gleichsam im Triumphe zu Paris ein, und sein Ansehen wurde größer als jemals. Mazarin beschäftigte sich jetzt bloß damit, seine Macht und seine Einkünfte zu vermehren, that für die Wissenschaften nichts, und stiftete nur die Oper, welche aber auf italienische Art, also ohne Geschmack eingerichtet wurde.

Ludwig den XIV. suchte Mazarin so lange als möglich von den Regierungsgeschäften entfernt zu halten, ließ ihn sogar am Nothwendigen Mangel leiden, während er gegen zweihundert Millionen in

seinem Koffer zusammengehäuft hatte. Endlich starb er, gerade zu einer Zeit, als Ludwig XIV. zwei und zwanzig Jahre alt, schon seiner Minderjährigkeit müde war. Noch vor seinem Ende stiftete er die Heirath des Königs mit einer spanischen Infantin, welche die zwei Völker vereinigte, und in der Folge einen französischen Prinzen auf den spanischen Thron setzte.

Mazarin starb in seinem neun und fünfzigsten Jahre. Als er seinen Tod nahen fühlte, stellten sich ihm seine Schätze und seine Macht lebhaft vor Augen, und er seufzte: »Alles das soll ich verlassen!« Er wollte sich selbst seine Krankheit verhehlen, ließ sich die Backen roth malen, und gab so Audienz: »Hier sehe ich« sagte der spanische Gesandte, »ein Portrait, das dem Kardinal sehr ähnlich sieht.« Der Kardinal dachte noch sterbend darauf, seine Güter seinen Erben zu sichern, und zu dem Ende — schenkte er sie dem Könige, überzeugt, daß sie dieser, wie es auch geschah, zurückgeben würde.


II. B. 70. S.
Cromwel
Corneille
Milton
Montecuculi
Turenne
Moliere

Cromwell,
ein Usurpator.

Geboren 1603. Gestorben 1658.

Olivier Cromwell wurde 1603 geboren, zuerst zum geistlichen Stande bestimmt, griff aber in der Folge zu den Waffen. In dem Kriege, welchen das Parlament gegen Karl führte, zeichnete er sich zuerst aus. Kühn warf er sich in die Stadt Hull, welche der König belagerte, und vertheidigte sie mit so viel Muth, daß er eine Belohnung von sechstausend Pfund erhielt. Er wurde bald Oberster und General unter den Befehlen des Herzogs von Manchester und Fairfax, zertrümmerte die königliche Armee schlug den Herzog Hamilton, und tödtete bei einem Ausfalle aus dem belagerten Oxford den Obersten v. Legda mit eigener Hand.

Seine Intriguen und seine Heucheley hoben ihn so sehr, als seine militärischen Talente. Als Oxford genommen ward, ließ Cromwell das Parlament die Absetzung des Königs beschließen. Als oberster Feldherr schlug er den Herzog von Buckingham, machte den Grafen von Holland gefangen,

und zog im Triumphe zu London ein. Er war es, der Karls I. Tod beschloß, und dessen Wuth wirklich den unglücklichen König auf das Schaffot brachte. Einen Monat darauf hob Cromwell die Monarchie auf, gab England den Namen einer Republik, und bildete einen Staatsrath aus seinen Freunden und Anhängern, welche Schützer und Vertheidiger der Gesetze hießen. Nun ging er nach Irrland und Schottland, seine Macht zu befestigen. Das Parlament, welches ihn bis jetzt erhoben und beschützt hatte, wollte ihm während seiner Abwesenheit den Titel eines Generallissimus der Truppen entreißen; — als das Cromwell hörte, kam er schnell nach London zurück, ging ins Parlament, verjagte alle Deputirte, und ließ über die Saalthüre schreiben: Ein Haus zu vermiethen. Dann schuf er ein neues Parlament, und ließ sich den Titel eines Protektors beilegen. »Die Engländer« sagte er, »haben die Rechte eines Königs, aber nicht eines Protektors festgesetzt. Dieses neue Parlament war wieder mit Cromwell unzufrieden, und wollte ihm seinen Titel nehmen, aber Cromwell lehrte es bald seine Macht kennen. Er trat in das Haus der Gemeinen und warf die Papiere auf den Tisch, welche seine Ernennung zum Protektor enthielten. »Ich habe gehört, meine Herren,« sagte er, »daß Sie mir meinen Protektorstitel nehmen wollen. Hier liegt er! — Jetzt bin ich sehr neugierig zu sehen, welcher von Ihnen

so kühn seyn wird ihn anzufassen.« Einige Mitglieder warfen ihm darauf seine Undankbarkeit vor, er rief im fanatischen Tone: »der Herr braucht euch nicht mehr, er hat andere Werkzeuge gewählt, sein Werk auszuführen.« Dann ließ er alle Glieder herausgehen, schloß selbst die Thüre zu, und steckte den Schlüssel ein. Jetzt sah alles, daß man schweigen und gehorchen müsse.

Die auswärtigen Angelegenheiten leitete Cromwell mit Kraft; er zwang die Holländer um Frieden zu bitten, und diktirte selbst die Bedingungen, daß nehmlich dreimal hundert tausend Pfund Sterling bezahlt werden, und die holländischen Flaggen vor englischen Schiffen gesenkt werden müßten. Spanien verlor Jamaika und Dünkirchen, Frankreich suchte Englands Verbindung, und Portugall mußte einen lästigen Vertrag eingehen. »Ich will,« sagte Cromwell, »die englische Republik so geachtet als die Römische wissen.« Wirklich würde er viele seiner großen Zwecke erreicht haben, wäre er nicht vom Tode überrascht worden. Englands Ordnung im Innern glich seinem äußern Ruhme, die Truppen waren immer einen Monat vorausbezahlt, die Magazine gefüllt, und in dem öffentlichen Schatze lagen drei hundert tausend Pfund Sterling.

Obgleich er nun seinen Zweck erreicht hatte, die Engländer gefürchtet und geachtet zu sehen, war er selbst doch nicht glücklich; er wußte, daß man

ihn verwünschte, und daß sein Leben nicht sicher war. Seine Schwiegersöhne, seine eigenen Töchter waren seine Feinde: er erschien nicht anders als mit einem dichten Harnische bedeckt, und von einer zahlreichen Garde umringt. Besonders bei Nacht wurde er von den größten Schrecken gefoltert; er ließ im Pallaste zu Wittehal eine große Menge Zimmer zurichten, jedes hatte eine Treppe, die zu einer heimlichen Thür an den Bord der Themse führte. Hierher ging er alle Abende ganz allein; und schlief nie zwei Tage nach einander in dem nähmlichen Bette.

Dieser schreckliche Zustand zog ihm ein langsames Fieber zu, das bald gefährlich wurde. Ob er gleich sein Ende fühlte, schien er doch immer die Rückkehr seiner Gesundheit zu hoffen, und traute besonders gewissen vorgeblichen Offenbarungen, die ihm seine Heilung verkündeten. »Glauben Sie mir« sagte er zu seinem Arzte, »der Herr bewilligt den Bitten so vieler frommen Seelen meine Genesung. Sie können in Ihrer Kunst sehr geschickt seyn, aber die Natur ist über alle Aerzte in der Welt, und Gott unendlich über die Natur erhaben.« Der Arzt, welcher überzeugt war, daß Cromwell nicht mehr vier und zwanzig Stunden leben könne, bezeigte seine Verwunderung über dessen Zuversicht: »Sie sind nicht klug,« sagte Cromwell, »sehen Sie denn nicht, daß ich bei meiner Voraussagung gar

nichts wage? Sterbe ich, so wird sich wenigstens noch der Ruf von meiner Genesung verbreiten, meine Feinde zurückhalten, und meiner Familie Zeit lassen, sich in Sicherheit zu bringen; und genese ich, (denn Sie sind nicht unfehlbar), so werde ich in ganz England als ein Abgesandter Gottes betrachtet werden, und kann thun, was mir beliebt.

Cromwell war nüchtern, sparsam ohne nach den Gütern anderer zu geizen, arbeitsam und genau in allen seinen Geschäften. Sein Leichnam, den man in einen prächtigen Sarg gelegt hatte, wurde unter der Regierung Karls II. herausgerissen, geschleift, aufgehangen, und am Fuße des Galgens eingescharrt. Sein Sohn Richard Cromwell folgte ihm im Protektorat, aber hatte keine von seines Vaters Eigenschaften, und mußte die Regierung niederlegen. Das Parlament gab ihm 200,000 Pfund Sterling, mit der Bedingung, daß er den königlichen Pallast verließe. Er gehorchte ohne Murren, lebte als friedlicher Privatmann, und starb unbekannt in einem Alter von achtzig Jahren.

Peter Corneille,

ein tragischer Dichter der Franzosen.

Geboren 1606. Gestorben 1684.

Peter Corneille wurde zu Rouen geboren, und sollte sich der Rechtswissenschaft widmen, machte aber sehr wenige Fortschritte darin, und verlegte sich auf die Dichtkunst ohne aber seine Anlagen gehörig zu schätzen, die ihm erst ein glücklicher Zufall kennen lernte. Eines Tages führte ihn ein junger Mensch bei seiner Geliebten auf, die sich in Corneille verliebte, und ihren ersten Liebhaber seinetwegen zurücksetzte. Glücklich durch die Liebe wollte Corneille ein Gemälde von ihr entwerfen, und schrieb Melitte. Das Stück wurde mit lautem Beifall aufgenommen, Corneille verlegte sich nun ganz auf dieses Fach, und schrieb mehrere Stücke, bis endlich Medea und der Cid die Größe seines Genies zeigte. Dieses Stück wurde 1636 gespielt. Richelieu wurde auf Corneilles Ruhm eifersüchtig, und stellte sich an die Spitze der Kritiker und Tadler. Corneille blieb ruhig, das Publikum bewunderte und verehrte ihn. Dieses Stück machte durch sein

Neuheit einen so tiefen Eindruck, daß man lange noch sagte: schön wie der Cid. Drei Jahre darauf erschienen die Horazier; und Cinna ließ den Franzosen nichts mehr zu wünschen übrig. Dann kam Polykrates und Pompejus, und endlich der Lügner nach dem Spanischen, ein Stück, welches die erste Idee eines regelmäßigen Lustspieles gab. Das letzte Meisterstück unsers Dichters war Rodogune, man erkannte ihn noch im Heraklius, und in einer Scene des Sertorius; aber seine folgenden Stücke sind des großen Dichters nicht würdig.

Corneille hatte einen glücklichen Körperbau, war groß, voll, von einer angenehmen Gestalt, hatte einen schönen Mund, lebhafte volle Augen, voll Feuer, eine große Nase, ein offenes Gesicht und bedeutende Züge; aber alle die Vorzüge gingen beinahe verloren, durch das Einfache oder vielmehr Gemeine seines Betragens; er war gewöhnlich so nachlässig gekleidet, daß ein Spanier, der begierig war ihn zu sehen, ihn für einen der rohen normannischen Krämer hielt. Auch seine Unterhaltung zeigte wenig Geist, er sprach wenig und schlecht, seine Aussprache war fehlerhaft. Niemand las häßlicher seine Verse als er selbst. Dafür aber war sein Charakter vortrefflich. Er hatte einen Bruder, der auch so große Verdienste hatte; nur daß er von ihm verdunkelt wurde. Man hat demungeachtet auch Thomas Corneille Gerechtigkeit widerfahren

lassen, und seine Verdienste zu schätzen gewußt. Die beiden Brüder erschöpften alles, was brüderliche Liebe vermag: sie heiratheten zwei Schwestern, und lebten mit einander in der genauesten Verbindung. Beide hatten viele Kinder, lebten in dem nähmlichen Hause, und was das seltenste ist, beide waren Dichter und Freunde. Nach einer fünf und zwanzigjährigen Ehe hatten die beiden Brüder noch nie daran gedacht, die Güter ihrer Frauen zu theilen, und das geschah wirklich erst nach des Großen Corneille Tode.

Beide Brüder sonst an Genie nicht ähnlich, machten doch mit gleicher Leichtigkeit Verse. »Mein Gedicht ist fertig« sagte Peter, »ich muß es nur noch in Verse bringen«; und Thomas verfertigte ein schönes Trauerspiel: Ariane, in siebenzehn Tagen. Aber diese Leichtigkeit rächte sich auch; die Verse der beiden Brüder sind nicht schön, leicht und fließend genug.

Man erzählt, daß Corneille in seinem Alter sehr viele Ehren genossen habe, und daß man, wie bei den Prinzen, aufstand, wenn er ins Theater trat; doch ist es im Gegentheile auch gewiß, daß Corneille seine letztern Stücke an andere Theater verkaufen mußte, weil dasjenige, sie nicht mehr annahm, welches er doch selbst gestiftet hatte. Corneille starb als Ältester der französischen Akademie mit acht und siebenzig Jahren. Er war ein gerader, rechtlicher Mann, unabhängig, weder zu arm

noch zu reich, und also am besten geeignet, die römische Tugend zu schildern. Sein Bruder, Thomas Corneille folgte ihm in der Akademie nach, und lebte noch fünf und zwanzig Jahre.

Milton,

ein englischer Dichter.

Geboren 1608. Gestorben 1674.

Johann Milton wurde zu London aus einer adeligen Familie geboren. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, lernte latein, griechisch, hebräisch, französisch und italienisch, dann ging er auf Reisen. In Italien faßte er zuerst den Entwurf zu seinem verlorenen Paradiese, indem er der Vorstellung eines sehr abentheuerlichen Stückes: Adam, oder die Erbsünde, zusah. Zuerst wollte er diesen Stoff in einem Trauerspiele behandeln, das gewiß nichts getaugt haben würde, in der Folge aber erweiterten sich seine Ideen, und er beschloß ein Heldengedicht daraus zu machen. Jetzt hätte er vielleicht Hand angelegt, wenn ihn nicht die Unruhen in seinem Vaterlande nach London zurückgerufen hätten.

Miltons energischer Geist erhitzte sich an der neuen Ordnung der Dinge, welche nach Karls I. Tode in England eingeführt worden war: er schrieb mehrere Bücher darüber, und wurde dafür Staatssekretär bei Olivier und Richard Cromwell, welche Stelle er auch bis zur Restauration begleitete. Als die königliche Familie wieder eingesetzt wurde, war er zwei und fünfzig Jahre alt. Er war zwar in der Amnestie begriffen, die Karl II. den Feinden seines Vaters zugesagt hatte, aber er wurde durch die Verzeihungsakte selbst für unfähig erklärt, eine Stelle zu besitzen. In der Folge wollte man ihm doch seinen Platz zurückgeben, aber er schlug es aus, und sagte seiner Frau, die darüber höchst unzufrieden war: »Ihr Weiber würdet alles thun, in einem Wagen fahren zu können, ich aber will unabhängig leben und sterben.« Er war nicht reich, aber auch nicht äußerst arm; doch hatten seine langen Arbeiten seine Gesundheit geschwächt, und er hatte das Gesicht verloren. Durch Lektüre konnte er also seine Einsamkeit nicht erheitern, aber seine beiden Töchter lasen griechisch, hebräisch und mehrere Sprachen, die sie zwar nicht verstanden, und lasen ihm so, eine nach der andern, die Werke vor, welche er verlangte. Jetzt fieng er erst das verlorene Paradies an, und brachte neun Jahre mit diesem unsterblichen Werke zu. Damals hatte man aber wenig Achtung für ihn. Die schönen Geister

an Karls II. Hofe kannten ihn entweder nicht, oder schätzten ihm gering. Es ist natürlich, daß ein alter Sekretär Cromwells, der einsam lebte, blind und ohne Vermögen war, an einem Hofe übersehen oder verachtet wurde, der auf die nüchterne und ernste Regierung des Protektors allen Glanz des Hofes von Ludwig XIV. folgen ließ. Eine Probe des wenigen Zutrauens das man in Milton setzte, ist, daß er mit Mühe einen Buchhändler für sein verlorenes Paradies fand. Schon den Titel fand man anstößig, alles Religiöse war damals aus der Mode gekommen. Endlich gab ihm Thompson dreißig Pistolen für ein Werk, das den Erben eben dieses Thompsons mehr als 100,000 Pfund getragen hat. Und da fürchtete der Buchhändler noch, so sehr einen schlechten Kauf gemacht zu haben, daß die letzten fünf Pistolen erst bei einer zweiten Auflage bezahlt werden sollten, die Milton nicht erlebte. Er blieb arm und ohne Ruhm, von dem Schicksale bis zu seinem Ende verfolgt.

Das verlorene Paradies wurde also zu London sehr kalt aufgenommen, und Milton starb ohne daran zu denken, daß er einmal berühmt werden könnte. Lord Sommery und Doktor Atterbury, später Bischof zu Rochester, wollte endlich England ein Heldengedicht verschaffen; sie ermunterten also Thompsons Erben, eine schöne Auflage vom verlorenen Paradiese zu machen. Ihre Stimme erweckte

mehrere; endlich bewies der gelehrte Addison, daß Milton neben Homer und Virgil einen Rang einnehmen könnte; die Engländer fiengen an sich davon zu überzeugen, und Miltons Ruhm war gegründet.

Dieser Dichter, erschöpft von Arbeiten, Krankheiten und Kummer, starb zu Brunhill 1674 mit sechs und sechszig Jahren. Vorher noch hatte er ein zweites, kürzeres und schlechteres Gedicht: das wiedereroberte Paradies, herausgegeben.

Milton vertheidigte in seinen Schriften die Ehescheidung, woran wohl seine häuslichen Verdrießlichkeiten Schuld seyn mochten. Seine erste Frau war aus einer königlich gesinnten Familie, und verließ ihn in dem ersten Monate ihrer Ehe, weil er auf der Seite des Volkes war. Milton schrieb ein Werk über die Nothwendigkeit der Ehescheidung und überreichte es dem Parlamente. Nach ihm sollte die Ehe ein Zustand des Friedens und der Ruhe seyn, und schon bloß eine Verschiedenheit der Gesinnung zu ihrer Auflösung hinreichen. Diesen Grundsätzen gemäß suchte er sich ein junges Weib von seinem Alter, deren Charakter mit dem seinigen übereinstimmte, und wollte sie heirathen, als seine erste Frau mit Thränen zu ihm zurückkam, und ihn bat, sie wieder anzunehmen. Milton, durch diesen Beweis ihrer Liebe gerührt, rieth ihr, künftig das Hauswesen zu besorgen, ohne sich in politische Angelegenheiten zu mischen, und lebte in der Folge

sehr glücklich mit ihr, er war dreimal verheirathet, und hatte von jeder Frau eine Tochter.

Der Dichter war von mittlerer Größe, mager, aber ernsthaft und angenehm; ob er gleich im Alter blind wurde, so waren doch seine Augen schön und ohne Makel. Seine Unterhaltung war geistreich, im Umgange war er sanft und nachsichtig, seinen strengen Ernst versparte er für seine Schriften. Er war so mäßig, als es einem Weisen ziemt, der den Werth der Gesundheit kennt; die einfachste Nahrung bekam ihm am besten, er trank beinahe gar keinen Wein, litt aber doch an dem Podagra. Körperliche Übungen liebte er vorzüglich, besonders das Fechten. Nachdem er das Gesicht verloren hatte, ließ er eine Maschine verfertigen, auf welcher er täglich balanzirte. Er stand sehr früh auf, arbeitete bis Mittag, und widmete den übrigen Theil des Tages der nothwendigen Erholung. Auch die Musik hatte vielen Reiz für ihn, er sang so ziemlich, und spielte einige Instrumente sehr gut. Sein Lieblingsdichter war Homer, den er beinahe auswendig wußte.

Montecuculi,

ein großer kaiserlicher Feldherr.

Geboren 1608. Gestorben 1680.

Raymund von Montecuculi wurde 1608 im Modenesischen geboren, und focht zuerst unter seinem Oheim Ernst Montecuculi, welcher der kaiserlichen Artillerie vorstand. Er fieng als Gemeiner an, und schwang sich von Stufe zu Stufe, bis zu den höchsten Graden empor.

Die erste merkwürdige Unternehmung des jungen Montecuculi war, daß er 1634 an der Spitze von zwei tausend Reutern zehn tausend Schweden überfiel, die Nemeslau belagerten, und ihnen ihre Artillerie und Bagage wegnahm. Bald darauf wurde er geschlagen, und vom General Banner zum Gefangenen gemacht. Seine Gefangenschaft, welche zwei Jahre dauerte, benutzte er sehr wohl; er las vieles, und bildete seine natürlichen Anlagen immer mehr aus.

Als er endlich frei wurde, vereinigte er seine Truppen mit der Armee des Johann von Werth, und schlug in Böhmen den General Wrangel, wel-

cher im Treffen blieb. 1657 machte ihn der Kaiser zum Feldmarschall, und schickte ihn dem Könige von Pohlen, Johann Casimir, zu Hülfe. Montecuculi besiegte Rakotzy, den Fürsten von Siebenbürgen, verjagte die Schweden, und zeichnete sich gegen die Türken aus, indem er 1664 die Schlacht bei St. Gotthard gewann.

Zwischen dem Kaiser und Frankreich kam es 1673 zum Bruche, und Montecuculi wurde an die Spitze der kaiserlichen Truppen gestellt. Er nahm Bonn, vereinigte seine Armee mit dem Prinzen von Oranien, troz des Widerstandes, den ihm Conde und Türenne entgegen setzten, und erwarb sich durch diese Unternehmung einen großen Ruhm. Demungeachtet verlor er im folgenden Jahre das Commando, doch bekam er es 1675 wieder, um Türenne die Spitze zu bieten, dem er auch allein gewachsen war. Alle beide hatten den Krieg in eine Kunst verwandelt. Sie brachten vier Monate damit zu, daß sie sich verfolgten, alle ihre Stellungen beobachteten, und Lager bezogen, die größere Meisterstücke als gewonnene Schlachten waren. Einer und der andere urtheilte nur immer, was er in diesem Fall gethan haben würde, und hätte wirklich immer seines Gegners Absicht errathen. Sie setzten sich beide List, Geduld und Thätigkeit entgegen. Eine Kanonenkugel, die den französischen General tödtete, machte endlich diesen Auftritten ein Ende.

Montecuculi ließ seinem berühmten Feinde Gerechtigkeit widerfahren, und sagte: er müsse einen Menschen bedauern, welcher der Menschheit so viel Ehre gemacht hätte. Dann trat ihm der große Conde entgegen, der nach einigen verlorenen Gefechten den kaiserlichen General aufhielt.

Den Rest seines Lebens brachte Montecuculi mit friedlichen Beschäftigungen hin. An dem kaiserlichen Hofe zog er die Gelehrten an sich, beschützte sie, und stiftete die Akademie der Naturforscher. Endlich starb dieser Held zu Linz 1880 in seinem zwei und siebenzigsten Jahre.

Türenne,

einer der größten französischen Feldherren.

Geboren 1611. Gestorben 1675.

Heinrich von Latour, Vikomte von Türenne, war von Sedan gebürtig. In seiner Jugend ließ sein schwacher Körperbau fürchten, er würde die Beschwerden des Krieges nicht ertragen können. Müde immer seines Vaters Klagen darüber hören zu müssen, brachte er einmal eine Winternacht auf den

Wällen der Stadt zu. Weil er sein Vorhaben niemanden vertraut hatte, suchte man ihn lange Zeit, und fand ihn endlich auf einer Kanone eingeschlafen. Seine Erziehung war beinahe ganz militärisch, auch zog ihn seine Neigung zu den Waffen hin; er las nichts mit mehr Vergnügen, als die Erzählungen von Schlachten, und konnte sich von dem Leben Alexanders gar nicht trennen. Moriz von Nassau, sein Oheim, einer der größten Generale seiner Zeit, war sein erster Meister in der Kriegskunst. Als Türenne aus dieser Schule trat, wurde er 1634 an die Spitze eines französischen Regiments zu der Belagerung von la Motte, einer Stadt in Lothringen, abgeschickt. Der Marschall de la Force, welcher die Belagerung commandirte, ließ einen Wall angreifen, der das Schicksal des Platzes entscheiden sollte. Tonniens, sein Sohn, dem diese Unternehmung aufgetragen war, scheiterte; Türenne aber, der ihm folgte, bewerkstelligte den Auftrag durch einige Geniezüge, die alles in Erstaunen setzten. La Force hatte die Rechtschaffenheit, dem Hofe den ganzen Vorfall getreu zu berichten, und Türennens Hochachtung für ihn, stieg auf einen so hohen Grad, daß er in der Folge dessen Tochter heirathete.

Im Jahre 1637 erhielt er den Auftrag, das Schloß Sobre wieder zu erobern, und zwang in wenigen Stunden eine Besatzung von zwei tausend

Mann sich auf Gnade zu ergeben. Die ersten Soldaten, welche in die Festung kamen, hatten dort eine sehr schöne Frau gefunden, und zu ihm geführt; Türenne that, als glaubte er, ihre Absicht wäre gewesen, die Frau der Rohheit der übrigen Soldaten zu entziehen, und gab ihnen deßwegen große Lobsprüche. Er ließ darauf ihren Mann suchen, gab ihm seine Frau zurück, und sagte öffentlich: Sie danken die Ehre Ihrer Frau der Enthaltsamkeit meiner Soldaten.

1638 nahm Türenne Breisach, und im folgenden Jahre wurde er nach Italien geschickt, half die Belagerung von Casal aufheben, und leistete bei Turin große Dienste, welches der Marschall von Harcourt auf seinen Rath einnahm. In seinem drei und zwanzigsten Jahre war Türenne Feldmarschall geworden; mit zwei und dreißig Jahren 1644 erhielt er den Marschallsstab von Frankreich.

Jetzt vertraute man ihm unter den Befehlen des großen Conde die deutsche Armee, die er auf seine Kosten in den gehörigen Stand setzte. Auf diesem Feldzuge war Türenne sehr nützlich, weil Conde nach Paris zurückgekehrt war und ihm den Oberbefehl übertragen hatte. Zwar verlor er die berühmte Schlacht bei Marienthal, aber drei Monathe nachher trug er viel dazu bei, daß das Treffen bei Nördlingen gewonnen wurde. Dann setzte er den Churfürsten von Trier wieder in seine Staaten

ein. 1646 bewerkstelligte er die berühmte Vereinigung der schwedischen mit der französischen Armee, und zwang dadurch den Churfürsten von Bayern zum Frieden. Als aber dieser Fürst den Vertrag wieder brach, gewann Türenne gegen ihn die Schlacht von Zusmershausen, und vertrieb ihn völlig aus seinen Staaten.

In dem bürgerlichen Kriege wegen Mazarin trat Türenne auf die Seite des Parlaments, und ging dann nach Holland. Er kam nach Frankreich zurück; der Kardinal verweigerte ihm das Kommando der deutschen Armee, und er trat auf die Seite der Prinzen; wurde aber von Plessis Praslin geschlagen. Demungeachtet setzten die Spanier alles Zutrauen in ihn, sie schickten ihm 100,000 Pfund auf Rechnung dessen, was sie ihm versprochen hatten. Türenne erfuhr, daß die Prinzen in Freyheit gesetzt worden waren, schickte diese Summe zurück; und glaubte von einer Macht kein Geld mehr annehmen zu dürfen, mit der er nun alle Verbindung aufhob.

Als Türenne mit dem Hofe Frieden gemacht hatte, trat er nun gegen den Prinzen von Conde auf, welchem er in den Schlachten von Jergenau, Gien und in der Vorstadt St. Antoine lebhaft zusetzte. 1654 zwang er die Spanier, die Belagerung von Arras aufzuheben. Im folgenden Jahre nahm er Conde, St. Guillain, und andere Plätze. Dann

gewann er die berühmte Schlacht bei den Dünen, bemächtigte sich Dünkirchens, nahm Oudenarde, und den ganzen Rest des übrigen Flanderns, und zwang so die Spanier zu dem Pyrenäer Frieden 1660. So wichtige Dienste verschafften ihm die Stelle eines General-Feldmarschalls und obersten Befehlshaber aller königlichen Truppen. Im nähmlichen Jahre verließ er den Kalvinismus, und nahm die katholische Religion an.

In dem Kriege gegen Holland 1672 befehligte er die französische Armee, nahm vierzig Städte in 22 Tagen, trieb den Churfürsten von Brandenburg bis nach Berlin, gewann die Schlachten von Sientzheim, Ladenburg, Ensheim, Mühlhausen, und Türkheim, und warf die Kaiserlichen mit einer Armee von 60,000 Mann über den Rhein zurück.

Alle diese Unternehmungen so künstlich angelegt, mit so viel Beharrlichkeit geleitet, und mit einer solchen Schnelligkeit ausgeführt, wurden von Freunden und Feinden gleich bewundert, Türennes Ruhm wuchs, als man erfuhr, daß alles dieses gegen den Willen des Hofes, und den ausdrücklichen Befehlen des Kriegsministers Louvois entgegen, geschehen war, welcher Turennes Fortschritte beneidete.

Aber so groß auch Türennes Ruhm durch diesen Feldzug wurde, so tief fühlten ihn die unglücklichen Völker, welche hier jedes schwere Schicksal

des Krieges traf. Nach der Schlacht bei Sientzheim wurde die ganze Pfalz, dieses schöne und fruchtbare Land verheert welches mit Städten und Dörfern bedeckt war. Von seinem Schlosse zu Manheim sah der Churfürst zwei Städte und fünf und zwanzig Dörfer im Feuer auflodern. Verzweifelnd forderte er Türenne zum Zweykampf heraus. Türenne schickte den Brief dem Könige, welcher ihm verbot, die Ausforderung anzunehmen. Mit dem nähmlichen kalten Blute verheerte Türenne einen Theil des Elsasses, dem Feinde das Eindringen zu verwehren. Dann erlaubte er seiner Kavallerie Lothringen zu plündern. Man trieb dort solchen Unfug, daß ihn der Intendant schriftlich um Abhülfe ersuchte. Er antwortete frostig: Ich will es bei der Ordre sagen lassen. Vater seiner Soldaten, wollte er genannt werden, nicht Vater der Völker, welche immer das Opfer des Krieges sind.

Endlich setzte ihm das Wiener Kabinet in Montecuculi einen würdigen Feldherrn entgegen. Vier Monathe hatten sich die Generale durch taktische Bewegungen ermüdet, als Türenne, indem er den Platz für eine Batterie wählen sollte, von einer Kanonenkugel getroffen (27. Jul. 1675) sank. Er war vier und sechszig Jahre alt.

Die Kanonenkugel, welche ihn traf, nahm auch den Arm des Generallieutenants Saint Hilaire von der Artillerie. Sein Sohn weinte dar-

über. Nicht mich, sagte Saint Hilaire, diesen großen Mann mußt du beweinen. Türenne wurde vom Volke, und den Soldaten betrauert. Ludwig XIV. fühlte wohl, was er an ihm verlor, und ließ seinem Andenken die Ehren erweisen, welche sonst nur Prinzen vom Geblüte zukamen. Der Körper dieses großen Mannes wurde in der Kirche St. Denis begraben, und sein Denkmahl neben dem der Könige aufgestellt.

Während der Revolution mißhandelten einige Elende die Asche der Prinzen, und verschonten selbst die des großen Türenne nicht. Seine Ueberreste blieben so einige Zeit ganz verlassen; endlich sammelte sie Lenoir, der Vorsteher des Museums der Nationalalterthümer, und errichtete ihnen in dem Garten des Museums ein Grab, neben Racine, Boileau und Lafontaine. Bonaparte ließ diese ehrwürdigen Reste in die Kirche der Invaliden bringen, wo sie nun freylich in jeder Hinsicht an ihrem besten Platze sind.

Türenne war in seinen Kriegen nicht immer glücklich; er wurde bei Marienthal, Rhetel und Cambray geschlagén; auch gestand er selbst, daß er Fehler gemacht habe. Er machte nie glänzende Eroberungen, schlug keine entscheidenden Hauptschlachten, deren Ausgang eine Nation der andern unterwürfig gemacht hätte; aber weil er immer seine Fehler wieder verbesserte, und mit wenigen

Mitteln große Dinge ausführte, galt er für den geschicktesten Feldherrn von Europa, zu einer Zeit, wo die Kriegskunst die meisten Fortschritte gemacht hatte. Man hat ihm seinen Abfall in den Kriegen der Fronde sehr verargt; aber obgleich er in seinem sechszigsten Jahre ein Staatsgeheimniß aus Liebe verrieth, ob er gleich die Pfalz mit unnöthiger Grausamkeit verheerte, so erhielt er doch den Ruf eines weisen, vernünftigen und gemäßigten Mannes, weil seine großen Tugenden und Talente, die ihn auszeichneten, die Schwächen und Fehler vergessen machten, die er mit andern Menschen gemein hatte.

Das Leben Türennes ist voller Züge, die ihm eben so viel Ehre machen, als seine Kriegstalente. Während des holländischen Krieges trug ihm ein General einen Gewinn von viermalhunderttausend Franken an, von denen der Hof nichts wissen konnte. Ich danke Ihnen, sagte Türenne, aber ich habe viele ähnliche Gelegenheiten ausgeschlagen, und werde in meinem Alter nicht anfangen. Bald darauf trug ihm eine ansehnliche Stadt hunderttausend Pfund an, wenn er ihr Gebiet nicht betrete. Eure Stadt, sagte er zu den Deputirten, liegt nicht auf dem Wege, welchen ich mir vorgezeichnet habe, ich kann also euer Geld mit gutem Gewissen nicht annehmen. Seine Großmuth glich seiner Uneigennützigkeit. Einmal verkaufte er alles, bis auf sein

Silbergeschirr, die Truppen bezahlen zu können. Mit seinen Soldaten sprach er, wie ein Vater, und theilte Geld unter sie aus. Wenn er keines bei sich hatte, lieh er es von dem ersten Offiziere aus, der ihm begegnete, und schickte ihn dann zu seinem Intendanten, sich bezahlen zu lassen. Dieser vermuthete, daß manchmal mehr verlangt worden wäre, als man hergegeben hätte, und rieth für die Zukunft für die geliehenen Summen einen Zettel herzugeben. Nein, nein, sagte Türenne, geben Sie nur was man verlangt; es ist nicht möglich, daß ein Offizier etwas verlange, daß er nicht hergegeben hat, oder er ist in der äußersten Noth, und dann muß man ihm helfen. Demungeachtet war er nicht sehr reich. Er bemerkte, daß einige Regimenter sehr zerrissen aussahen, und als er sich heimlich überzeugt hatte, daß die Unordnung von der Armuth, nicht von der Nachlässigkeit der Hauptleute herrühre, ließ er beträchtliche Summen unter die Leute vertheilen, um das Korps wieder in guten Stand zu setzen; zugleich ließ er glauben, daß diese Wohlthaten vom Könige kämen. Ein Offizier war in Verzweiflung, in einem Gefechte zwei Pferde verloren zu haben, welche er jetzt nicht vom Neuen anschaffen konnte. Türenne gab ihm zwei von den seinigen, verbot ihm aber aufs strengste, jemanden davon etwas zu sagen: sonst, sagte er, würden

auch andere zu mir kommen, und jedermann kann ich nicht geben.

Aber was Türenne am achtungswürdigsten macht, ist, daß er mit dem Blute und der Mühe seiner Soldaten geizte. Es braucht dreißig Jahre zu einem guten Soldaten, pflegte er zu sagen, und lieferte nie eine Schlacht, als wo es die Noth erforderte. Conde, der nicht so tugendhaft war, rief bei dem Blutbade von Senef aus: Eine Pariser Nacht ersetzt das alles wieder.

Moliere,

der beste komische Dichter der Franzosen.

Geboren 1620. Gestorben 1673.

Johann Poguelin wurde 1620 geboren. Sein Vater war Hoftapezierer, und bis in sein vierzehntes Jahr blieb der Knabe in dessen Gewölbe, und lernte kaum ein wenig lesen. Seine Aeltern erhielten auch beim Könige die Anwartschaft auf seines Vaters Stelle. Aber Johann fühlte unüberwindliche Abneigung gegen seines Vaters Handwerk, und brachte es endlich mit sehr vieler Mühe

dahin, daß er in ein Jesuitenkollegium geschickt wurde. Der junge Poguelin folgte hier die fünf Schuljahre durch, dem ersten Prinzen von Conti, der in der Folge sein Freund, und der Beschützer der Künste wurde.

Poguelin bildete sich unter Gassendi weiter. Aber weil sein Vater unpäßlich geworden war, mußte er dessen Dienste beim Könige versehen; er folgte Ludwig XIII. nach Paris und seine Neigung fürs Theater flammte vom Neuen auf.

Aus wandernden Truppen hatte Peter Corneille ein ordentliches Theater gebildet, mehrere kleine Gesellschaften folgten diesem Beispiele, Poguelin verband sich auch bald mit mehreren jungen Leuten zu einem Schauspiele, das den Ehrennahmen des berühmten erhielt. Jetzt entschloß sich Poguelin erst, seine Bemühungen und Kräfte ganz auf das Theater zu verwenden. Um aber der Zeitvorurtheile zu schonen, nahm Poguelin den Namen Molière an, wie auch schon ein anderer tragischer Dichter einer Pilixena hieß.

Moliere verfertigte jetzt mehrere kleine Stücke, ehe er mit dem ersten regelmäßigen Lustspiele: l'etourdi, der Wüstling auftrat. Von Lyon, wo das Stück zuerst gespielt worden war, ging er nach Languedok, wo ihn der Prinz von Conti, mit dem er einst studiert hatte, zu seinem Sekretär machen wollte. »Ich bin,« sagte Moliere, »ein ziemlich

guter Schauspieler, und würde ein schlechter Sekretär werden. Nachdem er so einige Zeit die Provinzen durchzogen hatte, kam er 1658 nach Paris zurück. Der Prinz von Conti verschaffte ihm jetzt Zutritt zu dem Monsieur, einzigen Bruder Ludwigs XIV. Man beredete endlich Moliere, sich mit seiner Truppe in Paris niederzulassen und des Königs Bruder beschützte sie; zwei Jahre darauf räumte man ihm sogar den Saal des Palais royal ein. Moliere gab seine Stücke von 1658 bis 1573. Nicht alle haben gleichen Werth; aber die sorgsamer ausgearbeiteten sind Meisterstücke, z. B. Tartüffe der Menschenfeind, u. a. Im tragischen war er nicht stark; seine Trauerspiele sind schwach und frostig, dafür aber ist er der beste Komiker, feinste Beobachter und witzigste Kopf, der noch im Lustspiele für das Theater gearbeitet hat.

Moliere war auch als Schauspieler ein vortrefflicher Komiker, aber auch hier gelangen ihm ernsthafte Rollen nicht. Er war weder mager noch fett, ziemlich groß, hatte einen guten Anstand, und schönen Fuß. Sein Schritt war bedächtlich, sein Aussehen sehr ernsthaft, die Nase groß, eben so der Mund, die Lippen dick, und die Gesichtsfarbe braun, die Augenbraunen schwarz und stark, und die Bewegungen damit, dienten ihm zu vielen sehr komischen Wirkungen. Sonst war er sanft, gefällig, großmüthig, und sprach sehr gerne; wenn er

seine Komödien vorlas, so wollte er, daß die Schauspieler ihre Kinder dazu herführen, und von deren natürlichen Regungen lernen sollten.

Moliere hatte nur tausend Livres Gehalt, aber das Glück, welches seine Stücke machten, verschaffte ihm ein hinreichendes Auskommen; am Ende hatte er beinahe dreißigtausend Livres Renten, die damals doppelt so viel Werth hatten, als heut zu Tage.

Von seinen Gütern machte Moliere einen weisen und edlen Gebrauch; er hatte immer die geistreichsten Männer um sich versammelt. Zu Anteuil hatte er ein Landhaus, wo er sich oft von den Beschwerden seiner Kunst erholte. Der große Conde fand Molieres Umgang nicht allein angenehm, sondern auch belehrend.

Moliere unterstützte junge Talente, unter andern auch Racine, dessen erstes Stück zwar nicht gespielt werden konnte, wofür ihm aber doch Moliere hundert Louisdors gab, und ihm zugleich den Plan zu den feindlichen Brüdern vorlegte. Demungeachtet konnten Moliere und Racine in der Folge nie Freunde werden.

Ein Mal gab Moliere einem Armen Almosen. Einen Augenblick darauf kömmt dieser zurück: »Mein Herr,« sagte er, »Sie hatten vielleicht nicht die Absicht, mir einen Louisdor zu geben, hier bringe ich ihn zurück.« »Behalte ihn mein Freund,«

sagte Moliere, »und hier hast du noch einen andern.« Dann rief er aus: »Wohin wird sich noch die Tugend verbergen!«.

In seinem Hauswesen war Moliere nicht glücklich. Er hatte 1661 ein junges Mädchen geheirathet; die Ungleichheit der Jahre, und die Reize der Verführung machten ihm vielen Kummer. In seinem letzten Stücke, der eingebildete Kranke, wurde er, dessen Brust schon vorher durch Blutauswerfen geschwächt war, von einer Convulsion überfallen, und sterbend nach Hause gebracht; wo er, 1674 an dem Blute erstickte, das ihm beim Munde herauslief, in seinem drei und fünfzigsten Jahre. Er hinterließ eine geistreiche Tochter.

Molieren wurde erst nach manchen Weigerungen ein ehrliches Begräbniß gestattet, dafür aber stellte 1778 die französische Akademie seine Büste in dem Saale neben dem Bildnisse der Akademiker auf. Seine Asche wurde gesammelt, nnd im Museum an der Seite Boileaus, Lafontaines und Racines aufbewahrt.

Locke,

ein vortrefflicher englischer Metaphysiker.

Geboren 1632. Gestorben 1704.

Johann Locke gehört zu den Menschen, welche eine Reform der Ideen hervorbrachten. Sein Vater, Hauptmann bei der Parlamentsarmee gegen Carl I., ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben; aber Locke, den schon seine eigenen Schlüsse über sein Zeitalter hoben, lernte die peripathetische Philosophie mit Widerwillen, und vergaß sie geschwind wieder. Jetzt fielen ihm Descartes Werke in die Hände, und mit ihnen ein Lichtstrahl in seine Seele. Er suchte seit der Zeit das zu beobachten, was in ihm vorging, und so kam er den Verstandesverrichtungen des Menschen auf die Spur. Während seiner langen Selbstbeobachtung verlegte sich Locke auf die Medicin, mußte aber diese Wissenschaft wegen seiner schwächlichen Gesundheit wieder aufgeben. Dann reiste er nach Deutschland und Frankreich, und übernahm bei seiner Zurückkunft die Erziehung des Lords Shaftesbury, der in der Folge Kanzler


II.B.98.S.
Locke
Racine
Newton
Leibnitz
Bayle
Malborough

von England wurde, und unserm Philosophen eine Sekretärsstelle gab. Als 1673 der Kanzler stürzte, verlor auch Locke seine Stelle, und er ertrug diesen Verlust sehr gleichgültig.

Seine sehr schwache Gesundheit bewog ihn, 1670 eine Reise nach Montpellier zu machen, von wo er nach Paris und Holland ging. In dem letztern Lande endigte er sein Werk: vom menschlichen Verstande, und ließ es öffentlich erscheinen, ein wahres Meisterstück des menschlichen Geistes, das uns in der Kenntniß des Menschen um einen großen Schritt weiter geführt hat.

Während Locke durch seine Werke seiner Nation Ehre brachte, wurde er angeklagt, in Holland Bücher gegen England herausgegeben zu haben, und verlor seinen Platz im Collegium zu Oxford. Nach dem Tode Carls II. wollten sich seine Freunde um Gnade für ihn verwenden, er antwortete aber: wenn man unschuldig sei, bedürfe man keine Gnade.

Dann ward er in die Anklage gegen den Herzog von Montmouth verwickelt, und die Untersuchung von Jakob II. den Generalstaaten geschickt. Er hielt sich verborgen, bis seine Unschuld anerkannt wurde. Nachdem Jakob vom Throne gestürzt war, ging Locke auf eben der Flotte in sein Vaterland zurück, welche den Prinzen von Oranien als König von England führte.

Jetzt änderte sich sein Schicksal, und leicht

hätte er Würden und Aemter erlangen können; er begnügte sich mit der Stelle eines Handels-Kommissärs der englischen Colonien, die er bis 1700 mit Beifall bekleidete. Dann legte er sie nieder, weil ihm die Londner Luft gar nicht zuträglich war. Diese Stelle trug viel ein, er hätte sie verkaufen können, aber er quittirte ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Locke liebte sein Vaterland. Er gab den Rath, die Münze auf öffentliche Kosten umzugießen, ohne ihren Werth zu verringern. Endlich müde der Geschäfte und Sorgen, begab er sich zu seinem Freunde Marsham, zehn Meilen von London, wo er den Rest seiner Tage in tiefem Frieden hinbrachte, bis er 1704 starb, indem er seine Freunde ermahnte, dieses Leben als eine Vorbereitung des künftigen anzusehen.

Racine,

einer der besten französischen Dichter.

Geboren 1639. Gestorben 1699.

Johann Racine wurde zu Ferte-Milone aus einer edlen Familie geboren, und studierte zu Port-

Royal. Der Vorsteher Claude Lancelot entdeckte so glückliche Anlagen in dem Jünglinge, und gab sich so viele Mühe mit ihm, daß er schon in einem Jahre die griechischen Schriftsteller verstand. Sein Geschmack entschied für das tragische Fach: Euripides wurde sein Vorbild. Sein größtes Vergnügen war, einsam in einem Wald herumstreifend, die Meisterstücke der griechischen Tragiker immer wieder zu lesen. Der griechische Roman Theagenes und Chariklea machten ihm auch vieles Vergnügen, aber Lancelot ließ ihn aus blindem Eifer verbrennen. Racine kaufte ein zweites Exemplar, welches das nähmliche Schicksal hatte; aus einem dritten lernte er endlich den ganzen Roman auswendig. Dann trug er ihn selbst zu seinem Meister, und sagte, er könne dieses Exemplar nun auch, wie die beiden andern, verbrennen.

Seine ersten Versuche in der lateinischen und französischen Dichtkunst waren nicht glücklich. Das erste Stück aber, welches er 1660 bei Gelegenheit der Vermählung des Königs machte: Die Nymphe der Seine, war das beste aus allen damals erschienenen Gedichten. Chapelain, damals oberster Richter auf dem Parnasse, sprach so vortheilhaft zu Colbert von dem jungen Dichter, daß ihm der Minister hundert Louisd'ors als vom Könige schickte, und ihm bald darauf eine Pension von sechshundert Livres verschaffte.

Dieser glückliche Anfang ermunterte den Dichter, welchem sein Onkel, Canonicus und Generalvikar von Usez, vergebens eine reiche Pfründe anbot. Doch studierte er diesem Onkel zu Gefallen die Theologie, trieb aber das Studium seiner griechischen Classiker, besonders Plutarch's und Plato's mit allem Fleiße fort.

Als er 1664 nach Paris zurück kam, machte er Molieres Bekanntschaft, und brachte ihm eine Tragödie: Theagenes, die aber nicht aufgeführt werden konnte, und wogegen ihm Moliere den Plan zu einer Thebaide gab, die bald fertig war und Spuren des Genies trug, aber noch weit von der Vollendung seiner spätern Werke entfernt ist. Bald darauf zertrug sich Racine mit Moliere, sie blieben immer kalt gegen einander, ob sie sich gleich wechselweise Gerechtigkeit widerfahren ließen. Hingegen fand Racine an Boileau einen aufrichtigen und beständigen Freund.

Im folgenden Jahre 1665 erschien Alexander. Corneille tadelte dieß Stück, und sagte zu Racine, daß er ein großes Talent zur Dichtkunst, aber keines zum Trauerspiele habe. Erst zwei Jahre später kam Andromache, die mit dem allgemeinsten und ungetheiltesten Entzücken aufgenommen wurde.

Auf Andromache folgte Brittannicus, der aber nicht so gut gefiel, und dessen Schönheiten erst nach und nach anerkannt wurden. So fuhr er auf seiner

rühmlichen Laufbahn fort; 1677 beschloß er, mit Phädra, seine dramatischen Arbeiten.

Racine's Feinde erfuhren, daß Racine an seiner Phädra schon seit zwei Jahren arbeite, sie bestachen also einen schlechten Dichter Prado, der in sechs Wochen auch eine Phädra zusammenschrieb, und zwei Tage vor Racine's Stück auf das Theater brachte. Dieses Machwerk wurde Anfangs wirklich besser als Racine's Meisterstück aufgenommen, weil der Verfasser viele Gönner hatte. Racine wollte aus Aerger und Verdruß ins Kloster gehen; sein Direkteur rieth ihm aber, er möchte sich lieber verheirathen, und Racine verband sich wirklich mit der Tochter eines Schatzmeisters von Amiens, that aufs Theater Verzicht, und lebte glücklich. Aber die Welt und Nachwelt hat seine Werke verloren, er war damals erst sechs und dreißig Jahre alt.

Ludwig XIV. trug ihm nun mit Boileau zugleich auf, seine Geschichte zu schreiben, aber keiner schrieb etwas, sie bezogen nur die Gehalte, welche sie freilich von andern Seiten verdienten. 1673 wurde Racine in die Akademie aufgenommen.

Racine war spitzig und reizbar. »Racine,« sagte Despreaux, »ist noch boshafter als ich.« Das kam von seiner Eigenliebe, die ihn für Tadel und Lob empfindlich machte; wenn man aber viele seiner rührenden und zärtlichen Gemälde liest oder sieht, so wird die Bösartigkeit eines solchen Dich-

ters unerklärbar, wenn man gleich dieß Wort im mildern Sinne nimmt. — Auch im Lustspiel war Racine nicht unglücklich, und seine Prozeßsüchtigen sind voll gefälliger Züge und origineller Situationen.

Racine hatte also aufs Theater Verzicht gethan, und spielte nun den Hofmann. Man erwartete nichts mehr von ihm, als ihn die Frau von Maintenon um ein geistliches Stück bat, das man in Saint-Cyr spielen könne. Der Dichter verfaßte das Trauerspiel Esther, welches durch die Schönheit der Verse, und die vielen gelungenen Anspielungen den größten Beifall erhielt, und im Theater zu Paris aufgeführt wurde. Kaum war das Stück gedruckt, als man es schwach und frostig fand. Tausend Louisd'ors trösteten den Dichter über die Kritiken seines Werkes; er erhielt Befehl, ein neues Stück dieser Art zu verfertigen, und wählte Athalia. Das war ein Meisterstück, aber das Publikum erkannte damals dessen großen Werth nicht.

Racine's Leben war nun sehr angenehm. Der König unterschied, liebte ihn, und hörte ihn gerne mit dem Anstande und Feuer sprechen, welche ihm eigen waren. Er hatte ihn unter die Zahl seiner gewöhnlichen Edelleute gesetzt, und ließ ihn während seiner Krankheiten in seinem Zimmer schlafen. Racine's Eitelkeit schätzte diese Ehre für das höchste Glück, aber sie dauerte nicht. Die Frau von Main-

tenon begehrte von ihm einen Aufsatz über das Elend des Volkes, welches sie gewahr wurde. Der König, als er diese Schrift sah, ward aufgebracht, und verbot Racine, ihm wieder unter das Gesicht zu kommen. »Will der Dichter,« sagte er zornig, »auch Minister seyn?« — Racine wurde dadurch so erschüttert, daß er ein Fieber bekam, und 1699 in seinem sechszigsten Jahre starb. Er war äußerst gewand, fein und artig gewesen; mit anscheinender Sanftmuth verband er doch zuweilen viele Bitterkeit; doch wußte er seine Menschen zu wählen. »Glaube nicht,« sagte er zu seinem Sohne, »daß mir meine Stücke alle diese Auszeichnungen zuziehen. Corneille macht hundertmahl schönere Verse als ich, und doch ist er ganz unbemerkt; man liebt ihn nur im Munde der Schauspieler, ich hingegen ennuyre die Leute nicht mit dem Vorlesen meiner Werke, sondern unterhalte sie von dem, was ihnen angenehm und interessant ist. Meine Kunst ist nicht, ihnen zu zeigen, daß ich Geist habe, sondern sie zu überzeugen, daß sie welchen besitzen.« Sonst war Racine ein braver Mann, wahrer Freund, guter Gatte und Vater: nur hatte er mit vielen Dichtern eine etwas starke Eitelkeit gemein.

Newton,

ein berühmter Mathematiker.

Geboren 1642. Gestorben 1727.

Isaac Newton wurde aus einer adeligen Familie zu Stolstrop in der Provinz Linkolm in England geboren. Die Geometrie und Mathematik zogen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, aus Descartes und Keppler schöpfte er seine ersten Kenntnisse. Man sagt, daß er mit vier und zwanzig Jahren schon alle Entdeckungen gemacht habe, durch welche er in der Folge so berühmt wurde; aber er wollte sie fest gründen, und auf alle mögliche Erfahrungen stützen, und erst mit fünf und vierzig Jahren gab er sein Buch über die mathematischen Prinzipien der natürlichen Philosophie heraus. In diesem Werke enthüllte er das Attractionssystem, und schien den Schleier aufzuheben, welchen die mechanische Einrichtung des Weltalls bedeckt.

Siebenzehn Jahre darauf erschien eine Optik, oder eine Abhandlung von dem Lichte und den Farben. Er gibt darinnen die vollkommenste Erklärung von dem Lichte, und zeigt gleichsam die Anatomie

der Strahlen. So verbesserte er auch die Ferngläser; und erfand eines, welches Gegenstände nicht durch das Zurückwerfen, sondern durch die Strahlenbrechung zeigte.

Newton's Ruhm hatte sich durch ganz Europa verbreitet, und sein Vaterland zeigte sich für die Ehre dankbar, welche ihm Newton zuzog. 1696 machte ihn der König zum Münzbewahrer, und drei Jahre darauf zum Münzmeister. Dieser Dienst war sehr einträglich, und Newton, schon durch seine väterlichen Güter reich, machte von seinem Vermögen einen weisen Gebrauch. Er verachtete die Pracht, außer wenn es die Umstände verlangten, daß er sich glänzend zeigte, und wendete sein übriges Vermögen zu Wohlthaten an; er wollte nicht erst nach seinem Tode sein Vermögen vergeben, sondern noch während seiner Lebenszeit das Vergnügen genießen, Gutes zu thun. Er flößte so viele Achtung und Ehrfurcht ein, daß ihn alle englischen Gelehrten freiwillig zu dem Ersten aus ihnen erklärten. 1703 erhielt er den Platz eines Präsidenten der königlichen Gesellschaft, den er bis zu seinem Tode behielt, das einzige Beispiel, das man sich gerne gefallen ließ, ohne für die Zukunft etwas ähnliches zu fürchten. Die Akademie der Wissenschaften in Paris erwählte ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede. 1705 machte ihn die Königin

Anna zum Ritter, und unter dem König Georg stand er bei Hofe in dem größten Ansehen.

Wenn sein großes Genie solche Auszeichnungen verdiente, so entsprach diesem auch sein Charakter vollkommen. Zu allen Tugenden, welche die Menschen ehren, fügte er noch Bescheidenheit, Freundlichkeit und Sanftmuth hinzu: ohngeachtet seines glänzenden Glückes war er nie stolz. Seine Nüchternheit, und die Weisheit seines Betragens, verlängerten sein Leben bis auf fünf und achtzig Jahre. Dieser Philosoph hatte eine solche innere Ueberzeugung von dem Daseyn und der Größe Gottes, daß er diesen Namen nie ohne tiefe Rührung aussprechen hören konnte. Er hieng der englischen Kirche eifrig an, war aber doch nie intolerant, und beurtheilte die Menschen nach ihrem Verhalten. Er kommentirte die Offenbarung Johannes, ein sehr schwaches Werk: dann schrieb er noch einen Abriß der Chronologie, eine allgemeine Arithmetik, und einen Traktat von den Flüssigkeiten.

Wie der Londner Hof seinen Tod vernahm, befahl er, daß Newtons Körper, wie dieß bei den höchsten Ständen geschieht, auf einem Paradebette ausgestellt, und dann in die Westmünster Abtey gebracht werden sollte, wo man ihm ein herrliches Grabmal errichtete. Bei dem Trauergange wurde der Sarg von dem Großkanzler und drei Pairs von England getragen.

Leibnitz,

ein deutscher Weltweiser.

Geboren 1646. Gestorben 1716.

Wilhelm Gottfried Baron von Leibnitz, wurde 1646 zu Leipzig geboren. Seine mathematischen Arbeiten brachten ihm seinen vorzüglichsten Ruhm, aber er beschränkte sich nicht darauf; als ein wahres Universalgenie umfaßte er alle Wissenschaften. und machte in allen die vortrefflichsten Fortschritte Er hatte Geschmack an den Werken der Dichtkunst und war ein vortrefflicher Politiker. Die Fürsten von Braunschweig wählten ihn, die Geschichte ihres Hauses zu schreiben. Er durchsuchte deßwegen alle Abteyen Deutschlands, und ging selbst nach Italien, dort Nachsuchungen anzustellen. Wie er zur See von Venedig nach Mesola im Ferraresischen ging, wurde er von einem Ungewitter überfallen, und die Matrosen, welche glaubten, daß dieser deutsche Ketzer Ursache daran sey, wollten ihn in das Meer werfen, den göttlichen Zorn zu versöhnen. Leibnitz, der ihre Sprache verstand, zog einen Rosenkranz

aus der Tasche, bethete ihn ab, und rettete so sein Leben.

Die Herausgabe der Früchte seiner Nachforschungen brachte ihm Stellen und Einkünfte. Ernst August machte ihn 1669 zu seinem geheimen Justizrath, er war es schon vom Churfürsten von Mainz, und dem Herzoge von Braunschweig Lüneburg; nun wurde er auch kaiserlicher Hofrath. Auf einer Reise, die er nach Frankreich machte, wollte man ihm unter den vortheilhaftesten Bedingungen festhalten, aber weil er zugleich seine Religion verändern sollte, schlug er dieß Anerbieten aus; er wurde also zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris aufgenommen. Die zu Berlin dankt ihm ihre Stiftung; sie wurde 1700 nach seinem Plane entworfen, und er blieb ihr beständiger Präsident.

Leibnitz hatte 1684 zu Leipzig die Regeln der Differentialrechnung bekannt gemacht. Die Bewunderer Newtons schrieen sogleich über literarischen Diebstahl. Leibnitz antwortete mit dem ganzen Ungestüme eines Mannes der sich unschuldig weiß, aber um jeden Verdacht abzuwälzen, brachte er die Sache vor die Londner königliche Gesellschaft. Diese untersuchte die Schriften und Akten, und erklärte dann aus Partheilichkeit Leibnitz des Plagiats schuldig. Diese Entscheidung kränkte Leibnitz bis an seinen Tod, doch war es das einzige un-

angenehme Ereigniß, welches sein Leben trübte. Im nähmlichen Jahre 1711 besuchte ihn der Czaar Peter I. zu Torgau, und behandelte ihn mit der Hochachtung, die ein gekrönter Weiser dem Weisen bezeigt, der eine Krone verdiente. Er gab ihm den Titel seines geheimen Raths und einen ansehnlichen Gehalt. Mit seinem väterlichen Vermögen, und seinen übrigen Einkünften konnte Leibnitz für reich gelten, demungeachtet lebte er sehr einfach, man beschuldigte ihn sogar des Geizes. Das war aber Verläumdung, er lebte nach seiner Phantasie, dachte aber nicht darauf, Geld aufzuhäufen, sondern überließ vielmehr alle Geschäfte seinen Hausleuten, und gab so mehr durch seine Nachlässigkeit aus, als andere Menschen durch ihre Verschwendung.

Sonst war er ein liebenswürdiger Philosoph, hatte eine gute Laune, und wußte sich in Jedermann zu schicken. Sein Gedächtniß war bewunderungswürdig, und leistete ihm in allen Fächern die trefflichsten Dienste. Er war von mittlerer Größe, mehr mager als fett, sein Angesicht war sanft, und sein Gesicht kurz aber sonst sehr gut.

Wir haben gesagt, daß keine Art der menschlichen Kenntnisse ihm fremd war; nebst seinen historischen und mathematischen Werken schrieb er auch über Rechtsgegenstände, machte Verse, und beschäftigte sich mit der Mechanik, er dachte dar-

auf, die Wägen bequemer einzurichten, schlug eine Windmühle vor, das Wasser aus den tiefsten Mienen zu schöpfen, erfand eine Rechenmaschine, die von der des Pascal verschieden war, und machte einen chimärischen Entwurf zu einer allgemeinen Sprache. Das philosophisch-moralische Werk, welches ihm die meiste Ehre machte, war die Theodicee, oder Versuch über die Güte Gottes und die Freiheit des Menschen. Man findet darin eine ungeheuere Belesenheit, merkwürdige Anekdoten von Büchern und Menschen, lichte und erhabene Ansichten, einen kräftigen Styl und eine blühende Einbildungskraft. Demungeachtet sind viele sonderbare Meinungen darin enthalten. Er unternahm das Werk auf die Ermahnung des Königs von Preußen, der Bayle's Einwürfe gegen die Güte Gottes, und den Ursprung des Guten und Bösen, beantwortet wissen wollte. Sonst war Leibnitz gegen alle theologische Streitfragen äußerst gleichgültig, und hatte in seinen Schriften die Toleranz eines wahren Weisen. Unter andern unausführbaren Projekten, welche Leibnitz entworfen hatte, befand sich auch eines, Europa sowohl geistlich als weltlich einem einzigen Oberhaupte zu unterwerfen. Er schlug dazu den deutschen Kaiser und den Pabst vor.

Dieser Philosoph, der als einer der allergrößten Köpfe ewig glänzen wird, starb 1716 zu Hannover in seinem siebenzigsten Jahre.

Bayle,
ein französischer Philosoph.

Geboren 1647. Gestorben 1706.

Peter Bayle wurde zu Carlat geboren. Die großen Anlagen, welche er in seiner Kindheit zeigte, bewogen seinen Vater, auf seine Erziehung alle Mühe zu verwenden, darum er auch bis in das neunzehnte Jahr seines Sohns einziger Meister blieb. Bayle war in der reformirten Religion geboren, aber in seinem drei und zwanzigsten Jahre verließ er sie, und ging zum Katholizismus über; nicht lange darauf trat er wieder zu seinem ersten Glauben zurück. Jetzt mußte er aus Frankreich flüchten, und zu Copet nicht weit von Genf Lehrer werden. 1675 wurde die philosophische Kanzel von Sedan erledigt, er bewarb sich darum, erhielt sie, und las nun bis 1681, wo die Akademie dieser Stadt unterdrückt wurde. Dann ging er nach Rotterdam, wo man für ihn eine Kanzel der Philosophie und Geschichte errichtete. Hier gab er einen Theil der Werke heraus, die seinen Ruhm gründeten. Er

begann mit: Verschiedene Gedanken über den Kometen, der 1680 erschien. Hier wollte er das elende Vorurtheil zerstreuen, welches damals noch ganz allgemein herrschte, daß die Kometen große Ereignisse und Unglücksfälle ankündigen müßten. Das war also eines der ersten Werke, welches Europa zum Denken aufforderte, und also natürlich seinem Verfasser viele Feinde zuzog.

Er schrieb 1684 ein Journal unter dem Titel: Neuigkeiten aus der literarischen Republik; monatlich gab er eine Nummer heraus, und setzte dieß bis 1687 fort, wo ihn seine schwache Gesundheit aufzuhören zwang. Dieses Journal fand außerordentlichen Beifall, und gab das erste Muster einer angenehmen, weisen, gerechten und unpartheyischen Kritik. Als ein Menschenfreund und Feind alles dessen, was die Ruhe der Gesellschaft stören konnte, besonders aber religiöser Verfolgungen, war Bayle der erste Europäer, der beredt und freimüthig Toleranz predigte, und einen philosophischen Commentar über die Worte des Evangeliums schrieb: Zwinge sie einzugehen! Zu gleicher Zeit beging er die Unvorsichtigkeit, nach Jurieu, einem protestantischem Priester, die schlechte Geschichte des Calvinismus von dem Jesuiten Mainburg zu widerlegen, und das war die Ursache der Verfolgungen, welche er sein ganzes Lebenlang leiden mußte. Dieser Jurieu war eine Art Geisterseher, der Erscheinungen hatte,

und mit einem Worte ein Erzfanatiker. Er konnte es Bayle nie verzeihen, obgleich er mit ihm in Verbindung gestanden war, daß ihm dieser und zwar mit besserem Erfolge in den Weg getreten war; alle Triebfedern der Kabale setzte er ins Spiel, und brachte es endlich dahin, daß Bayle seine Kanzel und seinen Gehalt, sein einziges Einkommen verlor. Bayle wurde 1696 abgesetzt, und ein Jahr darauf erschien sein berühmtes historisch-kritisches Wörterbuch in vier Foliobänden.. Jurieu, höchst aufgebracht über Bayle's neuen Ruhm, suchte alles hervor, Fehler in dem Buche zu finden, und zeigte sie der Walloner Kirche an. Bayle mußte nun Verbesserungen versprechen.

Seine Feinde, damit noch nicht zufrieden, suchten ihn als einen Mann zu schildern, der die Ruhe des Staates störe, worin man ihn aufgenommen habe. Sie schrieben dem Staatssekretär Grafen von Sunderland, daß er mit dem Kriegsgefangenen Marquis Allegre Zusammenkünfte gehabt habe, daß er überall monarchische Prinzipien ausstreue, daß er immer Frankreichs Größe erhübe, die Alliirten aber und ihre großen Generale herabsetze u. s. w. Er würde auch gewiß das Opfer dieser Verläumdungen geworden seyn, wenn nicht Mylord Shaftesbury, der ihn liebte, dem englischen Minister die Augen geöffnet hätte. Bayle litt schon lange an einer Brustkrankheit, man wollte ihn zur

Ruhe und zu Arzneyen bewegen, aber er hatte seine Aeltern an der nähmlichen Krankheit sterben gesehen, hoffte von der Arzneykunst keine Hülfe, und fuhr mit der nähmlichen Thätigkeit und Geistesheiterkeit in seinen Arbeiten fort. Er starb als ein wahrer Weltweiser in seinem neun und fünfzigsten Jahre. Die Verwandten, welche er in seinem Testamente nicht bedacht hatte, wollten sein Vermächtniß umstürzen, aber das Parlament von Toulouse erklärte sich für den Erblasser.

Marlborough,

ein großer englischer Feldherr.

Geboren 1650. Gestorben 1722.

Johann Churchill, Herzog und Graf von Marlborough wurde zu Ashe in Devonshire geboren. Er focht zuerst unter Türenne, und benutzte die treffliche Schule. In seiner Jugend nannte man ihn nur den schönen Engländer, wegen seines prächtigen Körperbaues und schönen Gesichtes. Die Begierde höher zu steigen, verleitete ihn Anfangs zu manchen seiner unwürdigen Handlungen; so diente er Jakob II. bei einer Intrigue mit seiner eigenen

Schwester, verließ aber darauf diesen Fürsten im Unglücke, und schloß sich an Wilhelm, dem er auch nicht immer mit der nähmlichen Treue zugethan blieb. Er kabalirte beinahe immer gegen die Königin Anna, ob sie ihn gleich mit Wohlthaten überhäufte.

Sein Kriegsgenie schien der Erfahrung zuvorzueilen, wenigstens glaubte dieß der König Wilhelm, als er ihm nach der Schlacht von Boine 1690 die Unterwerfung des übrigen Irlands auftrug. In dem Kriege von 1701 wurden erst seine großen Talente sichtbar; hier war er beinahe ganz uneingeschränkt, und konnte ganz den Eingebungen seines Genies folgen. Ein eben so gewandter Unterhändler als großer Feldherr wurde er im Haag außerordentlicher und bevollmächtigter Gesandter, und suchte hier, so viel es immer möglich war, Feinde gegen Frankreich zu erregen. Als die Königin Anna den Thron bestieg, erhielt er den Orden des Hosenbandes, wurde zum außerordentlichen Gesandten in Holland und Oberbefehlshaber aller englischen Truppen ernannt. 1702 kommandirte er en Chef in den Niederlanden, und wurde Frankreichs gefährlichster Feind. 1704 gewann er mit Eugen die berühmte Schlacht bei Hochstädt, dann 1706 die bei Ramilies, und drei Jahre darauf die von Malplaquet. Jetzt schloß die Königin Anna mit Frankreich Frieden, Marlborough aber liebte seinen

Ruhm mehr, als die Ruhe von Europa; er verwarf diesen Frieden, und das mit einem solchen Stolze, daß ihn die Königin Anna aller seiner Würden entsetzte, wo er sich dann nach Antwerpen begab.

Als 1714 Georg zum Throne gelangte, wurde Marlborough wieder hervorgezogen, und in alle seine Würden eingesetzt. Einige Jahre vor seinem Tode zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, und starb mit Gütern und Ehren bedeckt zu Windsor-Logd 1722, in seinem drei und siebenzigsten Jahre. Seit einiger Zeit war er kindisch geworden, spielte mit seinen Pagen, und hatte die großen Ereignisse seines Lebens völlig vergessen. Er wurde sehr prächtig in der Westmünster-Abtei, in der Capelle Heinrichs VIII. beigesetzt.

Zu seinen andern Fehlern rechnen einige auch den Geiz, ob er gleich ein sehr großes Vermögen besaß. Ein Soldat sah einen andern englischen General, Petersborough, für den Feldherrn an, und bath ihn um ein Allmosen. »Ich bin nicht Marlborough,« antwortete dieser, »um dich ganz sicher davon zu überzeugen, schenke ich dir eine Guinee.« Sonst hatte unser Held alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, besonders Seelenruhe mitten in Gefahren.

II. B. 120 S.


Prinz Eugen
Peter der Grosse
Young
Karl XII
Pope
Montesquieu

Prinz Eugen,

ein großer österreichischer Feldherr und Staatsmann.

Geboren 1663. Gestorben 1736.

Franz von Savoyen, bekannt unter dem Titel des Prinzen Eugen, wurde 1663 zu Paris geboren. In seiner Jugend sah man keine Spuren dessen, was er einst werden würde. Man nannte ihn damals den Ritter von Carignan, darauf nahm er den kleinen Kragen, und hieß nun der Abbe von Savoyen. Da er aber keine Abtey erhalten konnte verließ er den geistlichen Stand, ging zum Militär, und bat um ein Regiment. Ludwig XIV. liebte ihn nicht, er schlug seine Bitte ab, und Eugen, tief beleidigt, trug 1683 seine Dienste dem Kaiser an; zugleich erklärte er, daß er auf Frankreich Verzicht leiste.

Als es der König hörte, sagte er zu seinen Hofleuten; »finden Sie nicht, daß ich einen großen Verlust erlitten habe?« Man versicherte sogleich allgemein, der Abbe von Savoyen sey immer ein verwirrter Kopf, und zu nichts tauglich gewesen. Bald darauf sah man, daß man sich betrogen hatte.

Das deutsche Reich war damals mit den Türken in Krieg verwickelt; durch Wunder der Tapferkeit erhielt Eugen ein Dragonerregiment. Glänzender erschienen seine Talente nach dem Entsatze von Wien. Der Kaiser schickte ihn zu dem Heere, welches unter dem Oberbefehle Carls V. Herzogs von Lothringen, und Maximilian Emanuels, Herzogs von Bayern stand. 1691 entsetzte er Coni, welches seit eilf Tagen belagert wurde, und nahm Carmagnole. 1697 erhielt er für seinen Muth und seine Dienste das Kommando der kaiserlichen Armee gegen die Pforte, und gewann die berühmte Schlacht bei Zentha, die dem Kaiser einen rühmlichen und nützlichen Frieden verschaffte. Mitten unter dem Glanze seines Ruhmes klagten Eugens Feinde ihn an, daß er den ausdrücklichen Befehlen des Kaisers entgegen, geschlagen habe. Bei seiner Ankunft in Wien wurde Eugen arretirt; aber in kurzer Zeit erhielt er nicht nur seine Freiheit wieder, sondern auch eine Vollmacht sich so zu benehmen, wie er es am besten fände. Die nähmliche Vollmacht wurde ihm auch im Successionskriege mit Spanien eingeräumt. Er ging über die Tyroler Schlünde nach Italien, bemächtigte sich des Postens von Carpi, nahm das Land zwischen der Etsch und Adda, ging im Angesichte der Franzosen über den Mincio, und schlug am Ufer des Oglio Lager. Der anspruchsvolle Villeroi, welcher den weisen

Catinat ersetzen sollte, wurde bei Chiari geschlagen, und verließ beinahe das ganze Mantuanische. Vendome, der ihm nachfolgte, verbesserte seine Fehler, und siegte bei Santa Viktoria und Luzzara, obgleich man für den letztern Sieg zugleich in Paris und Wien das Te Deum sang.

Eugen kehrte nach Wien zurück, und wurde zum Kriegspräsidenten ernannt. Als man ihm das Kommando der Armeen von Neuem anvertraute, gewann er 1704 die berühmte Schlacht bei Höchstädt, wurde aber im folgenden Jahre bei Cassano von Vendome geschlagen. 1706 war er glücklicher, er zog dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe, befreite Turin, welches die Franzosen belagert hielten, und brachte das ganze Mailändische wieder unter kaiserliche Gewalt, wofür er zum Dank das Gouvernement dieses Landes erhielt. 1707 mußten die französischen Truppen die Lombardei räumen, und General Daun bemächtigte sich des Königreichs Neapel. Eugen drang sogar in die Provence und Dauphine ein, mußte aber wieder zurückgehen. Nachdem er sich 1708 von den Ufern des Var an den Rhein zurückgezogen hatte, lieferte er den Franzosen die blutige Schlacht von Oudenarde, und zwang sie zur verwirrten Flucht, nahm darauf Lille, gewann das Treffen von Malplaquet, bemächtigte sich der Stadt Mons, stürmte 1710 die französischen Linien, nahm Douai und mehrere andere Städte, und würde

vielleicht Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht haben, wenn nicht Villars die Schlacht bei Denain gewonnen, und ihm so Einhalt gethan hätte.

Kaum hatte Karl VI. mit Frankreich Frieden geschlossen, als er schon seine Waffen wieder gegen die Türken kehren mußte. Der Großvezier Ali erschien mit ein hundert fünfzig tausend Mann an den Gränzen. Eugen schlug ihn bei Temeswar und Peterwardein, und unternahm dann die Belagerung von Belgrad, welches er nach einer sehr blutigen Schlacht einnahm, und worauf die Pforte den für sie nachtheiligen Passarowitzer Frieden 1718 eingehen mußte.

Die doppelte Wahl, welche in Pohlen geschehen war, führte 1733 einen neuen Krieg herbei. Eugen wurde wieder an die Spitze der Truppen gestellt, aber er war nicht mehr der nähmliche, das Alter hatte seine Kräfte und sein Genie gelähmt, er fühlte es, und zog sich zurück. Drei Jahre darauf starb er plötzlich zu Wien.

Durch drei und fünfzig Jahre hatte Eugen drei Monarchen, dem Kaiser Leopold I., Joseph I. und Karl VI. als Feldherr und im Kabinete gedient, und die Achtung eines jeden, durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, sich erworben. Als Joseph an den Pocken gefährlich darnieder lag, und Eugen sich von ihm be-

urlauben wollte, da er zu dem Heere nach den Niederlanden abging, so ließ ihn Joseph nicht vor. Der Kaiser ließ ihm bloß sagen, so gerne er auch den Prinzen zu sprechen wünschte, so müsse er sich doch das Vergnügen versagen, weil er ihn nicht der Gefahr aussetzen könne, mit den Pocken angesteckt zu werden, welche er auch noch nicht gehabt habe; denn der Staat brauche noch länger seine Dienste. Eben so sehr war Eugen von allen Bewohnern der weitläufigen Staaten des Hauses Österreich geachtet, die mit Stolz auf ihren neuen Bürger sahen, der Ruhm und Ehre auf sein neues Vaterland verbreitete. Er war auch der Abgott der Armee, für deren Bedürfnisse er wie ein zärtlicher Vater sorgte, und die unter seiner Anführung sich für unüberwindlich hielt, und wenn eine zu große Übermacht der Feinde das Verhältniß nicht zu sehr störte, es auch wirklich war. Seine Feinde sind seine Lobredner geworden.

Er war mit den Eigenschaften eines Helden geboren, ein großer Feldherr im Kriege, und im Frieden ein großer Mensch, voll Gerechtigkeitsliebe und erhabener Gesinnungen; im Kabinete und Felde bewies er einen gleichen Muth. Er hat Fehler gemacht, wie jeder Feldherr, aber sie verschwinden vor dem Glanze seiner großen Thaten. Er erschütterte Ludwigs XIV. Macht und die Pforte, und im Laufe seiner Siege verachtete er Glanz und

Pracht, wie zu der Zeit, wo er im Kabinete die Staaten lenkte; auch die Künste und Wissenschaften fanden einen eifrigen Beschützer an ihm. Eugen war nie verheirathet, weil er dafür hielt, daß eine Frau einen Krieger immer in seinen Heldenthaten hindere, und ihn zu sehr an das Leben fesele.

Peter der Große,

Kaiser von Rußland.

Geboren 1672. Gestorben 1726.

Rußland, in die tiefste Barbarei versenkt, brachte einen jener Menschen hervor, die eine ganze Nation umbilden, und zu einem rühmlichen Volke machen; das war Peter, ein Sohn des Alexi Michaelowitz, Czar von Moskau. In seiner Jugend war Peter furchtsam; er, der in der Folge alle seine Nachbarn zittern machte, und die russische Seemacht schuf, konnte in seiner Jugend keine große Wassermasse ansehen, und es wurde ihm beinahe übel, wenn er über einen Bach gehen mußte. Er war kaum zehn Jahre alt, als sein ältester Bruder Feodor starb. Peter wurde sogleich auf den Thron erhoben, und sein älterer Bruder Iwan übergangen, dem sein

Blödsinn und seine schwache Gesundheit zur Regierung untauglich machten. Er würde friedlich regiert haben, wenn nicht seine Schwester, die Prinzessin Sophie in der Hoffnung, statt des schwachen Iwans zu herrschen, die Strelitzen empört hätte. Es wurde nun ausgemacht, daß beide Brüder gemeinschaftlich herrschen sollten.

Als Peter ein höheres Alter erreichte, schien er ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn; er verlegte sich mit vielem Eifer auf militärische Uebungen, die seinem lebhaften Charakter und seinem unternehmenden Geiste angemessen waren. Unter seinen Truppen herrschte keine Subordination; um die Kriegszucht herzustellen, deren Nothwendigkeit er einsah, gab er ein auffallendes Beispiel, welches auf die Menge wirkte; er wurde selbst Tambour unter der Compagnie des le Fort, eines Genfers, den er sehr liebte, und der ihm bei seinen großen Unternehmungen sehr nützlich wurde. Seinen militärischen Obern befahl er zu vergessen, daß er Czar sey; er lebte von seinem Gehalte, schlief in einem Tambourszelte, und wollte nur durch Verdienst weiter befördert werden. Die Compagnie des le Fort bestand aus fünfzig Mann, und hatte fremde Offiziere; das war gleichsam der erste Versuch, eine Kriegszucht in der Armee einzuführen. Dieser ersten Compagnie folgten mehrere nach, und bald entstand ein Corps besser disciplinirter Trup-

pen, und die ihm auch mehr anhingen, als die Strelitzen, deren große Macht Peter mit Unwillen sah. Der Tod Iwans 1696 machte ihn zum einzigen Herrn des russischen Reiches, und erleichterte seine großen Unternehmungen. Eine Vormauer gegen die Türken zu gewinnen, nahm er ihnen Asow, und vertheidigte diese Festung gegen die Anfälle der Tataren.

Das was Peter von andern Nationen gehört hatte, und was ihm le Fort erzählte, der vieles und gut beobachtet hatte, überzeugte ihn, daß es ihm an tauglichen Leuten fehle; er beschloß, sie aus der Barbarei zu ziehen, in der sie versunken waren. Aber dieser Fürst wollte alles selbst sehen und thun; er begab sich zuerst als Privatmann auf Reisen. Als Fürst würde er überall nur die glänzende Seite gesehen haben, und er wollte die Dinge in ihrer wahren Gestalt kennen lernen; nebstdem war sein Grundsatz: Man muß ein Beispiel geben. Er schickte also 1697 eine Gesandtschaft nach Holland, und befand sich selbst unbekannt in dem Gefolge desselben. So durchzog er einen Theil von Deutschland, beobachtete alles genau, kam nach Holland, und begab sich nach Amsterdam. Sein großer Zweck war, die Marine kennen zu lernen; er blieb zu Sardam, einem Dorfe in einiger Entfernung von Amsterdam, welches wegen seiner Magazine und Werften berühmt ist. Peter unbekannt, wie ein

Arbeiter bekleidet, arbeitete mit allem Eifer, schwang das Beil, und wußte es bald sehr geschickt zu gebrauchen, auch verfertigte er selbst mehrere Schiffsgeräthe. Seine Gefährten kannten ihn nur unter dem Namen Meister Peter, und er ließ sich unter die Zimmerleute der ostindischen Compagnie einschreiben. Endlich wurde das Geheimniß entdeckt, und die Zimmerleute, erstaunt einen Fürsten unter sich zu sehen, wollten ihren Ton ändern, aber Peter litt es nicht, und fuhr fort, sich zu unterrichten. Er wurde einer der besten Arbeiter und ein sehr geschickter Schiffmann. 1689 ging er nach England, und erntete dort reichliche Kenntnisse. Von da ging er nach Wien, und wollte eben Italien besuchen, als ihn die Nachricht von einer Empörung zurückrief. Seine Schwester Sophie hatte sie von ihrem Kloster aus zu erregen gewußt. Dieser Aufstand wurde Peter nützlich; er verfolgte die Häupter, ließ die Strelitzen, als die vorzüglichsten Theilnehmer theils hinrichten, theils verbannte er sie nach Sibirien, oder zerstreute sie, und vernichtete so ein Corps, das so lange Rußland und dessen Beherrschern fürchterlich gewesen war. Sie hatten eine Strafe verdient, aber Peter verfuhr grausam, er tödtete viele mit Martern, und schlug andern eigenhändig die Köpfe ab.

Im folgenden Jahre verband er sich mit August, König von Pohlen, und erklärte Carl XII. von

Schweden den Krieg, auf dessen Jugend er große Hoffnungen baute, die nicht schnell in Erfüllung gingen. Carls Truppen waren sehr gut disciplinirt, die Russen hatten nur einen leisen Anstrich von Kriegszucht; auch wurden sie Anfangs überall geschlagen. Diese Niederlagen schreckten aber Peter nicht ab: »Ich weiß wohl,« sagte er, »daß uns die Schweden lange schlagen werden; aber endlich werden wir dadurch siegen lernen. Wir wollen also Hauptschlachten mit ihnen vermeiden, und sie nur durch kleine Gefechte schwächen.« Er hatte Recht; nach vielen Vortheilen gewann er die berühmte Schlacht bei Pultawa. Ein großer Theil der feindlichen Armee wurde gefangen genommen, und Carl XII., sonst so fürchterlich, gezwungen, flüchtig bei den Türken herumzuirren; auch entging er bei Bender mit Mühe selbst der Gefangenschaft.

Durch diesen Sieg glaubte Peter den Grad eines Generallieutenants verdient zu haben; er zeigte sich freundlich gegen die Besiegten, und zog die schwedischen Generale an seine Tafel. Ich trinke, sagte er einmal, die Gesundheit meiner Lehrer in der Kriegskunst. Wer sind diese? fragte Rinschild, einer der vornehmsten Gefangenen. Sie meine Herren Generale, antwortete Peter. Euer Majestät, antwortete der Graf, sind sehr undankbar, daß Sie Ihre Meister so übel behandeln. Der Czar ließ ihnen jedem einen Degen geben, und be-

handelte sie seitdem so, als wenn sie gesiegt hätten. Dieser Monarch verfolgte nun seinen Vortheil, nahm Liefland und Ingrien, Finnland und einen Theil von Schwedisch-Pommern, und ließ den Grund zur Erbauung von Petersburg legen.

Ohngefähr zwei Jahre darauf schloß er eine heimliche Ehe mit Catharina Alexiewna. Catharina war die Tochter eines liefländischen Bauers, Nahmens Alfendey. Ihr Vater starb, und hinterließ sie mit ihrer Mutter im größten Elende. Catharina arbeitete für Geld; ein alter protestantischer Prediger, von ihrer Gestalt und ihrem Geiste gerührt, lehrte sie lesen, und nahm sie nach dem Tode ihrer Mutter zu sich. Sie war jetzt sechszehn Jahre alt, und beschäftigte sich mit der Erziehung der Töchter ihres Wohlthäters; weil diese Meister in der Musik und Tanzkunst erhielten, so benutzte sie diese Gelegenheit, und veredelte ihre natürlichen Anlagen durch Kunstausbildung. Der Priester starb, und Catharina befand sich wieder im Elende. Ihr Land war der Kriegsschauplatz zwischen den Russen und Schweden geworden; sie suchte zu Marienburg einen Zufluchtsort. Nachdem sie ein Land, das von Freund und Feind verwüstet worden war, durchgereist, und die größten Gefahren ausgestanden hatte, fiel sie zwei schwedischen Soldaten in die Hände, die sie nicht geschont haben würden, wenn nicht ein Unteroffizier dazu gekommen wäre, und

sie ihnen entrissen hätte. Durch einen außerordentlichen Zufall fand es sich, daß dieser Unteroffizier der Sohn des Predigers, ihres Wohlthäters war; er liebte sie, und brachte sie sicher nach Marienburg, wo er sie einem seiner Freunde empfahl. Dieser nahm sie sehr gut auf, und bestimmte sie zur Erziehung seiner Töchter, wurde aber von ihrer Art und ihrem Betragen so eingenommen, daß er ihr seine Hand und sein kleines Vermögen anbot. Catharina würde den Antrag gewiß angenommen haben, wenn nicht ihr Herz schon dem Sohne ihres Wohlthäters Treue gelobt hätte. Dieser junge Mann erhielt die Belohnung seiner Liebe; er hatte einen Arm verloren, Catharina liebte ihn darum nicht weniger, und wurde mit ihm vor dem Altare vereint. Durch ein ganz eigenes Schicksal wurde die Stadt Marienburg angegriffen, und gerade an dem Tage ihrer Heirath eingenommen; Catharina's neuer Gemahl wurde in der Vertheidigung getödtet, und Catharina, die von einer Frau nur den Namen trug, neuen Gefahren ausgesetzt. Ein russischer Soldat traf sie auf einem Herde, und sie hätte wahrscheinlich ein schreckliches Schicksal gehabt, wäre sie nicht zum Glücke von Menzikoff bemerkt worden. Dieser, von ihrer Schönheit betroffen, kaufte sie von dem Soldaten, der sie gefangen genommen hatte, und gab sie zu seiner Schwester. Einige Zeit darauf, als sie bei Tische aufwartete, sah sie der

Czar, sie gefiel ihm, und er kam wieder zu Menzikoff, sie zu sehen. Er wurde von ihrem Geiste noch mehr als von ihren Reizen bezaubert, begehrte sie von Menzikoff, heirathete sie heimlich, und fünf Jahre darauf öffentlich. 1724 ließ er sie mit größter Pracht zur Kaiserin krönen, und als Peter ein Jahr darauf starb, wurde sie zur Kaiserin aller Reussen erklärt. Ein sonderbares Spiel des Glückes, zu welchem Menzikoffs Geschichte ein Gegenstück liefert.

Alexander Menzikoff war ein Pastetenbäckersknabe auf dem Platze vor dem Pallaste zu Moskau. Er konnte mehrere Sprachen, und das war der Anfang seines erstaunlichen Glückes. Er wurde in diesem Pallaste angestellt, näherte sich dem Czar, wurde sein Liebling, half ihm in seinen Planen, und befehligte seine Armeen. Nach Peters Tode, als Catharina zur Regierung kam, wurde seine Macht noch größer, weil er ihr den Zepter verschafft, und alle Parteyen bewogen hatte, ihr den Thron ihres Gatten zu versichern. Die erkenntliche Kaiserin bestimmte ihren Stiefsohn Peter II. zu ihrem Nachfolger, und befahl, daß er Menzikoffs Tochter, und der Sohn von diesem die Tochter des Czars heirathen sollte. Die Verlobung ging auch wirklich vor sich, aber weiter kam die Sache nicht. Nach Catharina's Tode verbannten die Dolgorucki, Günstlinge des neuen Czars, Menzikoff auf eines

seiner Landgüter. Dieser entfernte sich mit einem Gefolge, das einem Triumphe glich. Der Czar, darüber aufgebracht, ließ ihn einige Meilen von Moskau aufhalten, und mit seiner Familie auf offenen Karren nach Sibirien führen, wo er wie ein Bauer gekleidet, eine Hütte bewohnen und das Feld bauen mußte; der Kummer darüber zog ihm den Tod zu, nachdem er vorher seine Gemahlin und eine Tochter beweint hatte. Wir kommen zu Peter zurück.

Die Türken hatten den Waffenstillstand gebrochen, welchen sie mit dem Czar eingegangen waren; sie hatten das Glück, ihn an den Ufern des Pruth so enge einzuschließen, daß er ohne Rettung verloren war, wenn Catharina ihn nicht durch List errettet hätte, indem sie den Großvezier mit allen Juwelen und Kostbarkeiten die im Lager waren, bestach. Peter schloß darauf einen vortheilhaften Frieden, und setzte nun wieder seine Reisen fort. Zu Kopenhagen hielt er sich einige Zeit auf, untersuchte die Küsten von Dänemark und Schweden, ging nach Hamburg, Hannover und Wolfenbüttell, dann nach Holland und Frankreich, und kam endlich zu Paris an, wo man ihm alle mögliche Achtung bezeigte. Endlich ging er nach Rußland zurück, und ließ seinen Sohn Alexis zum Tode verdammen, weil er sich gegen ihn zu sehr sträflichen Schritten hatte hinreißen lassen. 1721 schloß er

einen rühmlichen Frieden mit den Schweden, wodurch er Liefland, Esthland, Ingermannland, die Hälfte von Carelien und Wiburg erhielt. Jetzt gaben ihm die Stände von Rußland den Titel: der Große, Vater des Vaterlandes, und Kaiser. Die vier Jahre, welche er noch lebte, brachte er mit der Ausführung seiner großen Entwürfe zu. Endlich starb er 1725 in seinem drei und fünzigsten Jahre, und hatte alles gethan, was ein Mann von Genie und Thätigkeit in seinem Lande ausrichten konnte.

Peter war groß, wohlgebaut, von einem edlen Aussehen, und einer geistreichen Physiognomie, hatte aber einen harten Blick. Das Feuer seines Geistes ging in seine Unterhaltung über, er sprach gut und gerne. Er kannte mehrere Sprachen. Bis zur Ausschweifung lebhaft, arbeitsam und unermüdlich unternahm er die größten Dinge, wollte sie auf der Stelle ausgeführt sehen, wurde aber auch durch Schwierigkeiten nicht abgeschreckt. Reisen waren seine größte Unterhaltung; die hundert Meilen von Petersburg bis Moskau legte er wie eine Spazierfahrt zurück.

Mit so großen Eigenschaften hatte er alle Fehler seiner ersten Erziehung; er liebte den Wein, die starken Getränke, und berauschte sich öfters. Dann war er schrecklich, niemand durfte sich ihm nahen, und in diesen Augenblicken beging er die Grausam-

keiten, welche sein Andenken beflecken. Die einzige Catharina konnte ihn besänftigen; bei ihrer Gegenwart wurde er ruhiger, kam zu sich, und erröthete über das, was er gethan hatte. »Wie,« schrie er, »ich konnte meine Nation umschaffen, und mich selbst nicht?«

Und wirklich, er bildete seine Völker, und blieb doch selbst ungebildet, und seine barbarischen Sitten blieben mit seinen hohen Tugenden vermischt.

Young,

ein englischer Dichter.

Geboren 1684. Gestorben 1765.

Eduard Young wurde zu Upham in der Grafschaft Hampt geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er studierte die Rechte, fand aber keinen Gefallen daran, verlegte sich dann auf die Theologie und Moral. Er nahm die Weihen, wurde königlicher Caplan, und endlich Pfarrer zu Wettwin in Herfordshire. Mit sieben und vierzig Jahren verheirathete er sich mit der Tochter des Grafen von Lichtfield, einer Wittwe des Obersten Lee. Von ihr

hatte er einen Sohn, der ihn einigermaßen über den Verlust seiner Frau tröstete, die er zehn Jahre darauf verlor. Sein tiefer Schmerz trieb ihn an, in den schönen »Nachtgedanken« seine Trauer zu besingen.

Lange Zeit vorher hatte er viele andere Gedichte gemacht, und selbst drei Schauspiele: Busiris, die Rache, und die Brüder. Auch hatte er mit seinem Freunde Addison an dem Zuschauer gearbeitet. Sein langes Alter brachte er einsam auf seiner Pfarre zu.

Die Welt, von der er sich zurückgezogen hatte, vergaß ihn sehr bald, und als er 1765 starb, kündete Niemand seinen Tod dem Publikum an, kein Dichter machte ein Lobgedicht auf ihn, auch in seiner Pfarre erfuhr man erst seinen Tod, als er zur Erde bestattet wurde. Er wurde mit einer theuren Gattin unter dem Kirchenaltar vereinigt, dem er vorgestanden war. Sein Genie kannte man, sein Leben wenig; aber alle, die mit ihm umgingen, versicherten, daß er alle Tugenden hatte, welche die Menschheit ehren. Von seinem Vermögen stiftete er ein Armenhaus in seinem Kirchspiele, und befahl in seinem Testamente, daß alle seine Handschriften verbrannt werden sollten, wodurch die Dichtkunst und die Moral einen beträchtlichen Verlust erlitt.

Karl XII.

König von Schweden.

Geboren 1682. Gestorben 1718.

Karl XII. wurde seinem Vater Karl XI. 1682 geboren. Die militärischen Übungen waren seine erste Unterhaltung, und er war noch ein Kind, als er schon den Ehrgeiz des Eroberers zeigte. Sein Lehrer, der mit ihm den Curtius übersetzte, fragte ihn, was er von Alexander hielte: »ich will ihm gleich werden,« versetzte der Knabe. »Aber,« sagte man ihm, »er hat nur dreißig Jahre gelebt.« »Ist das nicht genug,« antwortete er, »wenn man Königreiche erobert hat?«

Mit fünfzehn Jahren bestieg er den Thron. Sein Vater hatte in seinem Testamente bedächtlich das Alter seiner Volljährigkeit auf achtzehn Jahre gesetzt; aber der neue König achtete nicht darauf, ließ sich gleich als volljährig erklären, und bei der Krönung nahm er die Krone aus den Händen des Erzbischofs van Upsala, und setzte sie sich selbst auf den Kopf.

Seine Jugend hatte den Muth seiner Nach-

barn angefacht, sie hofften Gewinn daraus zu ziehen. Friedrich August, König von Pohlen und Churfürst von Sachsen, Friedrich IV. König von Dänemark, und Peter der Große, russischer Czar, verbanden sich gegen ihn, und machten den Plan, ihn von allen Seiten zu überfallen. Die erste Wirkung dieses Bundes fiel auf den Herzog von Hollstein, einem Stiefbruder des Königs von Schweden, gegen welchen der König von Dänemark einige Feindseligkeiten ausübte. Der junge König von Schweden, von England, Holland und dem Herzoge von Lüneburg unterstützt, fiel in Dänemark ein, belagerte Kopenhagen, und stürmte die Dänen in ihren Verschanzungen. Er ließ dem Könige von Dänemark sagen, wenn er dem Herzoge von Hollstein nicht Genugthung geben wollte, so würde er Kopenhagen zerstören, und sein Königreich mit Feuer und Schwert verwüsten. Der erschreckte Friedrich eilte nun mit dem Herzoge von Hollstein zu unterhandeln, und der Krieg war in sechs Wochen geendet. Dann wandte sich Karl gegen die Russen; die mit hunderttausend Mann Narva belagerten. Die Zahl war sehr ungleich, die Schweden hatten nur neun tausend Mann, aber es waren alte kriegsgeübte Truppen. Karl griff gleich bey einer Ankunft seine Feinde in ihren Verschanzungen an, dreißig tausend wurden niedergemacht oder ertränkt, zwanzig tausend gefangen, und der Überrest

zerstreut. Karl hatte nicht mehr als zwei tausend Todte und Verwundete. Dieser Sieg verschaffte Karl in ganz Europa das größte Ansehen, aber gab ihm auch dieß stolze Vertrauen auf seine Kräfte, welches ihn in der Folge zu Grunde richtete.

Karl trug nun seine Waffen nach Pohlen, schlug den Marschall Sternau, stürmte die Sachsen aus ihren Posten, gewann eine entscheidende Schlacht, durchstreifte Kurland, welches sich an ihn ergab, flog nach Warschau, und ließ den König August absetzen; dann fuhr er fort den unglücklichen Fürsten zu verfolgen, gewann die Schlacht bei Clissau, schlug die sächsische Armee von neuem in die Flucht, und setzte Stanislaus Leczinski auf den pohlnischen Thron. Karl wollte nur seinen Ruhm, sonst behielt er, zum Erstaunen von ganz Europa, nichts für sich. Jetzt war der Augenblick da, einen allgemeinen Frieden zu schließen, und dieses Ziel konnte leicht erreicht werden; bis jetzt war der Krieg gerecht gewesen, Carl hatte sich an seinen Feinden gerächt, sie besiegt, gedemüthigt oder gestürzt, das folgende that er bloß aus Ruhmsucht, ohne das Wohl seines Volkes im Auge zu behalten.

Er ging 1707 mit drei und vierzig tausend Mann nach Sachsen, gewann mehrere Schlachten, zwang die Russen das pohlnische Gebiet zu verlassen, und verfolgte sie bis Moskau, endlich verließ ihn

das Glück, er verlor die berühmte Schlacht bei Pultawa 1709. Acht tausend Schweden blieben auf dem Platze, und die achtzehn tausend, welche noch unter den Befehlen des General Löwenhaupt übrig waren, mußten sich drei Tage darauf an Menzikoff ergeben.

An diesem Tage verlor Karl nicht nur einen Theil seines Ruhmes, und die Früchte so vieler Bemühungen, sondern er wurde auch in den Schenkel verwundet, und mußte zu den Türken flüchten, dort eine Zuflucht zu suchen. Er kam zu Bender an, und brachte es wirklich dahin, daß der Großherr dem Czar den Krieg erklärte; aber der Friede wurde bald wieder hergestellt. Der König von Schweden darüber mißvergnügt, wollte in seine Staaten nur mit einer Armee zurückkehren; um ihn auch ohne das zur Rückkehr zu zwingen, schickte man ein kleines Heer Tataren über ihn. Karl schloß sich in sein Haus ein, verschanzte und verheidigte sich mit vierzig bewaffneten Hausleuten. Seine Tollkühnheit wollte nicht eher nachgeben, bis er sein Haus in Flammen, und bereit sah über ihn einzustürzen. Dann ergab er sich; man führte ihn nach Adrianopel, und von da nach Demir Toka. Dieser Aufenthalt gefiel ihm nicht, er stellte sich krank, und blieb so durch sechs Monate.

Sein Unglück und seine Abwesenheit hätten Schweden in den bedauerungswürdigsten Zustand

gestürzt; überall wurden seine Heere geschlagen, nicht nur allein seine Eroberungen wieder genommen, sondern auch ein großer Theil der schwedischen Staaten selbst, besetzt; August wurde auf den Thron von Pohlen wieder eingesetzt, und Stanislaus verjagt. Endlich, nachdem Karl XII. fünf Jahre in den türkischen Staaten zugebracht hatte, fand er Gelegenheit in einer Verkleidung, bloß von zwei Personen begleitet, zu entfliehen. Durch die kaiserlichen Erbstaaten, Franken und Meklenburg, kam er endlich 1714 zu Stralsund an, wo ihn der General Duker sogleich erkannte. Gleich am folgenden Tage untersuchte er die Werke dieser Festung. Weder seine Gegenwart noch sein Muth konnte sie halten. Die Könige von Dänemark und Preußen nahmen zuerst die Insel Rügen, dann Stralsund.

Von seinen harten Erfahrungen nicht belehrt, wollte Karl XII. neue Plane ausführen. Obgleich Schweden an Geld und Menschen erschöpft war, keinen Handel und keinen Kredit hatte, so fiel doch Karl mit zwanzig tausend Mann in Norwegen ein. Endlich fand er vor Friedrichshall das Ende seiner Tage und Entwürfe. 1718, als er eben die Werke untersuchte, traf ihn eine Kugel, und streckte ihn in seinem sieben und dreißigsten Jahre todt dahin. Dieser Fürst, sagt Montesquieu, war nicht Alexander, aber er würde sein bester Soldat geworden seyn. Er war ein seltener und außerordentlicher,

aber kein großer Mann. Seine Sitten waren ernst und strenge, Weiber liebte er gar nicht; kaum schien er den Verlust seiner Freunde zu bedauern. Als man ihm sagte, daß zwei davon geblieben wären, erwiederte er ohne Rührung: »Gut, sie sind als brave Leute für ihren Fürsten gestorben.«

Pope,

ein englischer Dichter.

Geboren 1688. Gestorben 1744.

Alexander Pope wurde zu London aus einer adeligen Familie geboren. Er erhielt ein sehr geringes Vermögen, aber eine sorgfältige Erziehung. Er hatte sehr bald die italienischen und griechischen Schriftsteller inne, nnd zeigte selbst so große Anlagen, daß er mit zwölf Jahren eine Ode an die Einsamkeit machte, die unter die besten englischen gehört; mit sechszehn Jahren schrieb er seine wohlgerathenen Eklogen. Ein kleines Gedicht über die Geburt des Messias, und ein anderes auf den Wald von Windsor vermehrten seinen Ruhm, den er durch seinen Versuch über die Kritik dauerhaft gründete.

In dem Raube der Haarlocke gab er eine glückliche Probe in der leichten Dichtkunst. Er wollte dadurch zwei Familien versöhnen, die sich wegen einer unartig abgeschnittenen Haarlocke entzweit hatten. Dann erschien der berühmte Brief der Heloise, in welchem alle Gluth der Liebe athmet.

Diese kleinen Werke dienten Pope nur zur Zerstreuung, während er an der Übersetzung der Iliade und Odyssee ins Englische arbeitete. Ganz England subscribirte auf dieses Werk, welches seinem Verfasser hundert tausend Thaler getragen haben soll. Jetzt stand Popes Ruhm am höchsten, aber jetzt wurde er auch am heftigsten angegriffen. Der Dichter war klein, bucklicht und häßlich; seine Feinde spotteten über diese Gebrechen. Ein Weiser würde sich gelassen darüber hinausgesetzt haben, Pope ärgerte sich, und gab dadurch seinen Feinden immer mehr Gelegenheit ihn zu bespötteln. Einer davon trug in London eine Schrift mit folgender Aufschrift herum: Wahre und merkwürdige Erzählung der schrecklichen und grausamen Geißelung, welche über den Dichter Pope verhängt wurde, während er am Bord der Themse spazieren gieng, und auf Verse für das allgemeine Beste dachte. Diese Geißelung geschah durch zwei boshafte Menschen, zur Rache für einige unschuldige Lieder, welche der besagte Dichter gegen sie gemacht hatte. Dieses Blatt erzählte ferner, wie er mit Ruthen

gestrichen worden sey, dann habe ihn seine Nachbarin, die mitleidige Mademoiselle Blount aufgehoben, und in Sicherheit gebracht. Die Mademoiselle Blount war eine schöne junge Dame, welche Pope sehr liebte. Dieser fade Scherz machte Pope den größten Verdruß, und zur Freude seiner Gegner erklärte er in allen Journalen, daß die ganze Schrift nur erdichtet war. Endlich, müde aller dieser Neckereyen, beschloß er sich an allen seinen Feinden zu rächen, und schrieb die Dunciade. Dieses Werk erregte den Zorn aller seiner Gegner noch heftiger; aber bald darauf folgte ein neues Meisterstück: der Versuch über den Menschen. Sonst schätzt man noch seine Episteln und Satyren, auch sind mehrere Fabeln und Oden von ihm vorhanden.

Pope durfte der Natur für seinen Körper nicht sehr dankbar seyn, und seine Laune trug dazu bei, ihn unglücklich zu machen. Er war eitel, spöttisch, jähzornig, und konnte nicht den geringsten Tadel ertragen. Weil aber gerade seine großen Talente ihm viele Kritiker zuzogen, so vergieng ihm beinahe kein Tag ohne Ärger. Er gieng oft zu seinem Buchhändler, und spielte dort manche zornige Scene, welche seine Gestalt, seine Größe, und selbst seinen Stand oft sehr komisch machten. Seine Gesundheit war immer schwankend, und ein Mal hatte er das Vergnügen, in den Zeitungen seinen Tod mit den größten Lobsprüchen angekündet zu finden.

Wirklich starb er 1744 an einer Brustwassersucht, im sechs und fünfzigsten Jahre. Nebst seinen kleinen Fehlern war er der beste Mensch, nur mußte man ihn seinen Zorn ausbrausen lassen. Er war fromm, ein zuverlässiger Freund, ein guter Vater, und wohlthätig, ob man ihn gleich des Geizes beschuldigte. Er liebte das Land, und brachte die schöne Jahrszeit auf einem schönen Landhause zu Twikenham nicht weit von London zu. Sehr viel Aufsehen erregte sein System des Optimismus, welches Voltaire in seinem Candide so herrlich persiflirte.

Montesquieu,

ein französischer Philosoph.

Geboren 1689. Gestorben 1755.

Carl Sekondat, Baron von Brede und Montesquieu wurde im Schlosse zu Brede bei Bordeaux geboren. Sein Vater war Parlamentspräsident zu Bordeaux, und Carl wurde zum Civilstande bestimmt. Sein Genie sah in dem Studium der Rechtswissenschaften mehr als eine Menge Gesetze, die auf bestimmte Fälle angewendet werden können; er

untersuchte ihren Zweck und Ursprung, und seit dem zwanzigsten Jahre arbeitete er an seinem Geiste der Gesetze, einem unsterblichen Werke, das jeder Gesetzgeber kennen muß, und in dem auch der Philosoph tausend nützliche Dinge finden wird. Ein väterlicher Onkel, der Parlamentspräsident gewesen war, hinterließ ihm seine Güter und seine Stelle, und in dieser Würde trug er dem Könige 1722 die Einwendung gegen eine neue Auflage vor.

Er machte sich 1721 zuerst durch ein kleines geistreiches Werkchen bekannt, worin er die Sitten, Lächerlichkeiten und Vorurtheile in Frankreich tadelte. Die persischen Briefe hatten einen so allgemeinen Beifall, daß ihr Verfasser in die Akademie aufgenommen worden wäre, wenn sich nicht Fleury widersetzt hätte, ob er gleich nicht das Werkchen gelesen hatte. Bei einer zweiten Auflage ließ Montesquieu einige Stellen weg, und überreichte dem Minister ein Exemplar. Dieser las mit Mühe einige Blätter, und fällte dann das Urtheil: daß diese Briefe mehr angenehm als gefährlich wären, und so wurde Montesquieu in die Akademie aufgenommen. Sein »Diskours,« mit dem er eintrat, zeigte von der Größe seines Geistes.

Montesquieu liebte die Philosophie und die Wissenschaften mehr als die Ehrenstellen, er legte also seine Stelle als Präsident nieder, um ganz unabhängig zu seyn. Sein Geist der Gesetze beschaf-

tigte ihn jetzt ausschließend. Weil dieser große Mann für die Unsterblichkeit arbeitete, so begnügte er sich nicht, die Geschichte aller Länder, ihre Gesetze, und alle Reisebeschreibungen gelesen zu haben, er wollte auch den Menschen im Menschen selbst kennen lernen, er ging also auf Reisen. Nachdem er Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland durchreist hatte, hielt er sich zwei Jahre in England auf. Er wurde von allen Philosophen dieser Insel geachtet, und von ihrer Königin geehrt. Bei seiner Zurückkunft in Frankreich begab er sich nach Brede in die Einsamkeit, und legte hier in zwei Jahren die letzte Hand an sein Werk: Ueber die Ursache der Größe und des Verfalls der Römer. Dieses neue Werk glänzte durch tiefe Betrachtungen, feine Ansichten und die ungemeine Geschicklichkeit, auf einen so kleinen Raum so große Gemälde aufzutragen. Vierzehn Jahre darauf, 1748 erschien der Geist der Gesetze. Dieses Buch, welches seinen Verfasser den berühmtesten alten Philosophen an die Seite stellt, bewirkte gleichsam eine ganze Revolution in dem denkenden Europa. Auf jeder Seite sieht man die Begierde, die Menschen glücklich zu machen. Der Autor handelt von der Konstitution und der Natur der Staaten, von ihrem Fortgange, ihrer Macht, ihrer Erhaltung, ihrem Verfall und ihrem Sturze.

Während alle Vernünftigen in Europa den

Urheber eines so schönen und nützlichen Werkes achteten und ehrten, bemühten sich einige Finsterlinge, ihm seinen Ruhm zu rauben, und seine Ruhe zu trüben. Ein gewisser Priester Debonnaire gab das Signal; er war nicht einmal im Stande, das Buch zu lesen, welches er tadelte, und doch gab er eine Quintessenz des Geistes der Gesetze heraus, die freilich bloß zum Mitleiden bewegte. Eine andere Kritik erschien von dem geistlichen Zeitungsschreiber, ebenfalls elendes Geschreibsel, worauf endlich Montesquieu antwortete, und diese Scharteken in ihr Nichts zurückwarf.

Montesquieu verfertigte nun einige minder wichtige Werke, die aber doch alle den Stempel seines Geistes trugen. Der Tempel von Gnidus ist ein liebliches Gemälde, wo die lebhafteste und üppigste Einbildungskraft herrscht. Die nähmliche Feder, welche den Geist der Gesetze vorgezeichnet hat, beschrieb jetzt eben so glücklich Themirens Liebe.

Er war sehr tugendhaft; man erzählt von ihm einen Zug, der ihn allein achtungswerth machen würde. Er hatte zu Marseille eine verheirathete Schwester, die er von Zeit zu Zeit besuchte. Eines Abends ging er an dem Hafen dieser Stadt spazieren; er sah eine kleine Barke leer am Ufer stehen, und stieg hinein, ein wenig auf dem Wasser zu fahren. Ein junger Mensch, sauber angezogen, ergriff sogleich das Ruder, ihn zu führen. Montes-

quieu erstaunt, sagte, daß er ihn für keinen Schiffer gehalten habe, dem er auch gar nicht ähnlich sehe. Das ist auch mein Stand gar nicht, sagte der junge Mann, ich thue es, um an Feiertagen Geld damit zu gewinnen. Wie, sagte Montesquieu, in Ihrem Alter schon so geizig? Das entstellt Ihre Jugend und vermindert das Interesse, welches Ihre Züge einflößen. — Ach mein Herr, wenn Sie wüßten, wozu ich das Geld brauche, so würden Sie meine Mühe nicht noch dadurch erschweren, daß Sie mir einen so niedrigen Charakter zumuthen. — Ich habe Ihnen vielleicht Unrecht gethan, aber daran ist Ihre Erklärung Schuld. Wir wollen unsere Fahrt fortsetzen, während derselben sollen Sie mir Ihre Geschichte erzählen. Der junge Mann erzählte nun, daß sein Vater zu Tetuan in Ketten sey, daß man zweitausend Thaler für seine Auslieferung verlange, und daß er deswegen so eifrig nach Geld strebe. Montesquieu, gerührt, verbarg was in ihm vorging, und begehrte die genaue Adresse dieses Sklaven. Als er die Barke verließ, ließ er in den Händen Roberts, so hieß der junge Mann, eine volle Börse zurück, und ohne ihm Zeit zum Danke zu lassen, entfernte er sich sehr schnell. In der Börse waren acht Doppellouisd'or und zehn Silberthaler. Eine solche Großmuth gab dem jungen Manne die größte Meinung von dem Fremden, aber vergebens bemühte er sich ihn auf-

zufinden, um ihm seinen Dank abzustatten. Sechs Wochen darauf saß Roberts Familie bey einem sparsamen Abendessen, als Robert der Vater, sauber angezogen, hereintrat, und sie in ihrem Schmerze und Elende überraschte. Man denke das Erstaunen des Weibes, der Kinder, ihre Freude, ihr Entzücken. Der gute Robert warf sich in ihre Arme, und ergoß sich in Danksagungen für die fünfzig Louisd'ors, die man ihm übergeben hatte, als er ins Schiff stieg, wo seine Ueberfahrt und Kost schon voraus bezahlt gewesen sey, u. s. w. Seine Familie wußte nicht, was sie sagen sollte; die Mutter sprach endlich dem Sohne diese Ehre zu. Der junge Mann lehnte es ab, und erzählte das, was ihm mit dem unbekanntem Herrn begegnet war, den er im Hafen spazieren geführt habe. Vergebens stellte die dankbare Familie alle möglichen Nachforschungen an. Einige Jahre darauf sah Robert an einem Sonntage seinen Wohlthäter, und warf sich zu seinen Füßen, von Freude ganz durchdrungen, ihm seine Erkenntlichkeit bezeigen zu können. Montesquieu stellte sich ganz erstaunt, hebt ihn schnell auf, und fragt ihn, was er wolle. Wie mein Herr, sagte der junge Robert, haben Sie die unglückliche Familie vergessen, der Sie mit ihrem Vater das Leben wieder gaben? Sie verkennen mich, sagt Montesquieu kalt; ich kenne Sie nicht, und Sie können mich nicht kennen,

ich bin zu Marseille fremd, und erst seit einigen Tagen hier. Vergebens ruft ihm Robert alle Umstände ins Gedächtniß zurück, der bescheidene Wohlthäter läugnet alles, und zeigt sogar eine Art Zornes, weil sich der junge Mensch nicht entfernen will.

Diese edle That würde auch gewiß einem Unbekannten zugeschrieben worden seyn, wenn sich nicht unter Montesquieu's Papieren nach dessen Tode eine Note von siebentausend fünfhundert Livres gefunden hätte, die er einem Herrn Maine aus Cadix zugeschickt hatte. Man fragte um die Bestimmung dieses Geldes, aber bloß aus Neugierde, denn die Note war ausgestrichen, und das Papier war zerknittet, wie etwas, das zum Verbrennen bestimmt ist. Der Wechsler antwortete, er habe dafür einen Marseiller Namens Robert, von Tetuan befreien müssen.

Gegen das Ende von Montesquieu's Leben wurden seine Finanzen etwas zerrüttet, ob er gleich sehr vernünftig lebte, und den größten Theil seiner Zeit in seiner lieben Einsamkeit zu Brede zubrachte. Hier saß der große Mann unter einem Baume, und unterhielt sich mit seinen Bauern in ihrer Sprache, half ihren Klagen ab und nahm Theil an ihren Beschwerden. Er hielt viel auf seinen Adel, doch war er gegen seine Hausgenossen sehr gütig. Einstmals hatte er sie lebhaft ausgescholten, aber er faßte sich bald wieder, und sagte lächelnd zu Je-

manden, der gerade zugegen war: das sind Uhrwerke, die man zuweilen aufziehen muß. Im Umgange war er leicht, angenehm, witzig und oft belehrend, voll Bonmots und scharfsinniger Bemerkungen. Seine Höflichkeit war die eines geistreichen Mannes; weil er aber so vieles immer im Kopfe hatte, war er zuweilen zerstreut, und sagte Dinge, die ein Lächeln abnöthigten, ohne aber zu beleidigen.

Als seine von Natur schwache Gesundheit wankender zu werden anfing, sah er dem herannahenden Tode mit der Standhaftigkeit eines Weisen entgegen. Er handelte und sprach wie ein Mensch, der zugleich Christ und Philosoph seyn wollte. Ich habe, sagte er, immer die Religion geachtet, und die Moral des Evangeliums ist das schönste Geschenk, welches Gott den Menschen machen konnte.

Er starb 1755, von seinen Freunden beweint, und von allen denen betrauert, welche den Werth eines solchen Lebens zu schätzen im Stande sind.

Voltaire,

ein berühmter französischer Schriftsteller.

Geboren 1694. Gestorben 1778.

Maria Franz Arouet von Voltaire wurde 1694 zu Paris geboren. In das Haus seines Vaters kamen mehrere Gelehrte, die auch ihm ihre Vorliebe für die Wissenschaften einflößten. In den Studien machte er schnelle Fortschritte, schrieb in Prosa und in Versen mit gleicher Leichtigkeit, konnte sich aber nicht zu den Rechten entschließen, sondern machte, wie einst Ovid, überall Verse. 1714 rang er nach dem akademischen Preise, erhielt ihn nicht, und tröstete sich mit Epigrammen darüber. Dieser Hang, alles lächerlich zu machen, zog ihm vielen Verdruß zu, und brachte ihn sogar auf ein Jahr in die Bastille, wo er den Plan zu seiner Henriade entwarf.

Während seiner Gefangenschaft spielte man sein erstes Stück, den Oedip, mit dem besten Erfolge. Der Herzog von Orleans, der an seiner Gefangenschaft Schuld war, verschaffte ihm nun seine

II.B.152.S.


Voltaire
Moritz v Sachsen
Metastasio
Clemens XIV
Buffon
Franklin

Freiheit wieder. Der junge Mann kam zum Herzoge, um ihm zu danken. »Seyen Sie vernünftig,« sagte dieser, »und ich will für Sie Sorge tragen.« »Ich danke,« erwiederte der junge Mensch, »nur bitte ich, sich nicht mehr mit meiner Kost und Wohnung zu befassen.«

Einige Zeit darauf besuchte er Rousseau zu Brüssel, aber weil dieser im Tone eines überlegenen Mannes sprach, zertrugen sie sich auf immer. Jetzt ging der Dichter nach Paris zurück, nahm den Namen Voltaire an, worüber er viele Spöttereien erdulden mußte, und ging endlich 1726 nach England, wo er seine Henriade herausgab, und dafür mit Ehre und Gewinn überhäuft wurde. Reich kam er nach Frankreich zurück, vermehrte sein Vermögen durch verschiedene Spekulationen und Handelsunternehmungen, vergaß aber dabei der Musen nicht, sondern schrieb seinen Brutus, und in achtzehn Tagen Zaire, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, und es verdiente. 1736 wurde Alzire mit Beifall gegeben; aber Mahomed konnte 1741 nur dreimal aufgeführt werden. Desto glänzender war Meropes Schicksal, welche selbst noch besser als Zaire gefiel.

Für ein kleines Stück zur Vermählung des Dauphin wurde Voltaire zum Geschichtschreiber von Frankreich ernannt, und schrieb wirklich eine Geschichte des Krieges von 1741. Als er aber in

die Akademie aufgenommen werden sollte, erhuben sich seine Feinde, und traten ihm mit Broschuren, Schmähschriften, u. dergl. entgegen, endlich aber erreichte er doch seine Absicht. Jetzt ging er nach Lüneville zum Könige Stanislaus, und nach dem Tode dieses Monarchen zum Könige von Preußen, Friedrich II., der ihm große Hoffnungen machte, und ihm zwei und zwanzig tausend Franken Gehalt gab. Bald aber verfeindete er sich hier durch seine bittere und satyrische Laune mit allen Hofleuten, mit Mautpertuis, dem Präsidenten der Berliner Akademie, und selbst mit dem Könige so sehr, daß er Preußen verlassen mußte.

Jetzt suchte Volraire einen Ort, wohin er sich zurückziehen könnte, und kaufte sich ein artiges Haus bei Genf, und ein anderes bei Lausanne. Hier spottete er der Magistratspersonen, und schrieb gegen Rousseau, der seine Ausfälle mit schweigender Verachtung beantwortete. Darauf kaufte er Tournai und Ferney in Frankreich, das letztere war ein Freigut, und seit Heinrich IV. mit gar keiner Abgabe beschwert. Als Voltaire Ferney übernahm, glich es einer Wüste, durch ihn wurde es bald in eine blühende Colonie verwandelt. Verschiedene Künstler, und besonders Uhrmacher, machten sich dort ansäßig, die ihre Waaren durch ganz Europa versendeten. Trotz allem, was vorgefallen war, blieb er mit dem Könige von Preußen in einem leb-

haften und angenehmen Briefwechsel; der letztere sandte ihm sogar einmal seine Statue von Porcellan, mit der Unterschrift: Dem Unsterblichen.

In Ferney wendete der Philosoph seine Güter auf das edelste an, er half vielen Unglücklichen, rettete das Andenken des Calas, unterstützte die Familie dieses Unglücklichen, empfahl sie allen seinen mächtigen Freunden, und nahm selbst eine andere Familie, die der Sirven auf, die er von einem ungerechten Tode und der Schande rettete; auch ließ er die Nichte Corneille's sorgfältig erziehen, und versorgte sie. So zeichnete er sich durch viele edle und menschenfreundliche Thaten aus.

Gelehrte vereinigten sich 1770, ihm eine Statue errichten zu lassen, und J. J. Rousseau wollte selbst dazu beitragen; eine edle Rache für die Beleidigungen, welche ihm Voltaire zugefügt hatte. Trotz aller Ehren und Beschäftigungen aber konnte dieser letztere Paris nicht vergessen, und kehrte wirklich 1778 dahin zurück. Niemals wurde ein Dichter mit so schmeichelhaften Auszeichnungen empfangen. Seine Ankunft machte allgemeines Aufsehen, die Akademie erfand für ihn ganz neue Ehrenbezeugungen, man krönte ihn öffentlich im Theater; das Publikum schien vor Freude trunken und im größten Enthusiasmus. Er hatte ein neues Trauerspiel mitgebracht, aber alle die Ehrenbezeugungen, die Mühe, welche er sich gab, die Besuche

anzunehmen, die Menge der Neugierigen zu empfangen, den Proben beizuwohnen u. s. f., alles das erhitzte sein Blut in einem zu hohen Grade, und er wurde von einem sehr heftigem Blutsturze befallen. Bald darauf starb er 1778 in seinem vier und achtzigsten Jahre. Man versagte ihm, seiner irreligiösen Schriften wegen, ein ordentliches Begräbniß, er mußte in einem fernen Kirchspiele eingescharrt werden; 1790 aber ließ die Nazionalversammlung seine Reste ins französische Pantheon setzen.

Voltaire wird bei der Nachwelt leben, sie wird mit Erstaunen sehen, was dieser Mann in den verschiedensten Fächern geleistet hat. Seine Trauerspiele sichern ihm einen der ersten Plätze unter den französischen Tragikern zu; das Lustspiel war nicht sein Fach, demungeachtet hat er einige Komödien von Werthe geliefert. Seine Henriade ist das beste französische Heldengedicht, seine Episteln und kleinen Gedichte sind voll schöner Verse und philosophischer Gedanken. Sein Versuch über die allgemeine Geschichte ist eine Reihe von Gemälden, mit einem leichten, raschen und lebendigen Pinsel hingeworfen. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. läßt beinahe nichts zu wünschen übrig; die Geschichte Carls XII. ist ein Meisterstück. Und was soll man von seinen Romanen und kleinen Erzählungen sagen, denen man schlechterdings keine an-

dern zur Seite setzen kann? — Mag man streiten, ob Voltaire nicht viele Fehler gehabt habe, nur gebe man zu, daß er ein großes, seltenes und sehr ausgebreitetes Genie besaß.

Moritz von Sachsen,

ein berühmter Krieger.

Geboren 1696. Gestorben 1750.

Moritz Graf von Sachsen war der Sohn Friedrich Augusts, Königs in Pohlen und Churfürsten in Sachsen. In seiner Kindheit schon zeigten sich seine kriegerischen Anlagen. Man konnte ihn auf keine andere Art dazu bringen, daß er Vormittags etwas lernte, als wenn man ihm den ganzen Nachmittag zum Reiten frei gab. Dann diente er in Flandern bei der Armee der Alliirten, welche Eugen und Marlborough befehligten. Mit zwölf Jahren war er bei der Belagerung von Lille, und stieg öfters in die Transchee. Bei der Belagerung von Tournay wäre er beinahe zu Grunde gegangen, aber sein Muth wurde durch die Gefahr nur noch erhöht. Nicht lange darauf wohnte er der blutigen Schlacht bei Malplaquet bei, und weit entfernt durch dieses

schreckliche Blutbad abgeschreckt zu werden, sagte er Abends ganz selbstgenügsam: Ich bin mit meinem Tage zufrieden. In dem Feldzuge von 1710 wurde er von Eugen und Marlborough öffentlich gelobt, und erwarb sich seit dieser Zeit bei jeder Gelegenheit neue Lorbern.

Als die Friedensschlüsse von Utrecht und Passarowitz Europa den Frieden gegeben hatten, ging der Held nach Paris, dort die gesellschaftlichen Vergnügungen zu genießen.

Der Herzog von Orleans fesselte ihn hierdurch eine Feldmarschallsstelle. 1726 wählten ihn die kurländischen Stände zum Herrscher ihres Landes, aber Pohlen und Rußland rüsteten sich gegen ihn, und weil er keine hinlängliche Macht entgegen setzen konnte, mußte er Verzicht leisten. Von nun an blieb er unabänderlich Frankreich anhängig.

Der Tod seines Vaters, des Königs von Pohlen, hatte 1733 die Flamme des Krieges in Europa wieder entzündet, er diente damals bei der Rheinarmee unter dem Marschall Berwick. 1744 wurde er Marschall von Frankreich, und kommandirte en Chef ein Korps in Flandern.

Dieser Feldzug, das Meisterstück militärischer Klugheit, setzte den neuen Marschall an Türenne's Seite. Er beobachtete seine überlegenen Feinde mit einer solchen Genauigkeit, daß sie nichts unternehmen konnten. Das Jahr 1745 wurde noch glor-

reicher für ihn. Der berühmte Sieg von Fontenoy verschaffte ihm einen unsterblichen Namen; obgleich sehr schwach und beinahe sterbend, erfüllte er alle Pflichten eines Feldherrn, er untersuchte in einem offenen Wagen die Posten, und war selbst während der Schlacht zu Pferde, aber seine Schwäche ließ augenblicklichen Tod fürchten. Bald darauf wurde Tournay, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel genommen. Die folgenden Feldzüge überhäuften ihn mit neuen Ehren. Nach dem Siege bei Raucour schenkte ihm der König sechs Kanonen, er wurde Marschall aller Armeen, und Generalbefehlshaber in den Niederlanden. Frankreich hatte öfters den Frieden angeboten, aber ihn weder durch den Sieg bei Lauenfeld, noch durch die Einnahme von Berg-Op-Zoom erreichen können. Wir müssen ihn in Mastricht holen, sagte der Marschall von Sachsen, und diese Stadt wurde belagert und eingenommen. Jetzt machte Holland Frieden, und der Marschall begab sich auf sein Schloß Chamberd, das ihm der König geschenkt hatte, wo er in der Mitte von Gelehrten und Künstlern 1750 in seinem vier und fünzigsten Jahre seine Laufbahn beschloß. Einen Augenblick vor seinem Tode sagte er zu seinem Arzte: Ich habe einen schönen Traum gehabt.

Metastasio,

ein italienischer Dichter.

Geboren 1698. Gestorben 1781.

Peter Bonaventura Metastasio, dessen wahrer Name Trapassi ist, wurde zu Assis von armen Ältern geboren. Er las den Tasso und entwickelte bei dieser Gelegenheit sein dichterisches Talent. Der berühmte Gravina, welcher die Akademie der Arkadier stiftete, wurde sein Freund und Lehrer. Der Barbier dieses Gelehrten war ein großer Schwätzer und voll Anekdoten. Einmal erzählte er ihm, daß in der Straße, wo er wohnte, täglich ein Knabe vor seinen Laden käme und Verse aus dem Stegreife hersagte, die so schön und geistreich wären, daß alle Vorübergehenden stehen blieben. Auf diese Nachricht hörte auch Gravina einmal dem jungen Dichter zu, und die Verse schienen für ein Kind von zehn bis eilf Jahren so vortrefflich, daß er auf der Stelle beschloß, sich des Knaben anzunehmen. Er ließ also den jungen Trapassi studieren; weil er aber fürchtete, daß die gewöhnlichen Studien die außerordentlichen Anlagen des Knaben unterdrücken

könnten, so nahm er ihn ganz zu sich, gab ihm den Namen Metastasio, und machte ihn durch eine sorgfältige Erziehung fähig, sich den Ruhm zu erwerben, welchen ihm Gravina so oft versprochen hatte.

Der gute Gravina hatte das Vergnügen, die ersten Fortschritte seines Zöglings zu sehen. In seinem vierzehnten Jahre machte er das erste Trauerspiel, welches von großen Talenten zeigte. In seinem neunzehnten Jahre verlor er seinen Wohlthäter, der ihn zum Erben eingesetzt hatte, »als einen jungen Mann, der die größten Hoffnungen gebe.«

Metastasio war nun gegen die Bedürfnisse geschützt, welche so oft talentvollen Männern ihre Ruhe erschweren, und überließ sich ganz seinem Hange zur Dichtkunst. Mit der verlassenen Dido eröffnete er seinen dramatischen Weg, welchen er so ehrenvoll zurücklegte. Sein Ruhm verbreitete sich. 1729 rief ihn Kaiser Karl VI. als seinen Dichter mit einem Gehalte von viertausend Gulden nach Wien. Auch der Madrider Hof überhäufte ihn mit Wohlthaten. Ferdinand VI., König von Spanien, schickte ihm ein mit Gold eingelegtes Kästchen, mit allem versehen, was zum Schreiben nöthig war. Maria Theresia gab ihm eine Dose und eine Brieftasche mit Diamanten besetzt, und mehrere ähnliche Kostbarkeiten. Sie wollte ihm auch das kleine Stephanskreuz ertheilen, er aber strebte nur nach

dem Ruhme eines Dichters, und entschuldigte sich mit seinem Alter, das ihn hindern würde, den Ordensfesten beizuwohnen. Auch hatte er die Titel eines Grafen und Baron ausgeschlagen, die ihm Karl VI. antrug.

Niemand konnte seinen Tag ordentlicher eintheilen, als dieser Dichter, der bewies, daß das Genie auch sehr regelmäßig arbeiten könne. Er beobachtete auf das genaueste seine Stunde zum Speisen, zum Aufstehen, zum Niederlegen, zum Lesen, und selbst Verse zu machen; alles war beinahe ängstlich bestimmt, und er ging höchst ungerne davon ab. Mit dieser Lebensordnung und einer sanften Heiterkeit, brachte er sein Leben auf vier und achtzig Jahre, und — ein seltenes Los der Dichter — war glücklich. Er hinterließ ungefähr hundert fünfzig tausend Gulden.

Wir haben von ihm viele tragische Opern, und mehrere kleine Stücke, die in Musik gesetzt worden sind. Die meisten haben Ansprüche auf die Unsterblichkeit. Der Dichter ist natürlich, einfach, und hat einen sehr ungezwungenen Dialog. Sein Styl ist rein, schön, zuweilen rührend und erhaben, der Plan seiner Stücke edel, interessant und theatralisch. Die Feinheiten und Hülfsmittel seiner Kunst kannte er auf das vollkommenste, und unterwarf die Oper bestimmten Regeln. Seine Gemälde sind aus der Natur entlehnt, die interessanten Lagen

seiner Personen rühren zuweilen bis zu Thränen. Nur große Handlungen, erhabene und gehaltene Charaktere, eine weise durchgeführte Verflechtung, und glückliche Entwicklungen findet man in seinen Werken. So kann man Metastasio's Opern — ein sehr seltener Fall bei dieser Dichtart — auch ohne Musik mit vielem Vergnügen lesen.

Pabst Clemens XIV.

Geboren 1705. Gestorben 1774.

Johann Vinzenz Anton Ganganelli, der Sohn eines Arztes, wurde in dem Schlosse Sant-Archangelo nicht weit von Rimini geboren. Mit achtzehn Jahren kam er zu den Minoriten; weil er aber gut musikalisch war, mußte er gewöhnlich die Orgel spielen. Man schickte ihn nach und nach nach Pesaro, Recanati, Fani, und selbst nach Rom, um dort die Theologie und Philosophie zu studieren; dann gab man ihm eine Kanzel, wo er wieder diese Wissenschaften vortrug. Durch seine sanfte und gefällige Art zu unterrichten, machte er sich Freunde unter seinen Schülern, denen er bloß

wahre und richtige Begriffe beibrachte, und alle Vorurtheile von ihnen entfernte.

Benedikt XIV. liebte die talentvollen Menschen, weil er selbst zu ihnen gehörte; er kannte Ganganelli, und beförderte ihn mit Vergnügen. Er machte ihn zum Beisitzer des h. Rathes, und rief ihn öfters zu sich, ihn um seine Meinung zu fragen. »Er verbindet eine tiefe Gelehrsamkeit mit einer richtigen Urtheilskraft,« sagte der Pabst, »und was das angenehmste ist, er ist tausendmal bescheidener, als ein Mensch der gar nichts wüßte, und so heiter, daß man glauben sollte, er habe nie in einer Abgeschiedenheit gelebt.«

Clemens XIII. machte Ganganelli zum Kardinal. Jetzt wurden seine Talente noch bekannter, ohne daß er etwas an seiner Bescheidenheit verloren hätte. Er erklärte frei, daß man sich nach dem Willen der Könige richten müsse, und bahnte sich dadurch den Weg zur päbstlichen Würde. Weil aber die Kardinäle nicht seiner Meinung waren, und er ihnen immer widersprach, so wurde er am Ende gar nicht mehr zu den Berathschlagungen gezogen. »Man sagt mir nichts,« rief er aus, »und ich weiß alles. Aber man hat gut arbeiten, man kann die Größe des römischen Stuhles nicht erhalten, wenn man nicht mit den Herrschern im Einverständnisse ist. Ihr Arm erstreckt sich über ihre Gränze, und ihre Macht erhebt sich über die Alpen und Pyrenäen.«

Ähnliche Gesinnungen machten ihm die Fürsten geneigt, und bei dem Tode Clemens XIII. wurde er, unter dem Namen Clemens XIV. zum Pabste gewählt. Das Benehmen der vorigen Päbste hatte die meisten europäischen Mächte von dem päbstlichen Stuhle entfernt, und selbst die Römer murrten. Portugal wollte sich einen eigenen Patriarchen geben, und Venedig seinen Clerus, ohne Einmischung des Oberhaupts der Kirche, reguliren.

Die Art, wie der Herzog von Parma von dem vorigen Pabste behandelt worden war, hatte Frankreich, Spanien und Neapel aufgebracht, auch Pohlen entfernte sich vom heiligen Stuhle.

Clemens XIV. mußte alles wieder in Ordnung zu bringen. Er war klug genug, einzusehen, daß es vortheilhafter seyn könne, sich in die Umstände zu fügen, als auf seinen Rechten zu beharren. Unter seiner Regierung wurde der mächtige Jesuitenorden aufgehoben, dessen Äste sich in alle Welttheile verbreitet hatten.

Gegen das Ende des Jahres 1774 starb Clemens XIV. in seinem neun und sechzigsten Jahre. Er war ein gerechter, aufgeklärter Mann von hellem Geiste. Protestanten und Katholiken nahm er mit gleicher Güte auf; auch setzten die dankbaren Engländer seine Büste unter die großen Männer. Voltaire's Mahomet, welchen ihm dieser schickte, nahm er mit Vergnügen an. Gutmüthigkeit und

Nachsicht waren die Grundzüge seines Charakters; auch die Künste liebte er, und stiftete ein Museum, wo er eine Menge Alterthümer sammelte. Er ließ sich ein Verzeichniß der besten Schriftsteller seines Staates geben, und wollte jene belohnen, die für das Beste des Staates und der Religion schrieben, als ihn der Tod wegraffte. Es ist billig, sagte er, daß die Schriftsteller, die uns belehren oder erbauen, von den Fürsten belohnt werden. Man kann das Geld nicht besser anwenden, als das Verdienst zu unterstützen, und die Talente aufzumuntern. Es ist schändlich, daß man nur Nachforschungen nach den Verbrechern anstellt, und daß man sich weder um das Vermögen, noch um die Wohnung derjenigen bekümmert, welche die Welt erleuchten.

Die Mäßigkeit begleitete ihn auf dem Throne, wie in seiner Zelle; seine Tafel war sehr einfach bestellt. Dem Küchenvorsteher, der bat, ihn an seiner Stelle zu lassen, sagte er: Du wirst deinen Gehalt behalten, aber ich will meine Gesundheit nicht verlieren, um dich in Übung zu bringen.

Benjamin Franklin,

ein philosophischer Gesetzgeber.

Geboren 1705. Gestorben 1790.

Benjamin Franklin's Familie war aus Färbern und Schmieden zusammengesetzt. Sie war ursprünglich von Enton in Northamhton-Shire. Sein Vater Josias Franklin lebte von seiner Profession als Färber, und verließ sein Vaterland, nach Neuengland zu gehen, wo er eine freiere Ausübung der Religion hoffen konnte, welcher er mit Wärme anhing. Dieser Josias hatte neunzehn Kinder, nämlich siebenzehn Knaben und zwei Töchter. Benjamin war der siebenzehnte, und wurde zu Boston geboren. »Ich erinnere mich,« sagte er, »an dem Tische meines Vaters dreizehn Kinder gesehen zu haben, die alle groß wurden, und sich verheiratheten.« Man bestimmte sie zu verschiedenen Ständen; bloß Benjamin wurde, weil er so viele Anlagen zeigte, in die Schule geschickt. Seine Ältern wollten aus ihm einen Geistlichen machen, aber ihr geringes Vermögen und die zahlreiche Familie hinderten sie, die Erziehung des jungen Benjamin fortzusetzen; sie

ließen ihm also nur Schreiben und Rechnen lernen. Mit zehn Jahren kam er in das väterliche Haus zurück, und machte Kerzen und Seife, wovon sich sein Vater seit seiner Ankunft in Amerika nährte. Diese Beschäftigung gefiel ihm nicht, und da seine Ältern bemerkten, daß er die Bücher sehr liebe, so ließen sie ihn zu einem seiner Brüder, der Buchdrucker geworden war, um dort ebenfalls diese Kunst zu erlernen.

Einige Zeit darauf ergriff ihn die Leidenschaft, Verse zu machen. Sein Bruder, der daraus Nutzen ziehen konnte, ermunterte ihn, und gab ihm den Gegenstand zu zwei Liedern, eines über einen neuen Schiffbruch, das andere über die Gefangennehmung eines berühmten Seeräubers. Er machte sie, und sein Bruder schickte ihn nach der Stadt, sie zu verkaufen. Es waren, sagte er, die elendesten Verse von der Welt, aber man kaufte sie, und er würde auf diesem Wege fortgefahren seyn, wenn ihn sein Vater nicht überzeugt hätte, daß die Verse abscheulich seyen, und das Dichterhandwerk nicht zu bereichern pflege. Jetzt beherzigte er das, und wendete sich zur Prosa.

Er war sechszehn Jahre alt, als sein Bruder ein Journal unter dem Titel: Courier der englischen Neuigkeiten, herausgab. Franklin wollte gerne einige Artikel einrücken lassen, aber weil er wußte, daß sein Bruder, der eine üble Meinung von ihm

hatte, sie auf dem ordentlichen Wege nicht annehmen würde, so schickte er sie ihm durch einen Umweg zu. Die Artikel wurden gedruckt, und selbst gelobt; er setzte sie fort, gab sich endlich zu erkennen, und wurde der vorzüglichste Herausgeber des Blattes.

Demungeachtet war er unzufrieden über die harte Art, womit ihn sein Bruder behandelte; er verließ ihn, und ging heimlich nach Philadelphia. Als er in diese Stadt trat, in welcher er einmal eine so große Rolle spielen sollte, hatte er nichts, als einen schlechten Rock, und ein Münzstück, das ungefähr einige Gulden werth war. Glücklicherweise war er sehr an die Mäßigkeit gewöhnt, daß er nichts als Zugemüse, zuweilen gar nur trockenes Brot aß. Er kaufte sich um drei Kreuzer, und aß es, indem er die Straßen auf und ab ging. Er erzählte, daß er in diesem Aufzuge die Frau antraf, welche er hernach heirathete, und daß sie sehr über seine armselige Figur gelacht habe. Mitten in diesem Elende war er doch sehr aufgeräumt, suchte sich zu unterrichten, und hatte die schönsten Hoffnungen. Als er sein spazierendes Mittagsmahl geendet hatte, folgte er den geputzten Personen, kam in eine Gesellschaft von Quäkern, setzte sich nieder, und fiel hier von den Beschwerlichkeiten der Reise entkräftet in einen tiefen Schlaf.

In Philadelphia, wo damals zwei sehr arme

Buchdrucker waren, fand er Arbeit. Der Gouverneur hatte ihn kennen gelernt, er ermunterte ihn sich niederzulassen, und schickte ihn nach London, sich dort alles Nöthige anzuschaffen. Er versprach ihm alles — und hielt nichts, denn Franklin, welcher vortreffliche Empfehlungsschreiben zu haben glaubte, befand sich nun ohne Freunde und Unterstützung in England, wo er sich nur durch seine erlernte Kunst erhielt. Nachdem er ein Jahr in London gewesen war, kehrte er nach Philadelphia zurück, fand einen Gesellschafter und errichtete eine Buchdruckerei. Er blieb in der Folge allein, und durch seine Industrie, seine Thätigkeit und Rechtschaffenheit gingen seine Geschäfte, so gut er es verlangen konnte. Er fühlte das Bedürfniß eine Gefährtin seines Schicksals zu haben, und heirathete eine Frau, die er seit langer Zeit liebte, sie brachte ihm kein Vermögen zu, aber Tugenden und alle Vorzüge der Häuslichkeit. Ein Journal, das er unternahm, hatte guten Fortgang, und um sich die gebildetsten Einwohner zu Freunden zu machen, veranstaltete er einen litterarischen und philosophischen Klubb, und eröffnete einen Papierladen. Endlich fing er an, einer der geachtetsten Kaufleute in Philadelphia zu werden.

Jetzt konnte er mehrere Zeit auf seinen Unterricht verwenden, er lernte also latein und französisch, weil er diese Sprachen noch nicht kannte,

und verlegte sich vor Allem auf das Studium der Naturgeschichte. Sein Journal, welches Zeitung von Pensylvanien hieß, und ein Almanach, den er jährlich herausgab, zeigten zuerst Franklin's Fortschritte in diesen Wissenschaften, und zogen bald die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn. Besonders aber richtete er sein Augenmerk auf die Elektrizität. Er beobachtete die Kraft der Spitzen, die elektrische Materie auf eine große Entfernung anzuziehen, und schloß daraus, daß eine Metallstange, die in eine Spitze endigte, und bis auf eine gewisse Höhe isolirt in die Luft stünde, bei einem Gewitter durch ihre Kommunikazion mit den Wolken ihre elektrische Materie an sich ziehen müsse. Diese ersten Ideen und die Versuche, welche er darüber anstellte, führten ihn zu der Erfindung der Gewitterableiter, welche das Einschlagen verhindern, und also schon vielen Menschen das Leben gerettet haben. Jetzt wurde sein Name in zwei Welttheilen mit Achtung und Ehrfurcht genannt.

Er war schon in der Mitte seines Lebens, als er erst seine Talente für die Politik gewahr wurde. Seine Plane und Einrichtungen, die Postadministrazion in Amerika betreffend, erwarben ihm die Gunst des englischen Ministeriums, und er wurde zum Adjunkten bei der Generalpostdirekzion ernannt. Mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die

Gunst des Volkes zu gewinnen, erhielt er in der Folge einen Platz in der Versammlung.

Als sich die Kolonien von England losrissen, war Franklin einer der thätigsten Beförderer der neuen Ordnung, und wurde nach Frankreich geschickt, diesen Staat für die vereinten Provinzen gegen England zu gewinnen. Er fand zwar Hindernisse, wußte sie aber zu beseitigen, und erreichte seine Absicht vollkommen. Diese Unterhandlungen forderten ausserordentliche Talente; ihr günstiger Fortgang bewieß, daß Franklin während seines langen Lebens die Menschen studirt und kennen gelernt hatte.

Franklin hatte am französischen Hofe den Titel eines bevollmächtigten Ministers der vereinigten Staaten; er betrieb durch neun Jahre die wichtigsten Geschäfte, und nachdem er seinem Vaterlande die möglichsten Dienste geleistet hatte, kehrte er 1783 wieder nach Amerika zurück. Bei seiner Ankunft zu Philadelphia wurde er am Hafen von einer großen Anzahl Bürger empfangen, die ihn im Jubel nach Hause begleiteten, während Glocken und Kanonenschüsse dieß dem Lande ankündigten. Alle Einwohner beeiferten sich, ihm Proben der Hochachtung und Verehrung zu geben. Der Kongreß, die Universität, und mehrere andere Gesellschaften überreichten ihm die schmeichelhaftesten Addressen, und im Oktober des nämlichen

Jahres wurde er zum Gouverneur von Pensylvanien gewählt, und behielt diese Stelle bis 1788.

Einige Zeit nach seiner Zurückkunft wurde eine allgemeine Zusammenberufung der Städte veranstaltet, die unvermeidlichen Übel und Wunden einer Revolution zu heilen, und der Konstitution mehr Kraft zu geben. Franklin saß diesen Sitzungen als Repräsentant bei, und vermehrte auch hier seinen Ruhm.

Endlich nahte sich seine lange Bahn ihrem Ziele. Seit mehreren Jahren hatte er Anfälle vom Steine; aber 1790 bekam er ein Fieber ohne andere Zufälle. Den dritten oder vierten Tag beklagte er sich über Schmerzen in der linken Brust. Dieser Schmerz vermehrte sich immer mehr, und wurde endlich sehr heftig, dann kam Husten und schweres Athemholen dazu. So blieb er denn auch, bis er in einem Alter von fünf und achtzig Jahren mit völliger Ergebung seinen Geist aushauchte.

Er war in seinem langen Leben sehr selten krank gewesen, und dankte diesen Vortheil seiner Mäßigkeit. Beinahe immer hatte er Wasser getrunken, auch hatten die starken Getränke wenig Reiz für ihn. Demungeachtet war er sehr stark, und von einer festen Gesundheit. So viel Theil er auch an den öffentlichen Geschäften nahm, so trat er doch nie als Redner auf. In öffentlichen und Privatgesellschaften belästigte er niemanden durch

langes Gespräch, er hörte lieber zu. Demungeachtet war er immer heiter, und belebte oft das Gespräch durch kleine Erzählungen, die er sehr angenehm vorzutragen wußte. Sein Äußeres schon zeigte sein Genie und seine vortrefflichen Eigenschaften. Als er nach Frankreich kam, war alles auf ihn aufmerksam; man sah in dem prachtvollen Paris mit Erstaunen einen Mann, der sehr einfach gekleidet, dessen Kopf nur sparsam mit grauen Haaren besetzt war, und welcher doch Ehrfurcht einflößte. Man fragte sich, wer dieser alte Bauer sey, der ein so edles Ansehen habe, und das Erstaunen wurde vollständig, als man Franklin's Namen hörte. Auf einen Befehl des Kongresses trugen alle vereinigten Staaten durch zwei Monate die Trauer für Franklin, und auf Mirabeau's Rath zog sie auch die französische Nationalversammlung auf drei Tage an.

Büffon,

ein berühmter Naturforscher, und großer französischer Schriftsteller.

Geboren 1707. Gestorben 1788.

Georg Ludwig le Clerc, Graf von Büffon, wurde seinem Vater, einem Parlamentsrathe aus Dijon, zu Paris geboren. Wie dieß bei mehrern großen Männern der Fall ist, so waren auch seine Jugendneigungen den Wünschen seiner Ältern gerade entgegengesetzt. Sie wollten ihn zu einer Magistratsperson bilden. Die Natur zog seine Seele und seinen Geist an; sein beobachtendes und kühnes Genie brauchte große Gegenstände, sich daran auf eine würdige Art zu üben. Nachdem er seine Studien geendet hatte, machte er eine Reise nach Italien, und obgleich er die Schönheit der Kunst zu schätzen wußte, so riß ihn doch seine stärkere Neigung zu den Wundern der Natur hin. Bei seiner Zurückkunft hatte er zu Angers beim Spiele einen Zank mit einem Engländer, schlug sich mit ihm, und verwundete ihn. Wirklich war seine Jugend nicht ohne Fehler, aber sein Temperament war

feurig und heftig, und seine Schönheit zog ihm manche Nachstellung zu. Er war groß; sehr wohlgebaut, hatte ein edles und schönes Gesicht, und nach Voltaire's Ausdrucke, den Körper eines Fechters, mit der Seele eines Weisen vereint.

Demungeachtet war die Ruhmbegierde seine stärkste Leidenschaft, und er arbeitete feurig zu seinem Zwecke fort. Er gab 1735 seine Statistik der Pflanzen heraus, aus dem Holländischen des Hales übersetzt; und 1740 Newton's Abhandlungen von den Flüssigkeiten. Diese Werke machten ihn vortheilhaft bekannt; aber versprachen noch nicht seine Originalwerke. Erst 1749 erschienen die ersten Theile seiner allgemeinen und besonderen Naturgeschichte. Dieses Werk machte gleich bei seinem Erscheinen großes Aufsehen; man fand darin viele sonderbare Systeme, aber auch viele tiefe Blicke, die von einem großen Talente zeigten. Was aber auf den größten Theil der Leser wirkte, war der Styl, der hier in aller Majestät glänzt, welche der Gegenstand hoffen läßt. Demungeachtet tadelten ihn einige Gelehrte; vermuthlich weil sie selbst nicht so zu schreiben im Stand waren. Büffon's Styl ist edel, erhaben, voll Feuer in den Naturbeschreibungen; aber auch wieder klar, präzis, ohne aber jemals trocken zu werden. Dieser große Schriftsteller hatte zu viel Geschmack, und ein zu feines Gefühl, als daß er sich so grob hätte irren sollen,

wie seine Feinde behaupteten. Im Gegentheil, geht Niemand so leicht von einer Idee zur andern über: wären seine Werke auch nicht von so hohem Werthe für die Wissenschaft, so würden sie doch immer Meisterstücke der Beredsamkeit und eine Quelle der tiefsten und neuesten Ideen seyn.

Bei dieser fließenden Leichtigkeit, bei dieser zauberischen Harmonie, sollte man glauben, daß ihm immer mit dem Ausdrucke der Gedanke selbst in die Feder geflossen sey; aber man würde sich irren. Nur durch Geduld und Verbesserungen gab er seinen Schriften den Stempel, welcher sie unsterblich macht. Zuweilen brachte er einen ganzen Morgen mit einem einzigen Satze zu. Wenn man auf diese Langsamkeit Rücksicht nimmt, so kann man kaum begreifen, wie er so viele Versuche und Experimente machen und so viele Bände schreiben konnte. Aber er war unermüdet in der Arbeit, und brachte gewöhnlich vierzehn Stunden des Tages damit zu.

Heut zu Tage, wo die Wissenschaften so große Fortschritte gemacht haben, sind die Werke dieses großen Mannes bei den Gelehrten im Werthe gefallen, aber sein Ruhm hat dabei nichts gelitten. Büffon kannte alles, was seine Vorgänger über die Naturgeschichte geschrieben hatten; er setzte seine Entdeckungen dazu, und durch sein Genie bewirkte er einen Umschwung, welcher der Wissenschaft vortheilhaft war. Vielleicht würde er noch einen ehren-

vollern Platz eingenommen haben, wenn er sich nicht zu sonderbaren Systemen hätte hinreißen lassen. Er wollte die Entstehung der Welt erklären, und ungeachtet seines kühnen Genie's, seines fruchtbaren Geistes, und seines blühenden Styles, hat er doch sehr wenige Leser überzeugt; seine Theorie des Himmels hat man sogar lächerlich gefunden, die der Erde hat Anhänger erhalten; und wirklich ist es schwer, die darin enthaltenen Meinungen ganz zu widerlegen."

Ungeachtet der Ungewißheit der Büffon'schen Meinungen ist ihm doch die Naturlehre vielen Dank schuldig, weil er, wenn nicht immer ein vortrefflicher Metaphysiker, doch gewöhnlich ein guter Beobachter war. Vor ihm zweifelte man, ob der archimedische Spiegel wirklich existirt habe; er hat ihn auf eine gewisse Art nach 2000 Jahren wieder erneuert. Seine ausgebreiteten Kenntnisse verschafften ihm einen Platz in der Akademie der Wissenschaften, und sein Styl in der französischen Akademie. Seit 1739, nachdem Dufay, der Aufseher der königlichen Gärten gestorben war, wurde Büffon an die Spitze dieser schönen Anstalt gesetzt, und sammelte alle Schätze dahin, welche die Naturreiche geben. Sein Name, in allen Welttheilen berühmt, verschaffte ihm alles, was er wünschte. Während des Krieges, den England mit seinen Kolonien führte, brachten ihm Korsaren Kästchen

mit seiner Addresse, und behielten die, welche dem König von Spanien gehörten. 1771 erhob Ludwig XV. sein Gut Büffon zu einer Grafschaft, um ihn für seine Arbeit ehrenvoll zu belohnen.

Büffon liebte den Ruhm über alles; dafür arbeitete er durch sein ganzes Leben; er war sehr empfänglich für das Lob, und suchte es selbst, aber ohne Niedrigkeit; auch lag in seinem Charakter ein Edelmuth, der ihn hinderte, die Angriffe der Kritik anders als mit Verstandeswaffen zu beseitigen. Man muß aber doch gestehen, daß, wenn er sich auch keine Unhöflichkeit gegen seine Gegner erlaubte, er ihnen doch nie verzeihen, und es nicht ertragen konnte, wenn man nur eine einzige Blume aus seinem Kranze zog. Selbst gegen werdende Talente zeigte er eine Art Despotismus, die nicht aufmunternd war; er fühlte sein Genie, und wollte bewundert seyn.

Ungeachtet dieser guten Meinung aber, die er von sich selbst hatte, war er in Gesellschaft sehr liebenswürdig; besonders sah man es leicht, daß er den Frauenzimmern zu gefallen suchte. Im Umgange war er einfach, edel und geistreich mit denen, welche ihn zu fassen im Stande waren; fein und angenehm mit dem schönen Geschlechte, und herablassend mit denen, die etwas von ihm wissen wollten. Niemand war neugieriger als er, was man doch nicht von einem Manne hätte erwarten

sollen, der mit so großen Dingen beschäftigt war. Eine seiner Erholungen nach seiner Arbeit war, daß er sich kämmen ließ, aber nicht von seinem Kammerdiener, sondern von dem Friseur der Straße, welcher ihm alle kleine Neuigkeiten des Tages erzählen mußte. Auf seine Toilette verwandte er viele Sorgfalt, war nie nachlässig gekleidet, und ließ sich selbst von Neuem frisiren, wenn der Wind seine Haare in Unordnung gebracht hatte. Jeder Mensch, sagte er, soll sich so viel möglich ein einnehmendes Äußeres zu verschaffen suchen. Er befolgte seinen Grundsatz so genau, daß er sich sehr ungern vor Fremden zeigte, wenn er etwas kränkelte; wurde er aber doch dazu gezwungen, so nahm er eine heitere und lächelnde Miene an, und verbiß seine Schmerzen.

Man tadelte ihn, daß er nicht mehr gereist sey, und wirklich wäre ihm das sehr nöthig gewesen, damit er sich nicht so oft auf falsche Berichte verlassen hätte, die man ihm schickte. Alle Zeit, während der er nicht in Paris war, brachte er auf seinem Schlosse zu Montbard zu. Hier überließ er sich ganz seinen Untersuchungen und Nachforschungen. Um fünf Uhr des Morgens stieg er auf einen Pavillon, der in der Mitte seiner weiten Gärten angelegt war; den Heinrich von Preußen die Wiege der Naturgeschichte nannte, und dessen Schwelle J. J. Rousseau feurig küßte. Der Genfer Philosoph

bekannte, daß Büffon besser schriebe als er. Es ist wahr, der Styl des Naturforschers ist eleganter, gehaltener, aber der des Philosophen ist zwar weniger künstlich, hat aber ein ganz anderes Feuer, und eine andere Stärke. Der eine fließt ruhig wie ein majestätischer Strom fort, aber der andere ist ein reißender Fluß, der alles mitreißt, was er antrifft; der eine schmeichelt, erregt Erstaunen, der andere läßt keine Zeit zur Bewunderung, er reißt uns hin. Auch sagte Büffon, indem er von Emil sprach: »Das was ich empfohlen habe, befiehlt Rousseau, und verschafft sich Gehorsam.«

Büffon, von der Natur sehr günstig begabt, lebte nach den Thorheiten seiner ersten Jugend mit der Mäßigkeit eines Weisen, und starb 1738 in seinem ein und achtzigsten Jahre. Er hatte einen Sohn, welcher zum Militär ging, und in der Revolutionszeit auf dem Schafotte fiel.

J. J. Rousseau,
der Genfer Philosoph.

Geboren 1712. Gestorben 1778.

Johann Jacob Rousseau wurde zu Genf geboren. und seine Geburt kostete seiner Mutter das Leben. Sein Vater, ein einfacher Uhrmacher, war doch selbst ein gebildeter Mann, und wußte den Werth der Kenntnisse zu schätzen, er war seines Sohnes erster Lehrer. Während er arbeitete, las ihm der Knabe gewöhnlich aus dem Plutarch oder Tacitus vor. Diese Schriftsteller waren es, die Rousseau zuerst begeisterten; sein Geist gewöhnte sich früh, nur in der Tugend die Größe zu finden; sein Herz wurde durch die schönen Handlungen der Vorwelt gehoben. Seine Seele stimmte sich höher, und sein Charakter nahm die Strenge an, welche in einem verdorbenen Zeitalter sonderbar und auffallend seyn mußte. So trug Rousseau's erste Lektüre vieles zu seiner folgenden Entwicklung bey; aber seine lebhafte Einbildungskraft, die so vieles zu seiner Größe mitwirkte, wurde auch die Quelle seines Unglücks, und trübte beinahe sein ganzes Leben.


Rousseau
Loudon
Klopstock
Kant
Herder
Leopold II.

Rousseau's Vater mußte Genf verlassen, das Kind wurde zu einem Priester in die Kost gegeben, und lernte dort etwas Latein. Mit seinem vierzehnten Jahre kam er zu einem Aktuar, der offen erklärte, daß aus einem so blöden und trägen Menschen nie etwas werden würde. Demungeachtet mußte man einen Stand für ihn wählen, und er kam zu einem Uhrmacher in die Lehre. Unglücklicherweise war sein Meister ein roher und grober Mann, der bald durch seine niedrige Behandlung den trefflichsten Charakter verdorben hätte. Zwei Jahre hatte es Rousseau bei ihm ausgehalten; endlich entfloh er aus Genf, und war nun in größten Sorgen wegen seines künftigen Schicksals. Genf, von Festungswerken umgeben, wurde täglich Abends um acht Uhr geschlossen, Rousseau hatte diese Stunde schon zweimal versäumt, und außer den Mauern schlafen müssen. Für diesen unwillkürlichen Fehler nun wurde er von seinem Meister immer hart bestraft, der ihm mit einer noch größern Mißhandlung für einen ähnlichen Fall drohte. Ungeachtet seiner Aufmerksamkeit traf es sich doch vom Neuen, er wagte es nicht, am folgenden Morgen zu erscheinen, und entschloß sich seine Verwandten und sein Vaterland zu verlassen. Einige Tage durch irrte er in den Gegenden um Genf herum. Endlich kam er zu einem katholischen Pfarrer, der ihn sehr gut aufnahm, ihm zu essen gab, und ihn beweg

nach Annecy zu einer neubekehrten Dame zu gehen, wohin er ihm einen Empfehlungsbrief mitgab. Rousseau ging also nach Annecy, und kam zu Madame Warens, die ihn nach Turin schickte, wo auch er die katholische Religion annahm. Nun mußte er in Dienste treten, sein Leben zu fristen.

Durch einen Hang zur Unbesonnenheit und Veränderlichkeit bewogen, der Rousseau's Jugend eigen war, verließ er Turin und ging zu Madame Warens zurück. Diese menschenfreundliche Dame empfing ihn besser als er hoffen konnte, und behielt ihn bei sich. Hier blieb er beinahe zehn Jahre, sie wußte seinen Werth zu schätzen; eine seltene Sache bei einem Menschen, welcher schlecht und wenig sprach, und viele Ungeschicklichkeiten beging. Sie machte hundert Projekte für sein Glück, aber keines gelang. Endlich wollte sie einen Priester aus ihm machen, und gab ihn in ein Seminarium; aber auch hier lernte er nur etwas besser Latein, und kam dann wieder zu seiner Wohlthäterin zurück. Madame Warens, der Rousseau's Jugend und Gestalt gefiel, faßte bald eine zärtliche Freundschaft gegen ihn. Ihre Geldgeschäfte waren in Verwirrung, Rousseau suchte sie in Ordnung zu bringen, es gelang ihm nicht.

Er war nun dreißig Jahre alt, hatte noch keinen bestimmten Stand ergriffen, er sah für sich und seine Wohlthäterin eine traurige Zukunft vor-

aus, und ging mit einem Musikprojekte nach Paris, von welchem er den größten Fortgang hoffte. In seiner brennenden Einbildungskraft mußte sich alles zum Besten wenden, das Glück mußte von selbst kommen, und er konnte alles seiner Wohlthäterin zu Füßen legen. Bey seiner Ankunft in Paris fand Rousseau nichts als Elend, sein schönes Musikprojekt machte gar kein Aufsehen; er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, als einige neue Freunde, die er sich erworben hatte, ihm eine Stelle bei Montagu, französischem Gesandten in Venedig, erwirkten. Unglücklicherweise war das ein kleiner und enger Geist, der Rousseau immer zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit ermahnte; bald hatten sie sich zertragen. Rousseau mußte nach Paris zurückkehren, und erhielt jetzt einen Platz bei dem Generalpächter Dupin, einem geistreichen Manne. Jetzt erst konnte er seine Wohlthäterin, Madame Warens, einigermaßen unterstützen.

Zehn neue Jahre waren verflossen, seit Rousseau Annecy verlassen hatte, und niemand vermuthete noch, was aus ihm werden würde; er selbst, so viel er seinen Kräften zutrauen mochte, war weit entfernt es zu glauben. Endlich im Jahre 1750 fing sein Name an, der Welt bekannt zu werden. Die Akademie zu Dijon hatte die Frage aufgestellt, ob die Künste und Wissenschaften etwas beitragen, die Sitten zu reinigen? Rousseau belehrte uns,

daß er die Frage bejahend entscheiden wollte. Aber »das ist die Eselsbrücke,« sagte Diderot, der sein Freund geworden war, »verneinen Sie den Satz, und ich verspreche Ihnen den glücklichsten Erfolg.« Rousseau folgte ihm; daher kamen denn auch alle die Paradoxen, die er in der Folge behauptete, und die dem wahren Philosophen in seinen Werken immer anstößig seyn werden. Der Diskurs von ihm hatte den besten Erfolg, nicht sowohl wegen der vielen Paradoxe, sondern wegen der starken und kräftigen Beredsamkeit, welche darin herrscht. Ein geringeres Talent, welches diesen Gegenstand so behandelt hätte, würde ein augenblickliches Gelächter erregt haben, Rousseau zog die Aufmerksamkeit des Publikums an sich, und erregte die Furcht, ob er nicht doch wohl Recht habe. Mehrere Gegner, darunter auch der König von Pohlen, griffen seine Meinungen an; er vertheidigte sich, und von Streit zu Streit fand er sich in die literarische Laufbahn gezogen. Von nun an verlor er an Glück, was er an Ruhm gewann.

Seine zweite Abhandlung war: Über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen, und über den Ursprung der Gesellschaften. Man bemerkt darin, wie in der ersten, kühne Grundsätze, originelle Gedanken, und eine Beredsamkeit, die alle Fehler bedeckte. Der Reiz seiner Sprache läßt vergessen, daß er einen Naturstand annimmt, wie nie

einer seyn konnte, der den wilden Menschen höher als den civilisirten stellt. Auch bewundert man ihn mehr, als man überzeugt wird; und es ist leicht abzunehmen, daß er sein ganzes System nur für eine Hypothese hielt, die ihm dazu diente, die Laster der Gesellschaft oder vielmehr der Verderbtheit in ein helles Licht zu setzen. Nie war es sein ernstlicher Wille, die Menschen zu bewegen, daß sie Künste und Wissenschaften verließen, und wie die Thiere in Wäldern lebten, selbst sein Emil, den er für die Gesellschaft erzog, zeigt, daß er nie einen Bären aus dem Menschen machen wollte.

Einige Zeit darauf gab Rousseau ein Stück, »der Liebhaber seiner selbst,« das keinen Beifall erhielt. Sein »Dorfwahrsager,« eine kleine Oper, war viel glücklicher. Aber man war sehr erstaunt, daß Rousseau, der eben selbst die dramatische Laufbahn betreten hatte, nun auf einmal gegen das Theater schrieb; nähmlich, einen Brief an d'Alembert gegen den Plan in Genf ein Theater zu errichten. Man kann keine stärkern Gründe häufen; Rousseau sprach als Philosoph, Politiker und Moralist, und von tausend Bänden, die gegen das Theater geschrieben worden sind, wird wohl dieser einzige Brief auf die Nachwelt kommen.

Jetzt zog sich Rousseau in das Thal Montmorency zurück. Die Einsamkeit war sein Element; hier in vollkommener Ruhe untersuchte er sein Herz,

und zog daraus jene Empfindungen, die seine Schriften unsterblich machen. In dieser Einsamkeit, mitten unter Feldern, in dem Schatten schöner Gebüsche, schrieb er die neue Heloise, und seinen Emil, und man erkennt bei den Gefühlen, welche diese Werke einflößen, leicht, was der Verfasser dabei empfunden haben muß. Diese beiden letzten Werke drückten seinem Ruhme das letzte Siegel auf, und setzten ihn unter die größten Männer, auf welche Europens Aufmerksamkeit gerichtet war. Seine Heloise wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Und wirklich ist es schwer, die Leidenschaft der Liebe feuriger zu schildern, als es Rousseau in einigen Briefen gethan hat. Emil ist sein Meisterstück, man kann dieses Werk als einen Roman über die Erziehung ansehen; aber er wird immer jedes Denkers würdig seyn, er enthält tausend nützliche Dinge und unbezweifelte Wahrheiten, welche selbst die Gegner seines Systems zugeben müssen. In diesem Buche deckte Rousseau die reinste und menschlichste Moral auf. Wenn man auf diese erhabnen Stellen kommt, so fühlt man seine Seele erhoben, die Hindernisse des Guten verschwinden, und man findet sich zur Tugend aufgelegt. Nur hatte er darin nicht mit der schuldigen Achtung von der Religion gesprochen; sein Buch wurde zu Paris verbrannt, und er mußte deßwegen viele Verfolgungen dulden, von Genf in den Canton

Bern flüchten, und als er auch da abgewiesen wurde, begab er sich im strengsten Winter nach Straßburg, wo er endlich an dem Herrn Contades einen theilnehmenden Mann fand, der seine Lage verbesserte.

Als der Flüchtling zurückkehrte, ging er mit dem berühmten Hume nach England. Dieser führte ihn in eine sehr angenehme Einsamkeit, und glaubte nun die Ruhe und das Glück dieses großen Mannes gegründet zu haben; aber der Schlag hatte schon getroffen, der Rousseau auf immer unglücklich machte. Sein Unglück hatte auf seine lebhafte Einbildungskraft zu heftig gewirkt; er hatte den Wahn, daß alle seine Zeitgenossen gegen ihn in eine Verschwörung zusammengetreten wären. Hume empfand die ersten Wirkungen dieser traurigen Schwärmerei; Rousseau bildete sich ein, der Engländer habe ihn nur darum hieher geführt, um ihn der Verachtung seiner Mitbürger auszusetzen. So verließ er denn auch England, und kehrte troß der Gefahr neuer Verfolgungen nach Frankreich zurück. Seine Freunde bewirkten, daß er zu Paris bleiben konnte, doch mit der Bedingung, daß er weder über Gegenstände des Staates noch der Religion schriebe; er hielt Wort, und verfaßte seine Bekenntnisse. In diesem Buche zeigt er alle Blößen seines Herzens, klagt sich vieler Fehler an, und eröffnet manches, was seiner Eigenliebe sehr schmerzlich fallen mußte;

hier erklärte er auch jene Art der Geistesverwirrung, welche sein Leben trübte; er sah überall Feinde und Fallen, selbst ein Kind, das ihn ansah, erregte seinen Argwohn. Man hat ihm dieses Unglück als ein Laster vorgeworfen: er war aber nur zu beklagen. Als einen Hauptfehler wird man es freilich immer betrachten müssen, daß er seine Kinder in das Findelhaus gab; auch seine wärmsten Verehrer werden ihn darüber nicht rechtfertigen können. Er war schuldig, er gestand dieses Verbrechen selbst und reuevoll. Daß er damals dem Elende nahe war, und erst in der Folge das Frauenzimmer heirathete, kann ihm nicht zur Entschuldigung dienen.

Rousseau starb 1779 zu Ermenonville, wohin ihn Mr. Girardin seit einiger Zeit hatte kommen lassen. Dieser nähmliche Girardin besorgte sein Leichenbegängniß, und ließ ihm auf einer kleinen Insel mitten in einem See ein Denkmal errichten. Die Asche des berühmten Mannes wurde während der Revolution von der friedlichen Insel weg und ins Pantheon gebracht, wo sie sich noch befindet. Rousseau, sagt ein ihm nicht sehr günstiger Schriftsteller, hatte wie ein Diogenes die einfachsten Sitten, mit dem Stolze des Genies vereinigt; viele Unthätigkeit auf der einen, und Reizbarkeit auf der andern Seite, machten seinen Charakter noch sonderbarer. Er suchte sich besonders durch Beschrei-

bungen seines Elends und seiner Armuth interessant zu machen, obgleich sein Unglück nicht so groß war, als er glaubte, und er gegen die Dürftigkeit gesichert war. Sonst war er gutherzig, wohlthätig, nüchtern, gerecht, begnügte sich bloß mit dem Nothwendigen, und verschmähte alle Mittel, die ihm Reichthümer oder Stellen verschafft haben würden. Man kann ihn nicht, so wie andere Sophisten anklagen, das Wort Tugend oft mit erkünsteltem Feuer ausgesprochen zu haben, ohne das Gefühl derselben einzuflößen. Wenn er von den Pflichten des Menschen, von den wesentlichen Bestandtheilen unseres Glückes spricht, von der Achtung, die wir uns selbst schuldig sind, so geschieht dieß mit einem Reize, einer Fülle und Stärke, die nur vom Herzen kommen kann.

Ernst Gideon v. Loudon,

ein sehr berühmter österreichischer Feldherr.

Geboren 1716. Gestorben 1790.

Ernst Gideon Freiherr von Loudon war aus einem irländischen Geschlechte, wovon sich aber ein Theil

schon im vierzehnten Jahrhunderte in Liefland niedergelassen hatte. Dort wurde auch Loudon geboren, erhielt wenig wissenschaftlichen Unterricht, wurde bald zum Militär bestimmt, trat in russische Dienste, zog mit diesen Anfangs nach Pohlen, dann aber gegen die Tataren und Türken, und wurde zum Oberlieutenant befördert.

Nachdem 1739 der Friede zwischen Rußland und der Pforte geschlossen worden war, und Loudon vergebens um eine verdiente Beförderung ansuchte, rieth ihm ein Freund, nach Österreich zu gehen, wo Maria Theresia zugleich von so vielen Feinden angefallen worden war. Loudon befolgte seinen Rath; bei seiner Durchreise durch Berlin ließ er sich dem Könige vorstellen. »Ich kann das Gesicht dieses Mannes nicht leiden,« sagte Friedrich II., und hatte sich so einen wichtigen Feind gemacht.

Loudon ging also nach Wien, wurde von der Kaiserin gut aufgenommen, und zum Hauptmann bei dem Trenkischen Freikorps ernannt, drang mit der Hauptarmee in das Elsaß, mußte aber mit dem Heere nach Böhmen zurückziehen, als der König von Preußen dort eingefallen war. Jetzt zertrug er sich mit dem wilden hitzigen Trenk, quittirte, und lebte ziemlich lange in Wien. Nach dem Frieden 1748 kam auch Trenk nach Wien; es fand sich auch bald da eine neue Gelegenheit zum Streite,

und beide forderten sich auf die Klinge. Trenk wurde eingezogen; Loudon mußte bei seinem Prozesse als Zeuge auftreten; und erhielt bald darauf eine Majorsstelle bei dem Liccaner Gränzregimente in Kroatien. Dort stillte er einen Aufruhr der Gränzer; und als der siebenjährige Krieg ausbrach, und er nicht ins Feld beordert wurde, ging er eigenmächtig dahin, und wurde mit einer Truppe Kroaten als Obristlieutenant der Reichsarmee zu Hülfe geschickt. Hier zeichnete er sich durch Klugheit und Tapferkeit aus, und wurde zum Obristen befördert.

Die große Schlacht bei Prag war verloren, der linke Flügel der Österreicher wurde in die Stadt eingeschlossen und belagert; Loudon befand sich bei der nähmlichen Heeresabtheilung. Bei Collin geschlagen, mußte Friedrich die Belagerung aufheben, und zog sich gegen Sachsen. Loudon verfolgte einen Theil des Heeres, und that den Feinden vielen Abbruch. Darauf mußte Loudon mit einem Korps von ungefähr viertausend Mann zu den Franzosen und der Reichsarmee stoßen, wo er zum Generalmajor ernannt wurde. Nach der verlornen Schlacht bei Roßbach zog sich Loudon nach Böhmen zurück.

Im folgenden Jahre (1758) ging Loudon zur großen Hauptarmee, und erhielt den neugestifteten Maria Theresia-Orden. Der König von Preußen belagerte Ollmütz, mußte aber die Eroberung

dieses Platzes aufgeben, als ein ausserordentlich grosser Transport von viertausend Wägen, hauptsächlich durch Loudons Tapferkeit zerstört worden war. Loudon wurde für diesen wichtigen Schlag zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt.

Der König wandte sich jetzt schnell nach Böhmen; Loudon folgte ihm, und fügte ihm grossen Schaden zu. Loudon drang vor Dauns Hauptheer in die Lausitz; der König, nachdem er die Russen unthätig gemacht hatte, ging wieder auf Daun zu, der sich endlich bis Hochkirch zog, wo der König gerade ihm gegenüber ein Lager aufschlug. Loudon trug vieles dazu bei, daß die blutige Schlacht bei Hochkirch gewonnen wurde. Neisse war eingeschlossen, der König wollte es befreien, umging dann Daun, und wurde auf seinem Marsche nach Schlesien unaufhörlich von dem thätigen und wachsamen Loudon beunruhigt. Bald darauf gingen die Truppen in die Winterquartiere, Loudon aber nach Wien, wo er sehr gut empfangen wurde.

Loudon sollte sich jetzt mit den Russen vereinigen, welche durch Brandenburg von Pohlen her einzudringen bestimmt waren. Diese Vereinigung war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, Loudon überwand sie alle, und vereinigte sich an der Oder mit dem neuen Feinde des Königs. Friedrich eilte selbst herbei, und führte seine Truppen bei Kunersdorf zum Treffen. Schon schien der Sieg auf

seiner Seite, schon waren die Russen gewichen; da drang Laudon im entscheidenden Augenblicke mit seinen Truppen vor, und ihm allein dankten die Russen den entscheidenden Gewinn dieses Tages. Jetzt wurde Laudon zum General-Feldzeugmeister befördert.

Die russischen Heerführer benutzten ihre Vortheile nicht; die Ursachen davon gehören nicht in den Plan dieses Werkes. Die Russen zogen sich sogar nach Pohlen zurück. Laudon trennte sich von ihnen, und machte einen der beschwerlichsten Märsche, wodurch er endlich seine Armee in das österreichische Schlesien brachte.

Das folgende Jahr 1760 sollte Laudon eine Armee gegen das preußische Schlesien führen. Die Russen bewegten sich so langsam als möglich vorwärts; bis sie ankamen, beschloß Laudon, Glatz wegzunehmen. Aber Fouquet hatte die Anhöhen von Landshut wieder besetzt, und sich dort auf das äußerste verschanzt. Laudon überfiel diese Verschanzungen, nahm sie nach einem wüthenden Gefechte, und vernichtete das ganze Vertheidigungskorps, nahm das ganze Lager, und den General Fouquet selbst gefangen; bald darauf mußte sich auch Glatz ergeben. Hingegen mißglückte der Versuch, Breslau zur Übergabe zu zwingen.

Friedrich ging aus Sachsen nach Schlesien; Daun und Lascy folgten ihm mit überlegenen Heeren.

Es wurde nun der Plan entworfen, den König von allen Seiten anzugreifen, und ihn völlig aufzureiben. Loudon sollte sich den Preußen in den Rücken stellen, und ihnen den Rückzug abschneiden. Der König erfuhr diesen Anschlag seiner Feinde; er wandte sich mit seiner Armee gegen Loudon, der nur durch einen sehr künstlichen und entschlossenen Rückzug den größten Theil seines Heeres retten konnte. Loudon zog darauf nach Striegau, wohin auch Daun kam. Der König und dieser Feldherr gingen beide ins Gränzgebirge; als aber die Russen sich gegen Berlin wandten, ging der König mit seinem Heere zurück; Loudon aber zog, nach einem mißrathenen Versuche auf Kosel, nach Böhmen in die Winterquartiere.

Im folgenden Jahre 1761 versammelte Loudon seine Armee bei Glatz. Die Russen sollten sich wieder an der Oder mit ihm vereinigen; dieß kam endlich nach der unendlichsten Langsamkeit in der Gegend von Schweidnitz zu Stande. Der König hatte sich in seinem Lager den Alliirten gegenüber auf das fürchterlichste verschanzt. Der russische Befehlshaber trennte sich auch bald wieder von Loudon, und ließ ihm nur eine Abtheilung des Heeres zurück. Jetzt brach auch der König auf, um nach Böhmen zu ziehen; während dessen nahm Loudon durch einen der kühnsten und glücklichsten Überfälle das trefflich befestigte Schweidnitz, eine

Nachricht, die man im preußischen Heere nicht glauben wollte. Darauf bezog Loudon mit seiner Armee Winterquartiere in Schlesien. Jetzt war der siebenjährige Krieg geendet; Loudon erhielt von Maria Theresia das böhmische Indigenat und das Gut Klein-Wetschwar zum Geschenke. Er brachte einige Zeit in Carlsbad zu, wo er auch mit dem Professor Gellert eine vertraute Bekanntschaft anknüpfte. Friedrich II. hatte 1770 den Kaiser Joseph bei Mährisch-Neustadt besucht, und bei dieser Gelegenheit Loudon mit vieler Auszeichnung behandelt. Einmal zog der König den Helden zu sich, und sagte: »Ich sehe Sie viel lieber neben mir, als gegen mich.« Als in Böhmen Bauernunruhen entstanden, verkaufte Loudon seine dortigen Güter, und kaufte sich Hadersdorf, in der Nähe von Wien, wo er selbst baute, pflanzte, verbesserte und verschönerte. In dem bayerischen Successionskriege trug er vieles bei, daß König Friedrich sich nicht mit seinem Bruder Heinrich vereinigen, noch nach Böhmen eindringen konnte. Nach dem Teschner Frieden kehrte Loudon wieder zu seinen friedlichen Beschäftigungen zurück, bis ihn Österreich aufs Neue zum Schutze wider die Türken aufrief.

Der erste Feldzug gegen die Muselmänner war nicht ganz nach Wunsche ausgefallen; jetzt wurde Loudon, der bisher unthätig hatte bleiben müssen, zum Anführer der kroatischen Armee er-

nannt. Kaum angelangt, siegte er schon in mehreren Gefechten, und nahm Dubitza und Novi weg. Im folgenden Jahre nahm er Berbir oder Türkisch-Gradiska, und übernahm bald darauf das Kommando der Hauptarmee.

Sogleich machte er Anstalten, Belgrad zu belagern; ging mit dem ganzen Heere über die Save, und schloß nun Belgrad völlig ein. Auch Koburg hatte in der Wallachei das dreimal stärkere Heer des Feindes völlig zerstört. Das feuerte den Muth der Belagerer noch mehr an. Die Vorstädte wurden mit Sturm weggenommen, und bald darauf die Festung durch ein wüthendes Bombardement so geängstiget, daß sie sich ergab. Ganz Wien war von dieser Eroberung entzückt, und die Stadt wurde freiwillig beleuchtet. Als später Preußen einen Einfall drohte, ging Loudon nach Mähren, Böhmen und Gallizien, die Heere zu ordnen, welche sich dort zur Vertheidigung Östreichs gebildet hatten.

Bald darauf, im July 1790, starb Loudon, von seinem Vaterlande dankbar betrauert, auf dem Krankenbette zu Neutitschein. Seit Eugen hatte Österreich keinen glücklichern Heerführer gehabt. In seinem Garten zu Hadersdorf steht sein Grab aus türkischen Steinen gehauen, die er selbst zu diesem Behufe aus Belgrad von einem Grabmale mitgebracht hatte.

Kant

ein großer deutscher Philosoph.

Geboren 1724. Gestorben 1804.

Dieser große Reformator der Philosophie wurde 1724 zu Königsberg geboren. Frühe schon zeigte er seine Anlagen zum Forschen, und seinen Hang zum Nachdenken. Bald bemerkte sein Lehrer seine Fähigkeiten, und er verlegte sich auf das Studium der Weltweisheit, welchem seine Anlagen entsprachen und in dem er einst so vollkommen wurde. Als Kant auf das Gebiet der Metaphysik traf, erstaunte er, so viele Verworrenheiten, Dunkelheiten und Widersprüche zu finden, und indem er das ganze Land dieser Hypothesen erblickte, welche bisher den Namen einer Wissenschaft angenommeu hatten, fand er, daß nichts geringeres als eine gänzliche Reform erfordert würde, um dem menschlichen Verstande die Gränzen anzuweisen, in welchen die Natur und der Schöpfer seine Spekulationen eingeschränkt hat. Zwanzig Jahre brachte Kant damit zu, daß er alle metaphysischen Systeme untersuchte und genau zergliederte, bis er endlich mit der Kritik

der reinen Vernunft hervortrat, und dem menschlichen Geiste und dessen Bestrebungen eine ganz neue Richtung gab.

Kants Körper entsprach seinem großen Geiste nicht; ein Physiognomiker dürfte leicht mit seiner Wissenschaft zu Schanden geworden seyn. Er war klein und hager, seine Brust enge und schmächtig, welches ihm manche Beklemmungen zuzog, und sein Gesicht und Blick verrieth nichts von dem scharfen speculativen Kopfe. Demungeachtet war er zuvorkommend und freundlich, gesellig, und so gerne unter Freunden, daß er beinahe niemals allein speisete. Dann war aber auch die Unterhaltung lebhaft und vertraulich, geistreich und unterrichtend, ohne aber eigentlich gelehrt oder pedantisch zu werden. Freilich war Kants Tafel nicht die eines Schwelgers; aber Heiterkeit und sokratische Laune würzte das Gespräch, welches sonst gewöhnlich politische oder geographische Gegenstände umfaßte. Bewunderungswerth waren Kants Kenntnisse in der Statistik und physischen Geographie, die sich auf die kleinsten Ortsbestimmung, auf Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten weniger bekannten Orte erstreckte. Mit dem größten Scharfsinne reihte er in der Politik die Dinge zusammen, welche auf einen wahrscheinlichen Erfolg schliessen ließen, und sagte auf diese Art nicht selten die Begebenheiten voraus, welche wirklich erfolgten. Dazu mußte er

denn freilich dem politischen Gange der Zeit folgen, und wirklich waren die Zeitungen die Lieblingslectüre des großen Philosophen, denen er manche Stunde seiner Zeit widmete.

Kant konnte die Schmeichler nie leiden, und hatte nie eine große Freude an der ungeheuren Zahl seiner Nachbeter und blinden Verehrer, die ihn größtentheils nicht verstanden. Doch war er mit allen Fremden, die ihn besuchten, höflich und artig wenn gleich sehr wenige darunter seinen wahren Werth zu schätzen wußten. Mit der größten Geduld hörte er die Lobsprüche an, mit denen ihn tausend vorhergegangene Fremde schon übersättigt hatten, sprach mit ihnen faßlich und freundlich, und brach selten zuerst die Unterhaltung ab. Mit seinen Hausleuten ging Kant mild und gütig um, und als einst die Unterredung sich auf die großen Männer wendete, deren Umgang das Leben in jener Welt so angenehm und bezaubernd machen müßte, so wünschte Kant vor allen, seinen treuen alten Diener Lampe dort zu finden. Eine der vorzüglichsten Eigenschaften Kants war, daß er als Gesellschafter nie in die Tiefen seiner Ideen eindrang, sondern immer sich nach der Fassungskraft seiner Zuhörer richtete, und das Gespräch bald ablenkte, wenn er fand, daß das Verweilen bei einer Idee nicht angenehm war. Nur wenn er allein war, nur in seiner Studierstube drang er in alle Tiefen des Ver-

standes, und lezte dann seine Resultate der erstaunten Welt vor.

Kant lehrte, daß der Mensch ohne alle Rücksicht auf Lohn und Strafe tugendhaft seyn müsse, und er handelte ganz nach dieser schönen und erhabenen Lehre. Seine Vernunft herrschte, und immer ist der Grundsatz vor seinen Augen gestanden, daß nicht sowohl Genuß, als thätiges freies Wirken und moralische Selbstthätigkeit dem Leben Werth und Freude ertheile.

Natürlich ist es, das Kant zu seinen Arbeiten der Ruhe und Stille bedurfte, und daß das kleinste Geräusch ihn zerstreute. Ein Mal hatte einer von Kants Schülern einen Knopf verloren, und der Philosoph heftete während seines Vortrages immer seine Augen auf die leere Stelle. Nach einigen Monaten ließ der junge Mann seinen Knopf annähen, und Kant wurde in seinem Vortrage verwirrt, zerstört und unzusammenhängend. Nach dem Collegio rief er den jungen Mann zu sich. »Sie hatten,« sagte der Philosoph, »sonst keinen Knopf hier auf dem Rocke?« — Der junge Mann entschuldigte seine Nachlässigkeit. — »Nein, nein,« sagte Kant, »er stört mich, und ich wünschte, daß Sie ihn wieder wegnehmen ließen.«

Kant war nie verheirathet, ob er gleich in seinen spätern Jahren es bedauerte, daß ihm seine Jugendverhältnisse damals nicht erlaubt hatten, in

einen Stand zu treten, der dem Menschen am natürlichsten, und seiner ganzen Natur am angemessensten ist.

In seinen letzten Lebensjahren hatten anhaltende Arbeiten, und beständige Beschäftigung mit den abstraktesten Spekulationen den Kopf des Weisen so geschwächt, daß er das Gedächtniß beinahe ganz verlor, und in einen solchen Zustand versank, daß ein Engländer, der ihn und seine Schriften bewunderte, bei seinem Anblicke in lautes Weinen ausbrach. Demungeachtet war sein Bewußtseyn nicht völlig verschwunden, wie mehrere öffentliche Blätter versichert hatten. Ohngefähr drei Wochen vor seinem Tode wurde an seinem Tische erzählt: ein bekannter Kriminalverbrecher, der auf einem Dorfe bei der Stadt seinen Kameraden durch einen Schlag mit der Sense getödtet hatte sey endlich des Vorsatzes unüberwiesen, auf acht Jahre zum Festungsgefängnisse verdammt worden, und sey darüber bei der Publikation vor Freuden so außer sich gewesen, daß er die Richter gebethen habe, ihn nur gleich dahin zu schicken, damit es nicht wieder geändert würde, aus welchem Grunde er denn auch von der zur Milderung dieser Strafe freigelassenen Appellation nichts wissen oder hören wollte. »Erzählen Sie mir doch das noch einmal,« sagte Kant, und als er das Erzählte recht gefaßt hatte, bemerkte er nach seiner trocknen Art: der Mensch ist ein Pol-

tren. Überhaupt konnte er Muthlosigkeit am wenigsten leiden, daher ihm denn auch der Selbstmord so zuwider war, den er meistens als eine Folge davon ansah. Einem Selbstmörder, meinte er, dürfe man dreist ins Gesicht speyen, verächtlicher und nichtswürdiger sey so leicht niemand. Sein Gefühl innerer Stärke verführte ihn zu mehreren solchen Urtheilen, und auch dazu, mitunter von sich selbst zu rühmen, daß er Courage habe, wenn das zunehmende Unvermögen des Alters ihn an sein Ende erinnerte. Doch hat man ihn bei dem schweren Drucke im Kopfe, womit er einige Jahre vorher geplagt war, sagen hören, daß er keine Nacht zu Bette ginge, ohne zu wünschen, es möge mit ihm enden, und daß er die Vorboten mit einem Gottlobe empfangen werde. Indessen waren dergleichen Äußerungen sehr vorübergehend, und er aß dazwischen mit gutem Appetit, ließ sich auch sein Glas Wein darauf schmecken; wie er denn auch nicht gern klagte, sondern gleich abbrach, um seinen Freunden, wie er sagte, nicht beschwerlich zu fallen. Daß er Bewußtseyn beinahe bis zum letzten Augenblicke hatte, beweist sich daraus, daß, als man den Tag vor seinem Ende aus dem Lechzen seines Mundes schloß, er müsse Durst haben, und ihm folglich ein Paar Löffel voll Wasser mit Wein gemischt einflößte, die mit Mühe hinunter gingen, und immer zurück wollten, er die Hand

aufhob, und sich den Mund damit zuhielt, um diese Erquickung desto sicherer bei sich zu behalten. Als er sie empfangen hatte, sagte er mit gebrochener Stimme: gut, gut — und gab bald darauf seinen Geist auf. [illegible] Seine Kritik trug er lange mit sich herum, und schrieb sie nicht eher nieder, als bis er aufhörte, Abendgesellschaften zu frequentiren; von welcher Zeit an Schreiben überhaupt für ihn ein Bedürfniß wurde. Die Veranlassung dazu war, daß man des Spieles wegen zu spät zu Tische ging, wodurch er sich am folgenden Morgen belästigt fühlte. Von nun an entsagte er der Abendmahlzeit ganz, und hielt sich bloß an den Mittag, an dem er natürlicherweise nicht wenig zu sich nahm, und meistens derbe Kost, die immer auserlesen seyn mußte. Bis zu den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren speiste er, wenn er nicht ausgebeten war, (und er war es häufig, wegen seiner ausnehmenden Gabe der Unterhaltung) an einer öffentlichen Wirthstafel; in dieser letzten Zeit acquirirte er ein eigenes Haus, wodurch er vermuthlich auf den Gedanken kam, sich eine eigene Ökonomie zuzulegen. Aß er zu Hause, so hatte er regelmäßig zwei Freunde bei sich. Mit einem einzigen machte er hier eine Ausnahme, die jeden geschmeichelt hätte. Er war der wohlgelaunteste Wirth, und in den letztern Wochen milder und liebenswürdiger als je.

In jeder Rücksicht fand man sich behaglich an seinem Tische. Die Kosten der Unterhaltung trug er meistens selbst; und es war von Seiten des Gastes fast genug, wenn er nur Empfänglichkeit dafür mitbrachte. Bis aufgetragen war, hielt er sich regelmäßig an die Witterung, die nach ihrem ganzen Einflusse und in allen ihren Folgen erwogen, und zuletzt gar durch wöchentliche Mortalitätslisten kontrollirt wurde, welche er durch die Willfährigkeit eines Freundes empfing, bei dessen Behörde dergleichen eingereicht werden mußte. Den besten Stoff, die politischen Neuigkeiten, nahm er mit zu Tische; am meisten interessirten ihn die französischen Begebenheiten, die ihn nur dann besorgt machten, wenn sie eine dem Anscheine nach fruchtlose, nie aber, wenn sie eine bloß fürchterliche oder empörende Wendung nahmen. Es hielt schwer, und fast unmöglich, ihn aus einer Meinung heraus zu disputiren; selbst wenn man ihm Fakta entgegen setzte, gelang es nicht, wenigstens nicht gleich, und nicht immer. Die Franzosen waren schon in Egypten, und die Regierung selbst hatte es schon dem ganzen Europa verkündiget, als er immer noch dabei blieb, die Expedition gehe nach Portugal, und die offizielle Bekanntmachung des Gegentheils sey ein Blendwerk, um den Feind irre zu führen. In der Folge nahm er sich doch dieses Besitzes sehr an, und widerrief so alles Abenteuer-

liche und Ungereimte, was er Anfangs diesem Projekte Schuld gegeben hatte. Alle Tage ging er nach dem Essen spazieren; diese Erholung genoß er am liebsten allein, und wer sich zufällig unterwegs an ihn schloß, that ihm keinen Gefallen damit.

Jeder ehrte ihn als einen rechtschaffenen Mann. Sobald er zu Vermögen gelangt war, setzte er seinen dürftigen Verwandten jährlich gegen vierhundert Thaler aus. Überhaupt hatte er das zarteste und mildeste Gemüth, bei aller Strenge seiner Grundsätze. Seinen Bedienten Lampe, von dem wir kurz vorher sahen, wie gerne er ihn hatte, mußte er doch mehrerer Ursachen wegen gehen lassen, doch gab er ihm noch zehn Gulden monatlich, die diesem durch Kant's letzten Willen auf Lebenszeit zugesichert wurden. Auch den letztern Bedienten bedachte er gut, und ließ ihm manches zufließen. Doch litt er nichts, was unrecht oder indiskret war, obwohl dann auch noch der Unwille gegen einen sonst treuen Diener sich mitunter in baren Profit für diesen verwandelte. Er hatte bemerkt, daß sein letzter Bedienter mit ihm aus einer Dose schnupfte, und auf der Stelle accordirte er ihm einen Gulden monatlich auf Tabak, um dieser Gütergemeinschaft ein Ende zu machen. Dabei kann man aber doch nicht sagen, daß er immer gleichgültig war; zum Glück waren es nur Kleinigkeiten, die ihn aus der Ruhe brachten, wenn

etwa die Studierstube nicht genau nach dem hiezu angenommenen Thermometerstande geheizt, bei einer Speise etwas versehen, oder sonst etwas außer Acht gelassen war.

Er hinterließ ein Vermögen von beinahe zweimalhunderttausend Thalern, das, wie er es sich nach und nach erwarb, zu einem Freunde ging, der es ihm mit sechs Procent verzinste, wodurch es so ansehnlich ward. Schon als Magister arbeitete er sich über die Nothdurft hinaus, durch Privatissima, die er las, selbst jungen Offizieren über die Fortifikazion. Er pflegte zu erzählen, daß er schon damals immer bei Gelde, und nie in Furcht gewesen sey, daß man ihn mahnen komme, wenn an seine Thüre geklopft worden sey. Gleichwohl mag es Anfangs zuweilen ganz knapp gegangen seyn. Er las über Baumeisters Metaphysik, als eben eine Baumgarten'sche erschien, über die er lieber gelesen hätte. Indessen fand er es für nöthig, vorher sein Auditorium darum zu befragen. Auf den Zettel, den er deßwegen zirkuliren ließ, hatte sich Einer seiner damaligen Zuhörer ganz besonders angelegentlich für Baumgarten erklärt. Der Lehrer kannte diesen Zuhörer nicht persönlich, und bat daher in der nächsten Stunde sich ihm zu erkennen zu geben. Der that dieß, und Kant versicherte ihn, daß er bei Zweifeln und Bedenklichkeiten ihn gern noch privatim belehren würde. Der halbjährige

Unterricht war zu Ende, und der junge Mensch, weil sein Geld ausgeblieben war, nicht im Stande das Honorar zu bezahlen. Ein glücklicher Zufall verhalf ihm endlich zu zwei Dukaten, wovon er nun sofort die schuldigen vier Thaler seinem Lehrer brachte, bei dem er sich zugleich darüber, daß er so lange zurückgeblieben, durch seine bisherige Verlegenheit entschuldigte. »An meiner Miethe fehlt mir gerade noch ein einziger Thaler,« entdeckte sich Kant, »diesen werde ich nehmen, das Übrige behalten Sie doch nur.«

Gegen das Ende seines Lebens hatte er die Gewohnheit, seine Gedanken, ohne daß er es wußte, laut auszusprechen. »Mein Gott!« sagte er so einmal, mitten in einer großen Gesellschaft ganz laut, »so eine langweilige Gesellschaft habe ich lange nicht gesehen.«

Kants Vorfahren schrieben sich Cant. Noch in der Schule neckte ihn einer seiner Kameraden, und sagte, er hieße nicht Kant, sondern Zant. Von dieser Zeit an schrieb er sich mit einem K. Er starb zu Königsberg am 12. Febr. 1804, einige Wochen vor seinem achtzigsten Jahre. Mehrere Universitäten und gelehrte Gesellschaften feierten durch Trauerreden und Kantaten den Verlust dieses großen Denkers.

Klopstok,

einer der größten deutschen Dichter.

Geboren 1724. Gestorben 1803.

Friedrich Gottlieb Klopstok, königlich dänischer Legationsrath und markgräflich badenscher Hofrath, war den 2. July 1724 in Quedlinburg geboren. Sein Vater, ein origineller Mann, pachtete später ein Landgut, wo der Knabe die Anfangsgründe der Sprache lernte und seinen Körper stählte; von da kehrte er mit seinem Vater nach Quedlinburg zurück, wo er unter seinen Schulgespielen immer den ersten Rang behauptete. In seinem sechszehnten Jahre kam er auf die Schulpforte, wo sein Charakter als Mensch und Dichter sich entwickelte und selbst schon Festigkeit gewann. Von hier ging er nach Jena und 1746 nach Leipzig, wo Zachariä, Rabner, Cramer u. s. w. seine Freunde wurden, seine bereits angefangene Messiade und mehrere Oden prüften, die dann gedruckt wurden.

Nun kam er als Erzieher nach Langensalza; eine unglückliche Liebe trieb ihn von da nach Zürich zu seinem Freunde Bodmer. Endlich berief ihn 1751

der edle Minister Bernstorf nach Kopenhagen; auf der Reise lernte er zu Hamburg die geistreiche Meta Möller kennen, welche er 1754 ehelichte, die ihm aber der Tod bald entriß. Ihr Andenken war dem Dichter bis ins höchste Alter heilig und unvergeßlich. Bis 1771 wohnte Klopstok in Kopenhagen, von dieser Zeit an aber beständig in Hamburg. Noch den Abend seines Lebens wandte er dazu an, seine sämmtliche Werke der Nachwelt in einer Gestalt zu übergeben, wie sie des großen Dichters würdig war. Er starb wie er gelebt hatte, als Weiser und als Christ am 14ten März 1803. Seine Geisteskräfte blieben ungeschwächt, er behielt seinen hellen Verstand und seine lebhafte Einbildungskraft, nur sein Gedächtniß hatte etwas abgenommen. Wie Sokrates beschäftigte er sich mit dem Gedanken an die Unsterblichkeit, und ließ sich die von ihm selbst im zwölften Gesange der Messiade aufgestellten Bilder von Tod, Grab und künftiger Lebensfortdauer vorlesen. Was einst der von seinem hohen Gegenstande begeisterte Jüngling sang, war jetzt der Trost des sterbenden Greises.

Hamburg, sein gewöhnlicher Aufenthalt, und Altona vereinigten sich bei dem Tode des Dichters zu dem feierlichsten Leichenbegängnisse, das wohl je ein Gelehrter in Deutschland erhielt. Nichts fehlte, was Würde und Geschmack foderten, und was ohne übermäßigen Aufwand nur passend, verein-

rüget werden konnte. Ein Gefolge von ein hundert und sechs und zwanzig Kutschen, das diplomatische Korps, Magistratspersonen beider Städte, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Militärpersonen, allgemeines Glockengeläute, einige tausend Zuschauer in Trauer, Ehrenwachen von Fußvolk und Reiterei, militärische Trauermusik, Trauermädchen mit gewundenen Kränzen und Blumenkörben, die nebst den Trauermarschällen den Leichenwagen umgaben, gefolgt von den Hamburger Rathsdienern, trauernde Ehrenbegleiter, die Direktoren des Festes, Schiffe mit schwarzen Flaggen, eine Rede in der Kirche am Sarge von einem seiner wärmsten Freunde mit der Messiade als Trophäe in der Hand, ins Grab geworfene Gedichte und Blumen, und eine Trauermusik von hundert Personen auf Klopstoks eigene Worte ehrten das Andenken des großen Dichters und guten Menschen.

Unendlich vieles hat die Dichtkunst, hat die deutsche Sprache, hat Deutschlands Selbstgefühl diesem großen Genius zu danken. Zur Zeit, als noch die Deutschen sklavische Nachbeter ihrer Nachbarn, auf ihre eigenen Geistesprodukte verächtlich herabsahen, als noch deutsche Fürsten und Große selbst ihre Muttersprache nicht sprechen oder schreiben mochten, da waren es Klopstok und Gleim, welche den Deutschen auf seinen wahren Werth, auf seine Tugenden aufmerksam machten. Klopstok sang schon frühe:

Was that dir Thor dein Vaterland!
Dein spott ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Er war es, der die Sprache, vor ihm unbehülflich und schleppend, zur hohen Kraft, zur ernsten Würde bildete, und dem der deutsche Hexameter alles verdankt. Er war es, der mit Bardengluth Herrmann schilderte, dessen Oden auf jedes unverdorbene Gefühl so mächtig und entzückend wirkten, und dessen Messiade als das höchste Meisterstück der neuen Dichtart so allgemein bewundert wurde, und welches alle seine kleinen Tadler, die ihre Herzensarmuth freilich leichter in elenden Spielereien verbergen, hundertmal überleben wird.

Eben so vortrefflich war Klopstock in seinem Privatleben, im Zirkel seiner Freunde und Bekannten. Seine Empfindungen waren sehr zart, und sein Charakter doch äußerst fest. An seinen Freunden hieng er mit ganzer Seele, und blieb gegen die Erprobten unveränderlich. Sein ältester Freund war Gleim, und auch auf ihrem gleichzeitigen Sterbebette wechselten sie noch Briefe mit einander. Ihre poetischen in Hinsicht des Reims gar nicht harmonirenden Grundsätze hatten so wenig als andere durchaus nicht zusammentreffende Lieblingsmeinungen auf ihre Freundschaft Einfluß. So ging z. B. Gleims Liebe und Bewunderung gegen Friedrich II. bis zur Schwärmerey; da Klopstok nicht so vortheilhaft von diesem Fürsten dachte.

Klopstock war immer geneigt die Urtheile anderer anzuhören, aber nie fällte er entscheidende Urtheile, und diese nie absprechend oder bitter. Vier Personen hatte er vorzüglich zu seinen dauernden Lieblingen gewählt: Washington, Charlotte Corday, Lafayette und Alexander von Rußland.

Nebst andern gelehrten Kenntnissen, die Klopstok in sehr hohem Grade besaß, wußte er auch vieles von der Kriegskunst, und kannte die eigenthümlichen Manieren aller großen Feldherrn der neuern Zeiten. Von dem siebenjährigen Kriege kannte er das Detail jeder Schlacht, und wollte sogar ein Mal der Geschichtschreiber dieses merkwürdigen Kampfes werden, wurde aber durch mehrere Umstände an diesem Vorhaben verhindert.

Unter dem Titel: Denkmähler, hat er eine Menge Gedichte über die wichtigsten Begebenheiten der französischen Revolution gesammelt, und seine Empfindungen darüber mit Gluth und Kraft darin niedergelegt, die nebst seiner schönen elegischen Weichheit ein Hauptverdienst seiner Dichtungen ausmachen. Aber später, als er die Wendung sah, welche die Dinge unter den jakobinischen Bösewichtern u. s. w. nahm, schämte er sich seiner ersten Gefühle, und verbrannte wo nicht alle, doch die meisten dieser Gedichte. So verschieden er auch in seiner Dichtungsart mit Wieland war, so schätzten sich doch die großen Männer wechselseitig; noch in seinen

letztern Tagen belegte Klopstok Wielands Aristipp mit lautem Lobe.

Mit einem grossen Genie begabt, bei einer seltenen Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Kenntnissen, taugte Klopstok nach seinem eigenen Geständnisse weder für einen Lehrstuhl, noch für anhaltende literarische Anstrengungen. Auch dieser große Dichter würde vielleicht ein Schicksal mit Homer und Milton getheilt haben, wenn nicht Friedrich V. von Dänemark und der Markgraf von Baden ihm durch Jahrgehalte Muße und Unabhängigkeit zugesichert hätten. Der Dank der Mit- und Nachwelt lohnt ihnen diese leider seltene Großmuth!

Leopold II., deutscher Kaiser.

Geboren 1747. Gestorben 1792.

Leopold II. war der dritte Sohn Franz I. und Marien Theresiens. Geboren zu Wien am fünften Mai 1747.

Wißbegierde, auf dem Boden einer sanften Gemüthsart gediehen, machte Leopolds Geist schon früh für die edelste Bildung empfänglich.

Jede Prüfung, welcher man den erhabenen Jüngling unterzog, erwarb ihm die ungeheuchelste Bewunderung. In allen Zweigen der Rechtsgelehrsamkeit genoß er den Unterricht des Freiherrn von Martini. Alterthumskunde, Theologie und Kirchengeschichte, Physik, Chemie und Anatomie zogen ihn wechselweise an sich. Aber die Philosophie der Gesetzgebung blieb vor Allem sein stätes Lieblingsstudium, und machte, daß Montesquieu, Filangieri und Mably als Schriftsteller für ihn das wurden, was Homer Alexander dem Großen, Thuzydides Karl V. war.

Durch so vielseitige Bildung und rastlose Anstrengung erwarb sich Leopold nicht nur einen Reichthum von Kenntnissen, sondern auch die trefflichste Darstellungsgabe. Seine Gesetze sind daher nicht nur schöne Denkmäler wohlwollender Weisheit, sondern ergreifen zugleich durch Sprache und Vortrag. Das meisterhafte Werk: Saggio sopra il Governo Tuscano, wird noch der Nachwelt den gebildeten Geist und die edle Gesinnung seines erhabenen Verfassers beweisen.

Leopold liebte immer geistreiche Gespräche über interessante Gegenstände. Hielt er sich während seiner toskanischen Regierung in Pisa auf, so pflegte er seine Abende im Kreise gelehrter Männer zuzubringen. Der schnelle Blick, mit dem sein Scharfsinn oft verwickelte Materien durchschaute, wurde

da oft der Gegenstand ungeheuchelter Bewunderung. Vorzüglich setzte er durch Umfang und Tiefe seiner juridischen Kenntnisse manchen Minister in Verlegenheit.

Als achtzehnjähriger Jüngling wurde Leopold nach dem Tode seines Vaters (18. August 1765) zur Regierung des Großherzogthums Toskana berufen, und in eben dem Jahre zu Insbruck vermählt mit Marien Luisen, der Tochter Karl III., Königs von Spanien, welche ihm eine Million zum Brautschatz brachte. Seiner humanen Weisheit gelang es, dieses Reich neu zu gestalten, und während einer fünf und zwanzigjährigen Regierung väterlich zu beglücken. Sein eigenes häusliches Leben gab hier das schönste Vorbild seinem Volke. So sehr er sich aber persönlich mit der Bildung seiner Familie beschäftigte, so blieben doch die Regierungsgeschäfte stets seine vorzüglichsten; denn der Sorgfalt für die Beglückung seines Volks mußte alles Andere weichen. Sein Wahlspruch war: Opes regum corda subditorum; (die Herzen der Unterthanen sind der Fürsten Reichthum.) Durch Belebung der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen, durch Austrocknung der Maremmen von Siena, Anlegung vortrefflicher Straßen, Aufhebung drückender Taxen und schädlicher Pachtungen, so wie durch Vernichtung oder Beschränkung der vormals in Toskana so häufigen Mono-

kolien, wußte er den Handel zu beleben und den allgemeinen Wohlstand zu befördern.

Seine Kriminalgesetze waren eben so mild als weise; denn er ging von der Überzeugung aus, daß grausame Strafen den Charakter, den er veredeln wollte, nur verwildern, ohne von Verbrechen abzuschrecken. Der Erfolg bewährte die Echtheit seiner Grundsätze; denn große Verbrechen waren unter seiner Regierung in Toskana viel seltener als in andern italienischen Staaten. Seine vorzüglichste Sorge ging aber dahin, Besserungshäuser für jugendliche Verirrungen zu errichten, und es dem redlichen Fleiße nie an hinlänglichen Mitteln zur Erwerbung fehlen zu lassen.

Auch kirchliche Reformen führte Leopold in Toskana ein; zeichnete dem Clerus seine Schranken vor; regulirte die Aufnahme in den Nonnenklöstern; hob (1784) die geistliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Angelegenheiten auf, und schaffte (1787) die Inquisition ab. Dagegen hatte er aber schon im Jahre 1783 zu Prato eine Akademie zur Bildung junger Geistlichen gestiftet, ließ in Kirchspielen von größerem Umfange mehrere neue Kirchen erbauen, und vermehrte die Zahl der Landesgeistlichen.

Durch den Tod Josephs II. wurde Leopold am 20. Febr. 1790 auf den höhern Thron berufen. Er verließ Florenz, welches sein zweitgeborner

Prinz erhielt, nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung am 1. März 1790, und traf am 12. März in Wien ein, beseelt von dem Wunsche, ein glückliches Reich des Friedens von Außen, und der Ruhe im Innern herzustellen. Allein das Schicksal wollte es nicht. Stürme erhoben sich von allen Seiten. Der Feldzug gegen die Türken war noch nicht geendigt, und schon drohte Preußen. Überdieß tobte der Aufruhr in den Niederlanden, und die Unruhen der mißvergnügten Ungarn währten noch fort.

Leopold verschloß sich beim Antritte seiner Regierung mehrere Wochen hindurch in sein Kabinet, unter Akten und Arbeiten vergraben. Indeß erwachte immer lauter der Wunsch des Volks, den Monarchen zu sehen. Als der Kaiser dieß erfuhr, und in ihn gedrungen wurde, sich öffentlich zu zeigen, sagte er die schönen Worte: »Ich habe ihnen ja noch nichts Gutes thun können!«

Zum erstenmal erschien er endlich bei einem Feuerwerk im Prater, von seinen Kindern umgeben, vom lautesten Jubel empfangen.

Erzherzog Franz, sein erstgeborner Sohn, an Josephs II. Hofe erzogen, hatte nach dem Tode seines großen Oheims bis zur Ankunft des Vaters gemeinschaftlich mit dem Fürsten Kaunitz die Staatsgeschäfte geleitet. Leopold behandelte den Erzherzog mit ausgezeichneter Achtung, und ent-

flammte dadurch dessen rege Thätigkeit noch mehr. War z. B. der Erzherzog in einer Konferenz anderer Meinung als die übrigen Mitglieder des Staatsraths, und der Kaiser trat der Meinung des erhabenen Sohnes bei, so ließ er in dem Konferenzprotokolle jedesmal die Worte beisetzen: »Nach der Meinung des Erzherzogs.«

Eine von Leopolds ersten Verfügungen war die Aufhebung der in Österreich, Böhmen, Galizien und Tyrol eingeführten Steuerregulirung. Bald darauf folgte die Abschaffung des gräßlichen Schauspiels der Kriminalarrestanten, welche bisher unter dem Gerassel ihrer Ketten die Stadt reinigen mußten.

Seine nächste Sorgfalt widmete Leopold den Gesetzen. Die Verfassung eines Gesetzbuches wurde einigen der verdienstvollsten Staatsmänner unter dem Vorsitze des Freiherrn von Martini anvertraut. Hierauf bedachte er nicht minder den öffentlichen Unterricht. Zu diesem Ende ward ein neuer Studienkonseß errichtet. Die Universität erhielt liegende Gründe zur Bestreitung ihrer Ausgaben. Die Professoren wurden durch verschiedene ihnen zugesicherte Vorzüge ermuntert. Mehrere Behörden und ihr Personale wurden wieder auf den Fuß eingerichtet, wie sie unter Marien Theresiens Regierung bestanden hatten.

Im September des nähmlichen Jahrs, in

dem Leopold die Regierung der Erbstaaten antrat (1790), wurde er zum römischen Kaiser erwählt, und am 9. Oktober erfolgte die Krönung zu Frankfurt. Am 15. November wurde er in Preßburg als König von Ungarn, und am 6. September des folgenden Jahrs (1791) als König von Böhmen gekrönt.

Die Ungarn, noch in einiger Spannung wegen vorhergegangener ihnen mißfälliger Neuerungen, wußte Leopold durch Gerechtigkeit gegen ihre Beschwerden, und durch menschenfreundliche Güte verbunden mit nachdrücklicher Standhaftigkeit, auf die Bahn des ihnen eigenen edeln treuen Nazionaledelmuths zurück zu führen, so daß der sich lange verzögernde Landtag (1790 — 1791) endlich mit mehreren Beweisen der liebevollsten Ergebenheit für den König schloß, und die Ungarn nicht nur die rückständigen Lieferscheine vernichteten, sondern auch für den Fall der Fortsetzung des Türkenkriegs zu bedeutenden Beiträgen von Mannschaft und Gelde sich erboten, und den Erzherzog Alexander Leopold zum Palatin wählten.

Auch Siebenbürgen und Illyrien wurden erfreut. Sie erhielten im Jahre 1790 zur Schlichtung ihrer Angelegenheiten eigene Hofkanzleien.

Während also Leopold sein Reich im Innern mit väterlicher Sorge verwaltete, erfochten seine Heere manchen Sieg gegen die äußern Feinde.

Die Generale Wartensleben, Koburg, Clerfayt, und Devins schlugen die türkischen Heere; indessen bei den ersten Gährungen der französischen Revoluzion die österreichischen Adler, geführt von Bender, Baillet Latour und Beaulieu, die Niederlande siegreich durchflogen.

Indeß nahte auch der Krieg mit Preußen seinem Ausbruche. Loudon erhielt den Oberbefehl über die gegen diese Macht in Böhmen, Mähren und Galizien zusammengezogenen Truppen, starb aber, ein vier und siebenzigjähriger Greis, am 14. Juny 1790 im Hauptquartier zu Neutitschein in Mähren. Am 27. July des nähmlichen Jahres wurde endlich zu Reichenbach zwischen Österreich und Preußen die bekannte Konvenzion abgeschlossen; wodurch der österreichischen Monarchie die Wiedererlangung der Niederlande, der Pforte aber der Friede mit den alten Gränzen, in so fern diese der ununterbrochenen Erhaltung der Ruhe beider Reiche angemessen wären, garantirt, und die Eintracht mit Preußen hergestellt wurde.

Am 10. Dezember wurde das große Werk der Herstellung der Ruhe in den Niederlanden durch einen zwischen dem kaiserlichen Botschafter Grafen Mercy d'Argenteau, einem preußischen, englischen und holländischen Gesandten im Haag abgeschlossenen Traktat bewirkt, Kraft dessen die belgischen Provinzen nach Zusicherung einer Ge-

neralamnestie und mehrerer Freiheiten und Wohlthaten dem Hause Österreich für immer garantirt wurden. Indeß zeigten das Volk und die Stände noch hier und da den Geist verblendeter Hartnäckigkeit, ersteres durch manchen Tumult, letztere vorzüglich durch Verweigerung der Subsidien, welche der Kaiser von ihnen benöthigte.

Glücklicher als die Dämpfung dieser wenn auch nicht ausbrechenden, doch unter der Asche stets fortglimmenden Unruhen, ging am 4. August 1791 die Abschließung des Definitivfriedens zwischen dem Kaiser und der Pforte zu Szistowe von Statten, worauf dann am 11. Febr. des folgenden Jahres (1792) ein türkischer Botschafter in Wien feierlichen Einzug hielt.

Als kurz darauf die Bewegungen der französischen Revoluzion immer gefährlicher wurden, der Nazionalkonvent in Paris sich schon gewaltsam der königlichen Familie bemächtiget hatte, kamen Leopold und der Erzherzog Franz mit dem König von Preußen, dem Churfürsten von Sachsen, und dem aus Frankreich glücklich geflüchteten Grafen Artois auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz zusammen, und beriethen sich über die wirksamsten Mittel zur Beförderung der Ruhe und Ordnung in Frankreich. Endlich ermüdete auch Leopolds bisherige Güte gegen die niederländischen Rebellen, und er erließ am 18. Dezember 1791 an die fre-

velnden Aufrührer die Ermahnung, zur gesetzlichen Ordnung zurück zu kehren, indem er von nun an jeden Übertreter derselben als Hochverräther ansehen und bestrafen würde. Aber dessen ungeachtet griff der Geist der Empörung immer weiter um sich. Zu Brüssel wurde in der Nacht zum 17. Jan. 1792 ein Komplot angelegt, dessen Absicht es war, sich des Ministers Grafen Metternich und des Feldmarschalls Bender, die als Generalgouverneure zu Brüssel residirten, zu bemächtigen, die in Privathäusern wohnenden Offiziere zu ermorden, und die Soldaten in den Kasernen zu überfallen. Glücklicher Weise aber wurde die Verschwörung entdeckt, und eine beträchtliche Anzahl der Verschwornen ergriffen und verhaftet.

Indessen wurden auch Österreichs kriegerische Zurüstungen gegen die wüthende Verwegenheit der Nazionalversammlung immer ernstlicher, als höchst unerwartet ein plötzlicher Tod den Kaiser, nach einem Übelbefinden von anderthalb Tagen, dahin riß, am 1. März 1792, dem nähmlichen Tage, an dem er vor zwei Jahren die Reise von Florenz nach Wien angetreten hatte. Bei der Eröffnung des Leichnams zeigte der Brand in den Eingeweiden die Ursache des frühzeitigen Todes. Seine Gemahlin darf mit vollem Recht eine Zierde ihres Geschlechts genannt werden, denn sie besaß Sanftmuth, Frömmigkeit und liebevolle Ergebenheit. Dieß bewies sie

schon durch die einzige Äußerung: »Ich habe nur Macht über das Herz meines Gemahls, nicht über seinen Verstand.« — Sie folgte dem geliebten Gatten nach Verlauf einiger Wochen, am 15. May 1792.

Herder,

ein berühmter Schriftsteller.

Geboren 1744. Gestorben 1803.

Johann Gottfried von Herder, Herzoglich Weimarischer Oberkonsistorialrath, Oberhofprediger, Kirchenräth und Vizepräsident des Oberkonsistoriums zu Weimar, wurde zu Morungen in Preußen geboren. Er studierte zu Königsberg, wo Kant, Hippel und Hamann seine Lehrer und Freunde waren. Später wurde Herder Rektor zu Riga, dann kam er als Superintendent nach Bückeburg, und endlich 1776 nach Weimar, wo sich seine Talente am glänzendsten entwickelten.

Seine theologischen und philosophischen Werke, seine Untersuchungen über die Sprache, seine ästhetischen, kritischen und historischen Arbeiten werden ihm immer eine der ersten Stellen unter den Schrift-

stellern aller Zeiten und Sprachen zusichern. Als Theolog drang er tief in den Geist und die Sprache des Orients; er blieb nicht bei der historischen und grammatikalischen Kenntniß stehen, sondern nahm vorzüglich Geschichtsphilosophie zu Hülfe. Den Orient hatte er, so zu sagen, klimatisch-genetisch studiert, und was ihm in einer Vorstellungsart dunkel war, durch den Vergleich mit einer andern aufgehellt. Auch in der Philosophie hatte er viele Verdienste, er suchte auf dem Pfade der Sprachforschung, oder durch Hülfe der Analogie, oder durch die unmittelbare Erfahrung des denkenden und fühlenden Menschen, dem Gehalte der angenommenen philosophischen Lehrsätze nachzuspüren, oder neue Ansichten zu gewinnen. Die Beziehung auf Humanität war der Standpunkt, von welchem alle seine Untersuchungen ausgingen. Dieses Prinzip der Humanität begleitete Herdern auch auf seinen mythologischen, kritischen oder literarischen Untersuchungen. Er will die Fäden suchen und zeigen, an welchen die bessere Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenhängt; er will die vernünftige Wirklichkeit entdecken, die den Trümmern früherer Jahrhunderte zum Grunde lag.

Seine Kenntnisse von dem Gange der Literatur waren ausgebreitet und gründlich, sein Geschmack vielseitig und ganz unverzärtelt. Wie dem Naturaliensammler kein unscheinbares Steinchen, kein

schmutziges Insekt entgeht; er sieht es liegen, wo Tausende ohne hinzublicken vrübergehen; und freut sich des kostbaren Fundes, — so sammelte Herder alles wahrhaft Gute und Schöne.

Auch seine Übersetzungen haben klassischen Werth. Er war ziemlich der erste, der aus der griechischen Anthologie die schönsten Blumen auf deutschen Boden verpflanzte, und die Dichtungen und weisen Sprüche des Morgenlandes, die er uns mitgetheilt hat, sind ein großer Schatz von Wahrheiten und Tugendlehren. — Balde, Andreä und manche andere, sind durch ihn wieder aufgeweckt worden, und wirken jetzt von Neuem, wie in einem zweiten Leben.

Seine Poesieen sind alle kraftvoll, wenn gleich nicht sehr ausgefeilt. Man sieht es ihnen an, daß er sich nie hinsetzt, um Gedichte zu machen, sondern daß sich irgend ein lebhafter, kräftiger Gedanke in ihm selbst zu einem poetischen Stoffe bildet.

Einen Schriftsteller, sagt Jenisch, von ausgebreiteteren Literaturkenntnissen, verbunden mit glänzenden Talenten der mannigfaltigsten Art, als Herder, gab es selten. Er lehrte den Theologen zuerst Geschmack und den Geist des Orients; nur mit den Verfassern der Literaturbriefe theilt der Fortsetzer derselben (in den Fragmenten und kritischen Wäldern) die Verdienste um Kritik und Philosophie

der schönen Wissenschaften; seine Preisschrift über den Ursprung der Sprache ist ein bleibendes Denkmal seines tiefeindringenden Scharfsinnes, so wie die Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit durch Gelehrsamkeit, Geschmack und feinen Beobachtungsgeist einig, sich unvergleichbar weit über alles das erheben, was Hume, Ferguson und andere in dieser Gattung geleistet haben. Seine große genialische Manier der Ansicht und der Darstellung diente sehr wesentlich zur Ausbildung unserer Sprache für vielfärbige und energische Prose, wenn gleich sclavische Nachahmung hier wie überall oft die Gränzen übersprang.

Herder, welcher wegen seiner Verdienste in den Adelstand erhoben worden war, hatte eine melodische Stimme, einen edlen und imponirenden Anstand, und zeigte auch im Gespräche sehr viele natürliche Beredsamkeit. Er hatte viele treue und liebende Freunde, und war ein guter Vater und Gatte. Vor seinem Tode, den 18. Dezember 1803, fand man noch folgende Verse, daneben seine Feder, auf seinem Tische liegen. Diese Gedanken waren es, die seine letzten Augenblicke beschäftigten, während ihm unerträgliche Schmerzen seine letzten Tage verbitterten, und seinen Geist niederdrückten.

Er mißt den Himmel, stillt die Meere!
Gericht und Recht ist um ihn her!

Er ist der Herr der Gott der Heere!
Er ist — — —
In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug umher — erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
Und diesen Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist in Staub gebeugt
Faßt ihre Wunder nicht, und schweigt.

Er wollte, sagte seine Wittwe, noch einige Verse hinzusetzen, aber Gott rief ihn während seiner Anbetung zu sich.

Johann Peter Frank,

ein berühmter deutscher Arzt.

Geboren 1745.

Franks Eltern waren Handelsleute, welche sich durch Fleiß und Betriebsamkeit ein ziemlich ansehnliches Vermögen erworben hatten. Von dem hülflosesten Zustande an, hatte sich Niklas Frank heraufarbeiten müssen, daher wurde seine natürliche Gutmüthigkeit noch oft durch Rauheit und Gähzorn entstellt. Lange wollte er dem Verlangen seines Sohnes nicht willfahren, ihn studieren zu lassen,

erst auf vieles Anliegen seiner Mutter, welche den geistlichen Stand für den jungen Frank bestimmt hatte, wurde er nach Rastadt zu den Piaristen, und darauf nach Bockenheim in die Jesuitenschule geschickt. Seine Talente glänzten hier nicht vorzüglich, da er nicht vieles auswendig lernen konnte und selbst das, was er wußte, nicht immer deutlich und geordnet vorzutragen verstand. Erst in Pont-a-Mousson, wo Frank die Physik studirte, entschloß er sich zur Arzneikunde, und ohngeachtet des Widerstrebens seiner Familie verlegte er sich mit den angestrengtesten Kräften auf die Wissenschaft. Die Liebe hatte ihn angefeuert, in der Tochter eines Kaufmannes Pieron, hoffte Frank die Belohnung seines Fleißes und seiner Anstrengungen zu finden.

Er kam auf die hohe Schule zu Heidelberg, und machte in den medizinischen Wissenschaften große Fortschritte, darauf ging er nach Straßburg, sich dort noch völlig zu vervollkommnen, und kehrte dann zu den gewöhnlichen Prüfungen nach Heidelberg zurück. Sie endeten mit dem glänzendsten Erfolge, und hier war es, wo Frank von dem Dekan Overkamp aufgefordert den Plan zu seiner berühmten »medizinischen Polizey« entwarf. Er wollte jetzt Bitsch in Lothringen zum Orte seiner Praxis wählen, mußte sich aber noch ein Mal einer strengen Prüfung zu Pont - a - Mousson unterwerfen. Endlich wurde er auch dem Kollegium der lothrin-

II. B. 230. S



gischen Ärzte einverleibt. Bald darauf heirathete er das Mädchen, 1767, welche er so lange auch in der Entfernung feurig und treu geliebt hatte. Aber — sie starb im ersten Kindbette, bald folgte ihr der Sohn nach. Des unglücklichen Vaters Jammer war ohne Gränzen. Schon früher war Frank in sein Vaterland zurückgekehrt, hatte sich in Baaden niedergelassen, und wurde bald Hofmedikus mit zweihundert Gulden Gehalt; wo er also nach Rastadt kam. Hier entwarf er einen Plan zum Unterrichte der Hebammen und Wundärzte in den Baden-Badischen Landen, der später berücksichtiget wurde. Im Jahre 1770 verehlichte sich Frank zum zweiten Male, und hatte aus dieser Ehe viele Kinder, unter denen der älteste Sohn Joseph als Primararzt beim allgemeinen Krankenhause zu Wien angestellt war.

Der letzte Fürst von Baden starb, Frank erhielt fünf und siebenzig Gulden Pension, ging darauf als Landphysikus nach Bruchsal, wurde aber bald zu der viel einträglichern eines Leibarztes beim Fürstbischof von Speyer berufen, wo er seine Studien mit dem angestrengtesten Fleiße verfolgte, und im Jahr 1779 den ersten Theil seiner medizinischen Polizey herausgab; eine Wissenschaft, die er eigentlich erst recht gegründet hatte. Aber dieses treffliche Werk zog seinem gelehrten Verfasser viele Verdrießlichkeiten zu. Eine Äußerung über die neuerrichtete Erziehungsakademie zu Stuttgart, daß bei aller Auf-

sicht, doch ein gewisses Übel sehr schwer zu vermeiden seyn würde, brachte auf eine sehr kurze Zeit den Herzog von Würtemberg gegen ihn auf, welcher aber bald wieder besänftigt wurde. Der Fürstbischof von Speyer fuhr indessen fort, Franks medizinische Polizey zu tadeln, und da Frank zugleich nach Mainz und Göttingen, und an die Stelle des berühmten Tissot nach Pavia gerufen worden war, so stand es ihm nun frey, wohin er sich wenden wollte. Die Sache wegen Pavia verzögerte sich, er ging also nach Göttingen ab. Weil aber die zu großen Anstrengungen, welche er dort auf die Wissenschaften und die praktische Heilkunst verwendete, seine Gesundheit geschwächt hatten, so nahm er nach dem Ende des zweiten halbjährigen Lehrkurses, die noch immer erledigte Stelle eines Professors der praktischen Arzneykunde und Klinik zu Pavia an, und ging über Wien dahin ab. Unversehens kam der unvergeßliche Joseph II. dort an, er besuchte das Spital, und als er die elenden Zimmer für die ansteckenden Krankheiten sah, ließ er diese ekelhaften und ungesunden Behältnisse auf der Stelle niederreißen. Bald darauf erhielt Frank den Auftrag, einen neuen medizinischen Studienplan zu entwerfen, der zwar ausgeführt, aber nie gedruckt worden ist. Es wurden mehrere Zimmer eigens für die chirurgische Klinik eingerichtet und eine bessere Pharmacopoe verfertigt, bei welcher noch vieles er-

spart werden konnte. 1786 ward Frank zum Protophysikus und Generaldirektor des Medizinalwesens der österreichischen Lombardey befördert, und bereisete in dieser Eigenschaft die Physikate und Apotheken beinahe aller Provinzen; auch ging er nach Turin, wo er mit mehreren Gelehrten Bekanntschaft machte.

Im Jahre 1788 kam er nach Brescia, wo er das vortrefflich eingerichtete Krankenhaus besah. Im nähmlichen Jahre erhielt er auch den Titel eines Gubernialrathes, und wurde zur Oberaufsicht über alle, in der österreichischen Lombardey und in Mantua liegenden Krankenhäuser ernannt. Darauf unternahm Frank mehrere wissenschaftliche Reisen, deren Resultate aber nicht bekannt geworden sind, untersuchte die Spitäler, und setzte dabei immer seine Arbeiten jeder Art fort.

Als Joseph II starb, kam Frank nach Wien, legte dem Kaiser auf dessen Befehl sein Gutachten über das hiesige allgemeine Krankenhaus vor, und kehrte dann nach Italien zurück. Da Leopold II. seine italienische Staaten wieder besuchte, bezeugte er Frank öffentlich seine Zufriedenheit. Auf einer Reise nach der Schweiz lernte er Hoze, Hirzel, Meister, Lavater, und andere talentvolle Männer kennen, die ihn alle mit Auszeichnung aufnahmen. Die vielen Ränke welche man ihm spielte, bewogen ihn, endlich um die Entlassung von seiner Stelle

als Generaldirektor der Medizinalanstalten zu bitten und nur seine Professur beizubehalten. Dem Gouvernement von Mayland wurde die Untersuchung dieser Sache aufgetragen; aber kaum war Kaiser Leopold gestorben, als drey Collegen des Dr. Frank verläumderische Beschuldigungen gegen ihn angaben. Frank brachte alles Nöthige zu seiner Rechtfertigung bei, und wirklich wurde er öffentlich gerechtfertiget, als unschuldig erkannt, und seine Ankläger bestraft.

Er erhielt 1795 den Befehl, einer Kommission zur Verbesserung des Medizinalwesens bei dem Militär beizuwohnen, ging deßwegen nach Wien, und wurde nach geendetem Geschäfte zum k. k. Hofrathe und Direktor des allgemeinen Krankenhauses und ordentlichem Professor der praktischen Arzneykunde auf der Wiener Universität mit fünf tausend Gulden Gehalt ernannt. Sein Sohn Joseph Frank wurde wie schon gesagt, als Primararzt im hiesigen Krankenhause angestellt.

Der Hofrath Frank eröffnete auch eine klinische Anstalt im allgemeinen Krankenhause, ließ ein chirurgisches Amphitheater errichten, suchte durch pathologische Leichenöffnungen die Gränzen der ärztlichen Kenntnisse zu erweitern, gründete ein eigenes Gemach zur Rettung der Scheintodten, ein reinliches Leichenhaus, nebst diesem aber ein eigenes, zur pathologischen Eröffnung bestimmtes Zimmer, und brachte es dahin, daß ein eigener Prosektor

angestellt wurde. Die Militär-Pharmakapoe wurde auch hier mit Nutzen angewendet, eine eigene Speisenregie eingeführt, und sonst viele Anordnungen und Verbesserungen getroffen. Frank wurde im Jahre 1797 zur Studienrevisions-Hofkommission gezogen, und 1801 der Kommission wegen der Einrichtung der Vieharzneyschule und des Thierspitals beigesellt. Kurz darauf erhielt dieser verdienstvolle Mann einen sehr vortheilhaften Ruf nach der russischen Universität Wilna, als Direktor der medizinischen Wissenschaften, welchen er endlich annahm, und wohin er mit seinem Sohne im September 1804 abging.

Von dort wurde er nach St. Petersburg berufen, um das Medizinalwesen dort zu organisiren. Da er aber das nördliche Clima dieses Landes nicht vertragen konnte, verließ er das Reich, durchreiste Deutschland, wo er in allen bedeutenden Orten, mit der seinen Talenten und Verdiensten angemessenen Auszeichnung und mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde, und kehrte endlich nach Wien zurück, wo er noch gegenwärtig in großer Thätigkeit lebt, die allgemeine Hochachtung genießt, und in den wichtigsten Krankheitsfällen zu Rathe gezogen wird.

Mirabeau,
ein berühmter französischer Redner.

Geboren 1749. Gestorben 1791.

Honore Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau war ein Sohn des Marquis von Mirabeau, welcher den Freund des Menschen herausgegeben hatte. Seine Leidenschaften entwickelten sich mit seinen Talenten, und sie wurden auch mitten in seinen Verirrungen sichtbar. Sein Vater, der seine guten und bösen Anlagen bemerkte, sagte: er würde einst Großes wirken, im Guten oder im Bösen. Sein Leben bestätigte diesen Ausspruch.

Er war sechs und zwanzig Jahre alt, als er Sophie Rufey, eine junge liebenswürdige Frau, kennen lernte, die in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren an einen Mann mit siebenzig Jahren verheirathet war. Diese Ungleichheit zwischen beiden Gatten, und besonders die Eifersucht des alten Marquis von Monnier, so hieß ihr Gemahl, waren Mirabeau's Leidenschaft günstig. Jung, von einer edlen Gestalt, und mit einer Beredsamkeit begabt, der nichts widerstehen konnte, war es ihm

leicht, eine Frau zu verführen, die sich in ihrer Verbindung nichts weniger als glücklich fühlte. Die erste Neigung wurde bald zu einer heftigen Leidenschaft, welche alle Schranken niederwarf. Der alte Marquis wurde es gewahr, und wollte seine Frau in ein Kloster sperren; aber die Liebenden entflohen miteinander nach Holland.

Was Mirabeau's Fehler noch vergrößert, ist, daß er damals schon verheirathet war. Sein Vater, in der Hoffnung ihn zu bessern, hätte ihn zu dieser Heirath gezwungen, aber seine Frau selbst war nichts weniger als tugendhaft, und entschuldigte dadurch seine Ausschweifungen auf eine gewisse Art.

Als Mirabeau nach und nach sich in Holland ohne alle Hülfsquellen fand, mußte er auf Mittel denken, sein Schicksal zu verbessern. Seine Talente waren damals sein einziges Vermögen. Er verfertigte also mehrere Werke, und setzte sich mit einigen Buchhändlern in Verbindung. Er war thätig, arbeitete leicht, und verdiente zehn Thaler des Tages. Unglücklicher Weise war er nicht sorgfältig in der Wahl seiner Gegenstände, und entehrte seine Feder durch schmutzige Schriften. Freilich zwang ihn auch die Noth zu Manchem, aber auch sonst hatte er wenig Delikatesse, eine natürliche Folge seiner schlechten Sitten, weil es beinahe unmöglich ist, schlecht zu leben, und gut zu denken. Man findet selbst in seinen Briefen an Sophie unter den

leidenschaftlichsten Gefühlen manche Stelle, die ein braver und delikater Mann nie geschrieben haben würde.

Mitten unter ihren zerrütteten Umständen wurden die beiden Liebenden zu Amsterdam eingezogen und nach Frankreich zurück gebracht. Mirabeau's Vater war gegen seinen Sohn noch aufgebrachter als der Marquis von Monnier. Er machte alle Rechte eines Vaters geltend, ließ Mirabeau gefangen nehmen, und ihn auf drei Monate im Gefängnisse zu Vincennes einsperren. Seine Gefangenschaft war hart, sein Vater zeigte ihm wenige Nachsicht; doch muß man auch gestehen, daß Mirabeau diese Strafe verdient hatte. Sein Vermögen war so zerrüttet, als seine Sitten verdorben; seine Gläubiger hatten sich des größten Theils seiner Einkünfte bemächtigt.

Die Zeit, welche er im Arreste zubrachte, war nicht verloren; er übersetzte für Sophie den Tibull, und die Küsse des Johannes Secundus; aufgebracht über die Härte, womit man ihn behandelte, schrieb er ein Werk über die Briefe zur Gefangennehmung (lettres de cachet), das er, sobald er frei wurde, herausgab. Dieses Buch machte Aufsehen; schon in Holland hatte er ein Werk geschrieben, welches mit diesem zweiten die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn lenkte; die Erwartungen wurden durch einige folgende Werkchen noch

höher gespannt. Die »preußische Monarchie« in sieben Bänden wurde nicht so günstig aufgenommen, als er erwartet hatte, und die geheime Correspondenz des Berliner Hofes erregte so heftige Klagen gegen ihn, daß er sie gewissermaßen widerrufen mußte.

Bis jetzt sieht man in Mirabeau nur einen Wüstling, der von seinen Leidenschaften hingerissen wird, und einen Schriftsteller, der durch kühne und muthige Werke auf gewisse Art Erwartung erregt; seine letzten Lebensjahre waren die glänzendste Epoche seines Lebens. Die Zusammenberufung der Stände gab ihm endlich Hoffnung, auf einem seiner würdigen Schauplatze aufzutreten. Seine Grundsätze hatten ihn beim Adel verächtlich gemacht, auch suchte er gar nicht seine Gunst zu gewinnen, er warf sich vielmehr auf die Seite des dritten Standes, und nahm selbst ein Kaufmannsgewölbe, um zu zeigen, daß er auf die Vorrechte seines Ranges Verzicht leiste, und ganz dem dritten Stande angehören wolle. Seine Reden zeigten bald, daß er der Partey, welche er ergriff, sehr nützlich werden könne; er war also unter den Deputirten, welche sich nach Versailles begeben sollten. Alles, was er zu dieser neuen Laufbahn mitbrachte, selbst die Gewohnheit eines stürmischen, immer von Leidenschaften und Zufällen abhängigen Lebens, kam ihm hier zu Statten. Zugleich hatte er eine Beredsam-

keit, welche sich in politischen Untersuchungen gebildet hatte, und eine Thätigkeit, die in der Mitte der Gefahren wuchs. Seine Talente und sein Muth machten ihn bald in Frankreich beliebt; er war es, der den Abgeordneten des Königs, welche die Versammlung auflösen sollten, die bekannte trotzige Antwort gab. Seit diesem Tage war er der Abgott des Pöbels, und die Seele aller jener Ereignisse, welche die letzte Geschichte so traurig merkwürdig machen. Aber diese Arbeiten, verbunden mit den Ausschweifungen seiner Jugend hatten seine Gesundheit untergraben, und er starb in einem Augenblicke, wo sein Leben sehr entscheidend hätte werden können. Sein Ehrgeiz war unbeschränkt, und er war nicht sorgsam in der Wahl seiner Mittel; aber ein eigentliches Verbrechen konnte man ihm nicht vorwerfen, und nichts berechtigt uns zu glauben, daß er zu den folgenden Grausamkeiten seine Einwilligung gegeben haben würde; vielleicht hätte er einen Theil der schrecklichen Revolutionsübel abgewendet. Als er von der Krankheit befallen wurde, hatte er zwar schon viel von seinem Einflusse verloren, und Robespierre, Marat und alle die Ungeheuer, welche drei Jahre später auftraten, fingen schon an eine Rolle zu spielen. Aber doch hätten vielleicht Mirabeau's Talente, und seine Politik, eben so gewandt als die seiner Feinde, gesiegt; und dann würden viele der Schreckensscenen nicht erfolgt

seyn, die Frankreich so schrecklich verheerten; wäre er aber unterlegen, so würde er aber auch gewiß als eines der ersten Schlachtopfer auf dem Schaffotte gefallen seyn.

Sein Tod (2. Apr. 1791) war ein öffentliches Ereigniß, das ganz Europa beschäftigte. Niemals erhielt ein Privatmann ein ehrenvolleres Begräbniß; man bewilligte ihm sogar eine Stelle im Pantheon. Aber in den ersten Schreckensperioden wurde sein Körper mit Schande heraus gerissen, und sein Name von Marat und Robespierre nur genannt, einen Verräther und Feind des Vaterlandes zu bezeichnen. Sein politisches Verhalten ist noch nicht richtig gewürdiget, aber seine Talente sind es, und ausgemacht bleibt es, daß er ein großer Redner war. Wirklich hatte ihm die Natur alles gegeben, was auf die Menschen Wirkung macht; eine edle, ausdrucksvolle Physiognomie, einen festen Blick, eine schöne Haltung des Körpers, und eine Stellung, die immer seinen Reden angemessen war; schon seine Anwesenheit sprach. Seine Stimme, ohne eben sehr stark zu seyn, füllte leicht einen großen Raum aus, sie war biegsam, und drückte alle Leidenschaften mit bewunderungswürdiger Kraft aus; eben so leicht aber kam sie zur Majestät und Ruhe zurück. Seine Gedanken waren groß, stark; seine Diktion schön, wohlklingend; sein Ausdruck oft originell, beinahe immer

malerisch; zuweilen mangelte ihm der Geschmack, nie das Genie; die Zusammenstellung seiner Worte ist oft ungewöhnlich, erreicht aber immer ihren beabsichteten Zweck; endlich, wenn man ihn aus seinen schönsten Stellen beurtheilen wollte, würde er gewiß der beste französische Redner seyn. Aus dem Stegreife sprach er beinahe so gut, als wenn er vorbereitet war; aber er mußte bewegt werden, und einen Gegenstand behandeln, der ihm bekannt war.

Als Schriftsteller steht er weit unter seinen rednerischen Verdiensten. In dieser Hinsicht hat sein Styl zuweilen große Schönheiten, ist aber ungleich und oft selbst nachlässig. In seinem Aufsatze über die Verhaftsbriefe sind so schöne neben so schwachen Stellen, daß sie von zwei verschiedenen Verfassern zu seyn scheinen. In der Korrespondenz mit Sophie Rufey gibt es Stellen, des Verfassers der neuen Heloise würdig, aber eine Menge Wiederholungen der nähmlichen Ideen und Empfindungen. In seinen Streitschriften tadelt man mit Recht Härte und Bitterkeit. Es ist wahr, daß er oft geschwind schreiben mußte, welches ihm zur Entschuldigung dienen kann. Hätte Mirabeau ein ruhigeres und besseres Leben geführt, hätte er seine Talente vervollkommnet, so würde er vielleicht auch unter den französischen Schriftstellern einen der ersten Plätze eingenommen haben.

Mozart,

ein sehr berühmter Tonsetzer.

Geboren 1756. Gestorben 1791.

Johann Chrysostomus Wolfgang Gottlieb Mozart wurde 1756 zu Salzburg geboren. Sein Vater war daselbst Hofmusikus, hatte seine Kunst gründlich studiert, und eine Violinschule herausgegeben, die noch jetzt mit Nutzen gebraucht wird. Aller Fleiß und Mühe ward auf Wolfgangs musikalische Erziehung verwendet, welche wirklich für die Ausbildung dieses Faches nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Mozarts Schwester wurde ebenfalls in der Musik unterrichtet, begleitete die Familie auf ihren musikalischen Reisen, kam aber in der Folge nach Salzburg zurück, wo sie in der Verbindung mit einem fürstlichen Rathe Ersatz für die Laufbahn fand, von der sie sich nun auf immer zurückzog.

Die Anlagen des jungen Mozart entwickelten sich auf die bewunderungswürdigste Weise. Mag gleich die Trauer über seinen frühen Tod, und gerechte Bewunderung seines unsterblichen Genies manche Züge aus seinem Jugendalter bedeutender

gemacht, oder gar erfunden haben — gewiß ist es, daß sich in dem Knaben sehr frühe Spuren seiner künftigen Größe zeigten. Kaum hatte ihm sein Vater angefangen, Unterricht auf dem Klaviere zu ertheilen, als sofort alle Seelenkräfte des Knaben sich mit Gewalt, auf diese Kunst hinlenkten. Nie durfte er zum Lernen angetrieben werden, sondern man mußte im Gegentheile seinen Eifer mäßigen, damit er nicht seiner Gesundheit schädlich werde. Alles trieb er mit Musik, sogar die Spiele seiner Kindheit wurden durch Märsche und Gesänge belebt. Schon im vierten Jahre spielte er einige kleine Stücke auf dem Klaviere, und soll im folgenden Jahre sogar etwas komponirt haben.

Mozart war sechs Jahre alt, und hatte für diese Zeit außerordentliche Fortschritte auf dem Klaviere gemacht, als sein Vater mit ihm und seiner übrigen Familie nach München reisete, und die zwei Kinder sich dort vor dem Churfürsten auf dem Klaviere hören ließen. Bald darauf ging die Familie nach Wien, wo der junge Mozart auf einen Scherz des Kaisers Franz mit einem Finger sehr geschickt, und aus dem Stegreife auf dem Klaviere spielte. Überhaupt aber wollte Mozart immer seit seiner Kindheit lieber von Kennern, als von Großen bewundert werden, weil er mehr Ruhm als Gewinn suchte.

Mozarts Fortschritte in der Musik wurden

immer bemerkbarer, sein äußerst feines Gehör unterschied jeden Mißlaut, der ihm unendlich peinigend war; auch den Ton der schmetternden Instrumente konnte er nicht vertragen, und soll als Knabe bei einem Trompetenstoße, der ihm geflissentlich entgegen geblasen wurde, zu Boden gesunken seyn. Dafür studierte er fleißig die Werke der strengen Komponisten, eines Händel, Bach u. s. w., und bereitete sich dadurch zu jenen großen kolossalischen Arbeiten vor, mit denen er dann in seinem männlichen Alter als der Reformator der Instrumental- und besonders Theatermusik so glänzend vortrat.

Mozarts Vater machte nun mit seiner Familie eine Kunstreise durch Deutschland, und fand überall, wo er hin kam, Gewinn und Ehre. Endlich kam die Familie 1763 in Paris an. Die Kinder wurden dem Hofe vorgestellt, und für ihre Fertigkeit mit dem allgemeinsten Beifalle belohnt. Hier gab Mozart in seinem siebenten Jahre seine ersten Kompositionen heraus, uud ging im folgenden Jahre nach England, wo aber vorzüglich sein Spiel auf der Orgel gefiel. Einige große Musiken, die sie in London gaben, würden ihnen einen günstigen Erfolg ihrer Reise verschafft haben, wäre nicht Mozarts Vater in Chelsea in eine Krankheit verfallen, aus welcher er nur mit Mühe gerettet werden konnte.

Beifall konnte den jungen Mozart nicht zum

Übermuthe verleiten, vielmehr strebte er immer mehr dem Ziele entgegen, das er endlich so glänzend erreichte. Jetzt spielten die beiden Kinder schon Konzerte auf zwei Klavieren, und der Sohn sang mehrere Arien mit Rührung und Ausdruck. Die schwersten Kompositionen waren ihm nicht mehr schwierig, er führte die Bachischen Fugen mit einer Freiheit, Leichtigkeit und Nettigkeit aus, die jedermann in Erstaunen setzte. Die Familie durchreisete nun Flandern, wo Mozart seine Kunst auf sehr vielen Orgeln zeigte, ging dann nach Haag, und in die Schweiz, von wo sie endlich zu Anfange des Jahres 1766 wieder in Salzburg ankam.

Zwei Jahre darauf kam der junge Mozart wieder nach Wien, wo die Kinder von Kaiser Joseph, Kaunitz und andern Großen den Beifall und die Aufmunterung erhielten, die sie verdienten. Endlich trat Mozarts Vater mit seinem Sohne allein die Reise nach Italien an. Hier, wo das warme Klima und die feurige Einbildungskraft der Bewohner der Musik so günstig ist, wurde Mozart ehrenvoll aufgenommen, und in Mailand, Bologna und Florenz mit Beifallsbezeugungen überhäuft. Eine Anekdote, welche hieher gehört, verdient aufbewahrt zu werden. Mozart und sein Vater gingen zu Rom in die Sixtinische Kapelle, dort wollten sie das berühmte Miserere hören, dessen Verbreitung den päbstlichen Musikern auf das schärfste un-

tersagt war. Mozarts Aufmerksamkeit war aber so gespannt, und sein musikalisches Gedächtniß so vortrefflich, daß er das Gehörte zu Hause, Note für Note aufschrieb, und es zu nicht geringer Verwunderung aller Anwesenden bei einer andern Gelegenheit auf dem Klaviere vortrug. Ehe Mozart Rom verließ, erhielt er noch von dem Pabste das Kreuz und Breve als Militiae auratae eques; und bei seiner Durchreise durch Bologna wurde er zum Mitgliede der dortigen Harmonie-Akademie aufgenommen.

Mozart führte 1770 zu Mailand seine erste Oper Mithridates auf, welche oft nacheinander gegeben wurde, und kam im folgenden Jahre wieder nach Salzburg zurück. Sein Ruhm war nun schon gewachsen, und seine Talente im Auslande bekannt, ohne daß es jedoch an Feinden und Gegnern gefehlt hätte, die seinem Genie keine Gerechtigkeit widerfahren ließen. Er ging nochmal 1777 nach Paris, aber die französische oberflächliche Musik war nie nach dem Sinne des tiefen, feurigen, gehaltvollen Genies gewesen, das er so mächtig in sich fühlte. Er ging also nach Deutschland zurück, komponirte für München eine große Oper, und begab sich von da nach Wien, wo er in kaiserliche Dienste trat, und bis an das Ende seines Lebens blieb.

Hier schätzte man, während Mozart lebte, die

Werke dieses Genies nicht so hoch, als es diese unsterblichen Arbeiten verdienen. Vielen seiner Opern ward die Kabale entgegen gesetzt, und nicht selten siegte sie. So gefiel weder Figaro, noch Don Juan in einem vorzüglichen Grade, nur bei der Zauberflöte war der Beifall allgemein, weil diese Oper in den damaligen Geschmack des Publikums eingriff, sehr prächtig gegeben wurde — und weil der Komponist bald nach den ersten Vorstellungen starb. Seine Instrumentalwerke fand man zu schwer auszuführen, und zu verworren, weil sie nicht jeder, und nicht gleich begreifen konnte, und erst einige Zeit nach Mozarts Tode zeigte es sich auffallend, was die Kunst an ihm verloren hatte.

Alle Seelenkräfte dieses großen Genies waren auf seine Kunst gerichtet, sonst schien es kaum als ob er sich um etwas kümmerte. Seine Figur war unansehnlich, sein Gesicht ohne Ausdruck, seine Unterhaltung leer und ohne Interesse. Aber wenn er am Klaviere saß, veränderte sich sein ganzes Gesicht, seine Züge wurden belebt, und alles kündete die Bewegung seines Innern an. Auf sein Hauswesen, seine Einkünfte und die jedesmalige Lage der Verhältnisse, nahm Mozart gar keine Rücksichten, er folgte seiner Laune ohne Rücksicht, ob die Klugheit seine Handlungen billige. Seiner achtungswürdigen Frau, Konstanze geborne Weber, und mehrern Kindern hinterließ er nichts als einen

großen Namen, der sie zu großen Anstrengungen auffordert, wenn sie in die Bahne treten wollen, welcher ihr Vater so glorreich die Palme entriß.

Mozart starb 1791, und jetzt verschwand wie mit einem Zauberschlage der Flor, welcher den Glanz seiner Werke verhüllt hatte. Sammlungen und Auflagen seiner Komposizionen folgten mit der größten Schnelligkeit aufeinander, man suchte jede Kleinigkeit von seinem Nachlasse, und bestätigte den Satz: Daß große Verdienste heller in dem Schatten des Todes glänzen, als wo das Licht des Lebens sie verdunkelt.

William Pitt,

englischer Minister.

Geboren 1759. Gestorben 1806.

William Pitt wurde seinem Vater, dem großen Lord Chatam, 1759 geboren, der ihn seinen beiden Brüdern vorzog, und ihn absichtlich zum Redner, Staatsmann und Minister bildete. Chatham begleitete noch bei Williams Geburt die Ministerstelle, resignirte aber bald darauf, und beschäftigte sich auf seinem Landgute Burton-Pyasent fast ganz

allein mit seinem dritten Sohne. Nachdem der junge William vierzehn Jahre alt geworden war, kam er in das Pembroke Collegium zu Cambrigde, und zeichnete sich hier wie später in dem Collegium Lincoln's-Inn, wo er die Rechte studierte, durch Talente und Fleiß aus.

Ein Jahr nach der Zusammenberufung eines neuen Parlaments 1781, erhielt er im Unterhause einen Sitz für die Flecken Appleby. Lord North damals Premierminister, war verhaßt, Pitt trat auf die Seite der Opposition, und zeichnete sich so sehr aus, daß er in seinem drei und zwanzigsten Jahre das Amt eines Kanzlers der Exchequer und die Leitung des Unterhauses erhielt, aber doch mußte er bald der Koalition weichen; unmuthig besuchte er Italien und einige deutsche Höfe. Doch kehrte er bald zur höchsten Stufe der Ehre und Macht zurück, indem er 1784 nebst dem Amte eines Kanzlers der Exchequer, auch die Würde eines ersten Lords der Schatzkammer oder Premierministers erhielt. Er verwaltete die Fonds wirthschaftlich, besetzte die Staatsämter nach dem Verdienste, war uneigennützig, unverändert thätig, und erwarb sich so die Liebe des Königs und des Volkes. Aber da Pitt selten oder nie nachgab, auch wirklich wo es vortheilhafter gewesen wäre, z. B. bei der Bevölkerung von Botany-Bay durch Verbrecher, da er fest auf seinen Grundsätzen beharrte, so hörte man

bald auf ihn zu lieben, im Gegentheile fürchtete man ihn. Die ungeheuern Rüstungen, die großen Anstrengungen, womit er den Revolutionskrieg führte, machten natürlich neue Auflagen nothwendig, und jeder Rest von Zuneigung verlor sich, besonders da das Glück so entschieden auf die Seite seiner Feinde trat. 1796 sollte sogar sein Haus bestürmt werden, und des Königs reitende Garde hielt den Pöbel nur mit Mühe davon zurück. Bald darauf wollte das Volk sein Bild öffentlich verbrennen, und er mußte sich 1798 mit einem der vorzüglichsten Oppositionsglieder auf Pistolen schlagen. Auffallend ist es, warum Pitt 1800 so eifrig darauf drang, den irländischen Katholiken in diesem Lande gleiche Rechte mit den Protestanten zu erwerben, so daß er, wie man sagte, deßwegen lieber seine Stelle resignirte, als diesen Plan aufgab. Pitt erhielt seiner Uneigennützigkeit wegen viertausend Pfund Pension, und behielt die Oberaufsicht über die fünf Häfen, die ihm fünftausend Pfund eintrug. Mit dem von seinem Nachfolger Addington geschlossenen Frieden zu Amiens war er sehr unzufrieden. Im Jahre 1803 warb er sechshundert Mann zu einem Korps von Freiwilligen, das er selbst als Obrister kommandirte, und am 18. Mai 1804 berief ihn der König wieder zum Ministerium, und gleich wurde in den Vertheidigungsanstalten bei dem neuen Kriege gegen Frank-

reich mehr Kraft und Nachdruck sichtbar; doch hatte Pitt noch immer eine starke Opposition gegen sich.

Als im Jahre 1805 Addington gestürzt wurde, übernahm Pitt die Stelle des Kanzlers der Schatzkammer wieder. Allein die ihm feindlich gesinnte Oppositionspartei brachte es bald dahin, daß er von einem Ausschusse des Unterhauses wegen Verwendung der öffentlichen Gelder zur Verantwortung gezogen wurde. Die Untersuchung diente aber wirklich bloß nur dazu, um den Ruf seiner Redlichkeit zu verdoppeln. An dem Wiederausbruche des Krieges von 1805 zwischen Frankreich, Österreich und Rußland hatte seine Politik großen Antheil.

Im nächsten Jahr (1806 am 23. Jan.) starb er an den Folgen der Gicht. Seine letzten Worte waren der Ausruf: »O mein Vaterland!« — Er erhielt ein Grabmal in der Westminsterkirche. Auch nahm das dankbare Parlament die Bezahlung seiner beträchtlichen Schulden auf sich.

Pitt war ein großer Redner, er würde unwiderstehlich gewesen seyn, wenn Ansehen und Haltung im Äußern seinen Talenten und seiner innern Bildung entsprochen hätten; und seine Stimme eben so biegsam und vielumfassend gewesen, als seine übrigen rednerischen Gaben mannigfaltig waren. Er sprach mit Würde und ruhiger Besonnenheit, nur gegen Sheridan vergaß er sich zuweilen; wenn

es nöthig war, auch mit Kraft und Feuer, und immer gleich deutlich und verständlich: er wiederholte sich nicht, aber er vergaß nie etwas, was zur Sache gehörte. Seine Gleichnisse und Bilder waren immer edel und gefällig, und obwohl er es an den letztern nicht fehlen ließ, wendete er sich doch mehr an den Verstand als an die Einbildungskraft, suchte mehr zu überzeugen, als zu übereden. Die Sprache stand ihm auf eine bewunderungswürdige Weise zu Gebote; diese Vollkommenheit, verbunden mit einer seltenen Geistesgegenwart und großen Kenntnissen aller Art, setzte ihn in Stand, bestimmt auf die Gründe seiner Gegner antworten zu können, die er nicht selten mit ihren eigenen Waffen schlug. Dabei wußte er sich zu mäßigen, und war kaltblütig genug, seine Gegner ausbrausen zu lassen: aber deßwegen behielt er zuletzt gewöhnlich Recht, und leitete verschiedene Parlamente zwanzig Jahre lang wie er wollte. Nebstdem machte er sich besonders durch große tiefe Einsichten in allem, was die Handlung anging, unentbehrlich; man hielt ihn in London für den größten theoretischen Kaufmann, ja selbst die ältesten, erfahrensten Kaufleute haben ihn oft für ihren Meister ansehen müssen, und sind erstaunt gewesen, wenn Sachen, die sie ihm als Geheimnisse anvertrauten, als Muthmaßungen mittheilten, oder als Neuerungen zur Befolgung an-

rathen wollten, längst von ihm durchdacht oder wohl gar benutzt waren.

Sein Gesicht war ruhig, fast phlegmatisch, aber doch ausdrucksvoll; Muth und Scharfsinn sprachen aus seinen Augen: ohne es zu wissen, wer er war, würde man ihn für einen Engländer und einen festen entschlossenen Mann gehalten haben. Eine lange hagere Figur, eine unsichere Haltung entsprachen der Festigkeit seines Geistes und der energischen Kraft seiner Seele nicht. Vielleicht war diese Disharmonie zu seiner Bestimmung wesentlich nöthig — so seltene Talente, so große Tugenden, von einem gebietenden gefälligen Äußeren unterstützt, dürften zu sehr geblendet, und den Neid gegen ihn bei seinem Eintritte in die Welt, wo es noch möglich war, ihm Widerstand zu leisten, aufgereizt haben, oder die feine Welt hätte wohl gar den jungen geistreichen Mann von Stande besiegt, wenn sie ihn einer förmlichen Belagerung werth gehalten. Pitt hatte ihren Reizen nicht nur immer widerstanden, er war sogar ganz gleichgültig gegen gesellige Freuden, gegen öffentliche Lustbarkeiten, und gegen das schöne Geschlecht; selbst gegen Männer die er schätzte, war er zurückhaltend, und im Schauspiele oder im Konzert, wenn er solche Örter besuchen mußte, nachdenkend. Er lebte bloß für die Arbeit, und wiewohl er, der allgemeinen Stimme gemäß, dabei sehr viel Wein trank,

so hatte doch diese Gewohnheit weder je auf seinen Körper noch auf seine Geschäfte einen nachtheiligen Einfluß gehabt. Wenn man eine solche Art zu trinken unmöglich ein Laster nennen kann, so bleibt ihm keine andere Leidenschaft als die Ruhmliebe übrig. Seine Uneigennützigkeit, Festigkeit und Kaltblütigkeit sind bekannt, den letztern verdankte er besonders die Liebe des Königs, weil er sie mit ihm gemein hatte.

Man beschuldigt Herrn Pitt der Unbeständigkeit, weil er die in früheren Jahren empfohlene Parlamentsreform als Minister nicht gut hieß, und eine Ostiadienbill durchsetzte, die große Ähnlichkeit mit der von H. Fox vorgeschlagenen hatte; aber man kann es nicht läugnen, daß es so lange er am Ruder saß, in den letzten zehn Jahren wenigstens, gewiß nicht rathsam war, jene Veränderung vorzunehmen, und daß allerdings, wie Pitt zu sagen pflegte: das Wort Reform einen gar zu unbestimmten Sinn hat, indem es auf alles ausgedehnt werden kann, und man muß gestehen, daß Pitt bei seiner Indienbill in dem Punkt, worin sie von der andern abweicht, sehr konsequent war; denn er legt die Gewalt, die Fox dem Parlamente geben wollte, der Krone bei, indem er die ostindische Kompagnie der letztern unterwirft.

Gewiß ist es, daß Pitt viele Verdienste um sein Vaterland und einen großen Theil von Europa

hat. Es war ehrenvoll für ihn, und wohlthätig für England, daß er so lange am Ruder blieb, und den Meutereien eigennütziger Aristokraten, und dem beständigen Wechsel der Administration ein Ende machte; denn außerdem, daß die monarchische Form der aristokratischen immer vorzuziehen ist, paßt sie auch besser für unsere Zeiten. So wie die Britten Pitt noch nicht entbehren können, so war er der Einzige, der England, als dasselbe, wie ganz Europa, von wüthenden Feinden bestürmt wurde, aufrecht halten konnte; ja ihm bleibt der Ruhm, sein Vaterland im Revolutionskriege gerettet zu haben.

Moreau,

ein berühmter französischer General.

Geboren 1763. Gestorben 1813.

Viktor Moreau ist der Sohn eines berühmten Advokaten von Morlaix in Nieder-Bretagne, der noch mehr seiner Rechtschaffenheit als seiner Talente wegen geschätzt wurde. Das Zutrauen seiner Mitbürger in ihn war so groß, daß die meisten Reichen und Adeligen in jenen stürmischen Zeiten

ihm ihre Güter übertrugen. Er fiel, ein Opfer jener verbrecherischen Rotte, die damals Frankreich mit Tigergrimm zerfleischte; an eben dem Tage sank er laut beweint unter der Guillotine, an welchem sein Sohn sein Leben für die Republik in Gefahr setzte, und Cadsand eroberte.

Von früher Jugend an hatte Moreau's Neigung zum Militär keine Gränzen gekannt, hatte ihm das Studium der Rechte, zu dem er von seinem Vater bestimmt war, so verleidet, daß er sich in seinem achtzehnten Jahre zum Militär einschreiben ließ. Sein Vater glaubte die Folgen dieser jugendlichen Thorheit, wofür er Moreau's Hang hielt, verbessern zu müssen, und kaufte ihn los; war aber kaum ein zweites Mal dazu zu bewegen, als Victor Moreau sich wieder einrolliren ließ. Doch entsagte er jetzt dem Militär um so mehr, als außer dem Adel wenig Hoffnung da war, bei diesem Stande sein Glück zu machen, und studirte die Rechtswissenschaften.

Die Revoluzion brach aus, und Moreau trat natürlich auf die Seite des dritten Standes, ohne sich aber zu jener wilden Verfolgungssucht und blinden Wuth hinreißen zu lassen, die den Menschen und den Denker entehrt. Nun entstanden die Nationalgarden, er wurde Bataillonskommandant, und seine alte Neigung zum Militär erwachte mit verdoppelter Stärke wieder. Er verließ die Rechte,

und warf sich mit allem Eifer über die taktischen Wissenschaften, und in die Bahn, welche ihm sein Talent so entscheidend anwies. Er selbst fühlte sein Talent und seine Fortschritte so deutlich, daß er seinen Freunden die Versicherung gab, bald werde er General bei der Armee seyn.

Pichegrü, unter dessen Befehl er stand, bemerkte sein Feuer, seinen Eifer, seine Kenntnisse, und verschaffte ihm wirklich 1794 die Stelle eines Divisionsgenerals bei der Nordarmee. Er kommandirte die Belagerung von Ypern, nahm diese Festung und die Insel Cadsand, dann die Festung Sluis. Als Pichegrü krank wurde, übernahm er 1795 den Oberbefehl der Nordarmee; hatte aber keine Gelegenheit, seine Talente zu zeigen.

Erst im folgenden Jahre 1796 übernahm er den Oberbefehl der Rheinarmee, und jetzt erst fingen seine militärischen Gaben an Aufsehen zu erregen. Er setzte durch glückliche und wohlberechnete Manövers über den Rhein, stürmte Kehl und eroberte es. Nun suchte General von Stain gegen das Kinzinger Thal eine Position zu nehmen, aber Moreau gewann die Schlacht bei Engen, und seine Feinde mußten sich in Unordnung zurückziehen. Moreau wollte ins innere Land von Schwaben eindringen, aber ein fester Paß, der Kniebis, versperrte ihm den Weg, und er mußte ihn mit Sturm einnehmen; so wurde denn auch diese Hauptschanze

erobert, die steilsten Felsen und Abhänge erklettert, und der wichtige Paß war in Moreau's Händen.

Unterdessen hatten die Franzosen viele Verstärkungen erhalten, und ihre Armee war bis auf siebenzigtausend Mann angewachsen. Bei Gernspach fand es Moreau räthlich, ein entscheidendes Treffen zu liefern. Mit dem größten Muthe trafen die Heere auf einander, wüthend war der Angriff der Franzosen; höchst entschlossen, mit fester Tapferkeit ward er von den Kaiserlichen empfangen, die Feinde zurückgeschleudert, und mit der größten Anstrengung und Beharrlichkeit um die Ehre dieses Tages gekämpft. Endlich mußten sich doch die Kaiserlichen zurückziehen; sie thaten es langsam und in drohender Ordnung. Erzherzog Karl, der nun das Kommando beider Rheinarmeen übernahm, versuchte es noch einmal, mit gesammelter Kraft den Franken ihre Vortheile zu entreißen; auch gelang es ihm wirklich, den linken Flügel des Feindes zu schlagen, und der Sieg schien seinen Muth und seine Feldherrnklugheit zu belohnen; aber nun warfen die Feinde den rechten Flügel der Österreicher, und diese wurden dadurch zum Rückzuge gezwungen.

Aber sie hatten sich bei dem Feinde in Achtung zu setzen gewußt; er beunruhigte ihren Rückzug nicht; ruhig konnte der Erzherzog seine Stellung bei Pforzheim nehmen, und sich nach Stutt-

Gefechten endlich gelang. Moreau wollte sich noch auf dem dießseitigen Rheinufer halten, Erzherzog Karl aber griff ihn mehrere Tage nacheinander an, und nach dem hartnäckigen, aber unentscheidenden Treffen bei Schlingen erst zog sich Moreau in größter Ordnung über den Rhein zurück.

Sehr beschwerlich war dieser Rückzug gewesen, auf allen Seiten von feindlichen Heeren umgeben, durch grundlose Wege und unwirthbare Gegenden, im Rücken immer von den Bauern bedroht, welche freilich durch Grausamkeiten und Plünderung einzelner Soldaten aufs Äußerste gereizt worden waren, hatte Moreau doch mit verhältnißmäßigem geringen Verluste seine Armee wieder auf seinen vaterländischen Boden zurück geführt, und das Lob des Direktoriums wohl verdient: Daß dieser merkwürdige Rückzug von der Nachwelt unter die schönsten Operationen zu setzen seyn werde, die je in einem Lande vollbracht wurden; er bedeckte die Rhein- und Moselarmee mit ewigem Ruhme.

Auf dem Rheinufer, welches Moreau verlassen hatte, war noch Kehl und der Brückenkopf von den Franzosen besetzt; diese Punkte mußten noch genommen werden, ehe die Kaiserlichen die Winterquartiere bezogen, und beide wurden den Feinden erst nach langen Belagerungen entrissen.

Moreau war während des Winters nach Paris abgegangen, und hatte mit dem Direktorium den

Plan zu seinen neuen Unternehmungen verabredet. Jetzt im Frühjahre von 1797 traf er wieder bei der Rheinarmee ein, den neuen Feldzug zu eröffnen. Feldmarschall-Lieutenant Sztarray, der ihm gegenüber stand, befehligte ein unverhältnißmäßig schwächeres Korps; es wurde ihm also leicht, besonders da die trockene Witterung den Rhein sehr seicht gemacht hatte, diesen Fluß zu übersetzen, und troß des angestrengtesten Widerstandes der Österreicher sie hinter Offenburg zurück zu werfen. Nun stand den Franzosen wieder alles offen, und es verbreitete sich wieder überall Angst und Entsetzen; da änderte sich auf einmal die Lage der Dinge. Der kaiserliche Obristlieutenant von Hark und der französische Generaladjutant Leclerc kamen miteinander bei der Rheinarmee an, und verkündeten, daß den 17. April zu Leoben die Friedensprälimi-narien unterzeichnet worden wären.

Pichegrü hatte Moreau befördert, dieser letztere war sein Freund, demungeachtet schickte er im September 1797 ein Packet Schriften in Chiffern an das Direktorium, oder vielmehr an den Direktor Barthelemy, mit der Anzeige, er vermuthe, daß diese Papiere Pichegrü verdächtig machten. Als aber diese Schriften ankamen, war Barthelemy gestürzt, Pichegrü schon nach Cayenne deportirt, und die übrigen drei Direktoren, welche nun die Papiere erhielten, riefen Moreau nach Paris, ihnen

noch mehrere Aufschlüsse darüber zu geben. Von diesen Verhandlungen kam wenig zur Kenntniß des Publikums; aber die Direktoren mochten Moreau zu ihren Planen nicht passend finden, sie entsetzten ihn also seines Kommando. Seit dieser Zeit lebte er eingezogen als stiller Privatmann, bis er endlich 1798 Generalinspektor der Armee in Italien wurde.

In der cisalpinischen Republik hatte sich die ausübende und gesetzgebende Macht den Beschlüssen des französischen Direktoriums einigemal widersetzt. Moreau zwang sie zum Gehorsam, und schien überhaupt die Lage der Dinge in Italien für die Franken zum Bessern zu wenden, als die neuen unfähigen Generale, welche das Direktorium nach Italien schickte, 1799 die glänzenden Siege der Österreicher und Russen vorbereiteten.

Die Franzosen wurden unter dem Obergeneral Scherer überall geschlagen, der Sold war rückständig, die Plünderungen der Kommissäre hatten das Volk aufgebracht, selbst die Armee war schwierig, und konnte nur durch Moreau's Ankunft bei ihr in etwas zur Ruhe gestellt werden. Aber auch dieser kann die kaiserlichen Truppen nicht aufhalten, welche im Muthgefühle erfochtener Siege bis Cassano vordringen. Moreau versucht vergebens Mailand zu retten, die Österreicher wagen einen kühnen und muthigen Übergang über die Adda, und

schlagen die Franzosen aus Cassano; während Moreau sich nach Tortona und Alessandria zurück zog, dort sein Heer zu verstärken, drang Suwarow nach Mailand. Noch einmal versuchte es Moreau, sich bei Torre di Garofolo eine haltbare Stellung zu geben, und sich dann mit Macdonald's Armee zu vereinigen, die sich aus Unteritalien an den Küsten zu seiner Hülfe herzog. Aber er wurde aus seiner Stellung durch einen mörderischen Kampf geworfen, auch Macdonald's Armee wird in einem entscheidenden Treffen an der Trebia auf das Haupt geschlagen, und muß sich gegen Parma zurück ziehen; nur einige wenige Reste des Heeres können sich auf der Mauleselstraße, einem schmalen Küstenwege, mit Moreau vereinigen, der auch von einem piemontesischen Volksaufstande im Rücken bedroht, auf jede weitere Offensivoperationen um so mehr Verzicht thun muß, als auch Alessandria in feindliche Hände gefallen ist. Er muß sich nach Genua zurück ziehen, und Mantua geht an die Kaiserlichen über; die Lage des französischen Heeres wird immer bedenklicher, als Joubert, von dem Direktorium zum Obergeneral ernannt, den Befehl übernimmt.

Er ersuchte Moreau ihm zur Seite zu bleiben, und beschloß nun, den ausdrücklichen Befehlen des Direktoriums zu Folge, alles zum Entsatze von Tortona zu wagen. Es kommt den 15. August

zu der Hauptschlacht bei Novi. Joubert sinkt gleich am Anfange des Treffens, und Moreau übernimmt auf der Stelle das Kommando. Zwanzig Stunden lang stritten beide Theile mit der höchsten Tapferkeit. Moreau's Anstalten und seines Heeres Muth muß der unwiderstehlichen Heftigkeit und dem dauernden Feuer der Österreicher weichen, selbst verwundet zieht sich Moreau mit einem Verluste von achtzehntausend Mann in das Gebirge zurück, und die Bergfestung Tortona fällt. In Genua ist der Mangel an Lebensmitteln auf das Höchste gestiegen, Moreau läßt nur eine Besatzung dort, zieht die übrige Armee vom Genuesischen weg, und geht bald darauf nach Paris ab, nachdem er vorher die Armee dem General Massena übergeben hatte.

Im folgenden Jahre 1800 übernahm Moreau den Oberbefehl über die Rheinarmee. Er setzte bei Kehl über den Rhein, nahm eine feste Stellung bei St. Blasius, schlug mit Kray die blutige Schlacht bei Engen, und suchte diesen letztern aus seiner festen Stellung bei Ulm zu locken. Kray durchsah Moreau's Absicht, und mit eben so vieler Kunst versuchte er es, ihn an ihrer Erreichung durch kleine und theilweise Treffen zu hindern. Weil aber Bayern einen feindlichen Einfall fürchten mußte, zog sich Kray endlich über die Donau zurück, die Franzosen drangen in Bayern ein, und Moreau verlegte sein Hauptquartier nach München. Die

Friedensunterhandlungen, an welchen man in Paris arbeitete, waren nicht zu Stande gekommen, die Feindseligkeiten begannen also von Neuem. Moreau wurde zwar Anfangs vom Erzherzog Johann zurückgedrängt, warf sich aber in die Defileen von Hohenlinden, wo er in einer festen Posizion seine Feinde erwartete, und ein Detaschement seines Heeres durch den Haager Wald abschickte, dem Feind in den Rücken zu fallen.

Die Österreicher griffen Moreau's Positionen an, und dieser zog sich noch ein wenig weiter zurück, damit seine Stellung noch fester würde, und empfing dann die Österreicher mit allem Nachdrucke. Das Treffen wurde allgemein; da brach die Kolonne aus dem Haager Walde den Österreichern in die Flanke und in den Rücken, und entschied den Sieg (3. Dezemb. 1800). Unter beständigen Schlachten zogen sich die Österreicher bis an die Mauern von Salzburg zurück, hier wollten sie den Franzosen noch einmal die Spitze bieten; aber diese erzwangen den Übergang über die Salza, und die Österreicher zogen sich nach Linz zurück.

Jetzt kam Erzherzog Karl bei der Armee an, und so viel es nur möglich war, wurden nun die besten Vorkehrungen getroffen. Die Arriergarde unter dem Fürsten von Schwarzenberg wurde verstärket, die Armee aber führte der Erzherzog in eine sehr feste Position hinter der Enns, um ihr in

dieser Stellung einige Erholung zu gönnen. Endlich wurde (25. Dezemb.) zwischen dem Erzherzog Karl und dem General Moreau ein Waffenstillstand verabredet, auf welchen bald (9. Febr. 1801) der Friede von Lüneville folgte. Moreau schrieb während dieser Zwischenzeit zwar viele Requisitionen aus, that aber doch alles, was an ihm lag, Unordnungen und Zügellosigkeiten vorzubeugen. Nach dem Frieden zog er sich in den Privatstand zurück, und lebte darin, ohne an den neuen Einrichtungen Antheil zu nehmen.

Im Jahre 1804 landeten Georges, Pichegrü und mehrere Verschworne aus England in Frankreich, welche Napoleon's Ermordung, und einen Umsturz der damaligen Regierung beabsichteten. Ihre Absichten wurden entdeckt, und da man wußte, daß Moreau Pichegrü's Freund gewesen sey, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten seine Unzufriedenheit geäußert hatte, so fand auch ihn die Regierung verdächtig, er wurde eingezogen und der Verschwörung angeklagt. Ganz Frankreich, man kann sagen, ganz Europa nahm Antheil an seinem Schicksale. Er sowohl als seine Sachwalter vertheidigten ihn mit Beredsamkeit, Nachdruck und Würde. Er wurde am 10. Juni 1804 als Theilnehmer an der Verschwörung, der aber entschuldigende Gründe habe, zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt, erhielt aber die Erlaubniß Bonaparte's nach Spanien

abzureisen, und von da im Juli 1805 mit seiner liebenswürdigen Familie nach Nordamerika überzuschiffen.

Nach Verlauf von neun Jahren verließ er seinen ruhigen Aufenthalt, aufgefordert von Europa's Zuruf, seine edlen Kräfte für die Sache der Menschheit und zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens rühmlich mitwirken zu lassen. Er übergab seine Familie dem Schutze Englands, und erschien, von den erhabensten Monarchen mit höchster Auszeichnung empfangen, im August 1813 vor dem von den alliirten Heeren eingeschlossenen Dresden. Aber hier sollte seine herrliche Laufbahn, kaum begonnen, schon enden. Kaiser Alexander hatte ihn zu seinem Generaladjutanten ernannt. Am 26. August, dem Tage der heftigsten Angriffe auf Dresden, stand Moreau hinter einer preußischen Batterie, welche gegen zwei französische spielte, mit jenem Monarchen im lebhaften Gespräche, als eine schon matte Kanonenkugel durch sein Pferd schlug und ihm selbst beide Beine über den Knien zerschmetterte. Er stürzte stöhnend; aber kaum von der Erde aufgehoben, zeigte er, schon beim ersten Erwachen von der betäubenden Gewalt des Schmerzes, solche Fassung, daß er sich sogar einen Cigarro geben ließ, den er auch ruhig rauchte, als ihm ein Bein abgenommen wurde. Am ersten Tage mußte er unter feindlichen Kugeln und dichten Regengüs-

sen auf einer offenen Tragbahre von Piken, Stroh und einer Decke weiter gebracht werden. Erst nachher erhielt man für ihn eine Sänfte, in welcher er dennoch ganz durchnäßt in Dippoldswalde ankam. Am 30. August wurde er nach Laun gebracht, wo er besser gepflegt werden konnte. Hier hielt er lange Unterredungen mit mehreren Generalen der verbündeten Mächte, wodurch er endlich ganz erschöpft wurde. Als ein Arzt ihn bat, sich mehr zu schonen, antwortete er: »Morgen könnte es zu spät seyn.« Er behielt auch die Gegenwart des Geistes bis zur Stunde seines Todes, welcher am 2. Sept. Morgens um sieben Uhr erfolgte. Von Laun aus schrieb er selbst noch einige Zeilen an seine Gemahlin. Moreau's zweiter Adjutant, der russische Oberst von Svinim, überbrachte der unglücklichen Witwe eine Locke ihres Gatten, dessen Taschenbuch mit vier Zeichnungen von seiner Hand, und ein Schreiben des Kaisers von Rußland, des folgenden edlen Inhalts:

»Madame! Als den General Moreau hart an meiner Seite der schreckliche Unfall traf, und mir den Rath und die Erfahrung dieses großen Mannes raubte, hoffte ich ihn durch die äußerste Sorgfalt und Pflege, wenigstens für seine Familie und für die Erweisungen meiner Freundschaft, am Leben zu erhalten. Die Vorsehung hat es anders gewollt. Er starb wie er gelebt hatte, mit der

Seelenstärke eines entschlossenen Mannes. Bei den härtesten Prüfungen des Schicksals gibt es nur Einen Trost, — herzliche Theilnahme. Diese Theilnahme werden Sie, Madame, in ganz Rußland überall finden, und wenn es Ihnen beliebt, dort Ihren Wohnsitz aufzuschlagen, so werde ich Alles, was ich vermag, aufbieten, um Ihnen Ihren Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich; denn ich erkenne es für meine Pflicht, es für Sie an nichts fehlen zu lassen, was Ihnen Trost und Zufriedenheit gewähren kann. Ich bitte Sie, Madame, sich unbezweifelt darauf zu verlassen, daß zu Allem und Jedem, wo und wie ich Ihnen nützlich seyn kann, es mir zum allergrößten Vergnügen gereichen wird. Verhehlen Sie mir daher ja auch den leisesten Ihrer Wünsche nicht, und wenden Sie sich jedesmal unmittelbar an mich selbst. Meine Freundschaft für Ihren Gemahl reicht über das Grab hinaus; jetzt kann ich sie nur durch meinen Antheil an der Wohlfahrt seiner Familie beweisen. Lassen Sie sich bei diesem traurigen bittern Anlaß diese meine Freundschaftsbezeugung und den Ausdruck meiner Gesinnungen gegen Sie gefallen.«

Teplitz den 9. Sept. 1813.

Alexander.

Moreau's Leichnam wurde durch seinen ersten Adjutanten Rapatel nach Petersburg gebracht, und daselbst am 14. Oktober in der katholischen Kirche

mit allen militärischen Ehren bestattet. Im nähmlichen Monat wurde auch zu London in der katholischen Kapelle seine Todesfeier begangen. Alexander bestimmte dem edelgefallenen Feldherrn ein Denkmal, der Witwe aber einen beträchtlichen Jahrgehalt.

Viktor Moreau hatte ein einnehmendes und gefälliges Äußere. Ohne groß zu seyn, war er stark gebaut, seine Augen und Haare schwarz, und sein Gesicht hatte den Ausdruck jener einfachen Größe und Bescheidenheit, die auch seine Handlungen bezeichnete. So war auch sein Anzug sehr einfach, und er hatte nichts von der Pracht angenommen, welche in Paris und St. Cloud wieder herrschend wurde. Moreau sprach zuweilen von seinen Feldzügen, aber auch hier so anspruchslos und unparteyisch, daß er zuerst jedem andern, und dann erst sich Gerechtigkeit widerfahren ließ. Vor seiner Arretirung im Jahr 1804 hielt er sich gewöhnlich auf seinem schönen Lustschlosse Grosbois auf, dessen Anlagen er aufs schönste ausgebildet hat, und das ein herrlicher Park umgibt. Diesen Aufenthalt verschönerte ihm seine schöne und talentvolle Gattin. Ein schönes liebenswürdiges Mädchen vollendete das Glück des Mannes, der nun so weise auf seinen Lorbern in dem Schooße schöner Häuslichkeit ruhte. So viele Gelegenheit er hatte, sich Reichthümer zu sammeln, so würde er ganz ohne Schätze aus dem Laufe sei-

Seelenstärke eines entschlossenen Mannes. Bei den härtesten Prüfungen des Schicksals gibt es nur Einen Trost, — herzliche Theilnahme. Diese Theilnahme werden Sie, Madame, in ganz Rußland überall finden, und wenn es Ihnen beliebt, dort Ihren Wohnsitz aufzuschlagen, so werde ich Alles, was ich vermag, aufbieten, um Ihnen Ihren Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich; denn ich erkenne es für meine Pflicht, es für Sie an nichts fehlen zu lassen, was Ihnen Trost und Zufriedenheit gewähren kann. Ich bitte Sie, Madame, sich unbezweifelt darauf zu verlassen, daß zu Allem und Jedem, wo und wie ich Ihnen nützlich seyn kann, es mir zum allergrößten Vergnügen gereichen wird. Verhehlen Sie mir daher ja auch den leisesten Ihrer Wünsche nicht, und wenden Sie sich jedesmal unmittelbar an mich selbst. Meine Freundschaft für Ihren Gemahl reicht über das Grab hinaus; jetzt kann ich sie nur durch meinen Antheil an der Wohlfahrt seiner Familie beweisen. Lassen Sie sich bei diesem traurigen bittern Anlaß diese meine Freundschaftsbezeugung und den Ausdruck meiner Gesinnungen gegen Sie gefallen.«

Teplitz den 9. Sept. 1813.

Alexander.

Moreau's Leichnam wurde durch seinen ersten Adjutanten Rapatel nach Petersburg gebracht, und daselbst am 14. Oktober in der katholischen Kirche

Gustav III.

König der Schweden und Gothen.

Geboren 1746. Gestorben 1792.

Seine Geburt erfüllte die schwedische Nazion mit Entzücken, weil beinahe ein volles Jahrhundert vor ihm kein König von Schweden in seinem Reiche war geboren worden. Um so mehr Jubel ertönte um die Wiege Gustavs III., eines gebornen Schweden, des erstgebornen Sohns Adolph Friedrich, der bei der Geburt dieses seines königlichen Nachfolgers noch Herzog von Holstein-Gottorp war, und Ulrike Luisens, einer Schwester Friedrichs II.

Seine Bildung bis zum fünften Jahre erhielt Gustav von der Gräfin Strömfeld, einer Frau von hohem Geist und trefflichem Charakter. Sie gab dem jungen Gemüthe die erste Richtung zum Großen und Edeln. Schon der dreijährige Knabe zeigte auffallenden Witz. Als ein General, diesen bewundernd, zu ihm sagte: »er würde den Schweden einst wieder ihren Gustav Adolph ersetzen,« gab Gustav ihm die überraschende Antwort: »Was

Sie jetzt als Schmeichelei sagen, kann ja wohl noch Wahrheit werden.«

Nach dem Tode dieser Dame übernahm Graf Tessin, zugleich einer der gebildetsten Menschen und größten Staatsmänner, die höhere Erziehung, indem er ihm die Vorschriften der Lebensweisheit und der Herrscherpflichten kennen lehrte, die er dem Knaben durch die reizende Einkleidung in das Gewand von Fabeln, Erzählungen, Fragen und Antworten zweifach angenehm zu machen wußte.

Der Graf schrieb zu diesem Ende ein eigenes Werk, welches den Titel führte: »Briefe an einen jungen Prinzen von einem alten Manne.« Hierin finden sich Schätze von den edelsten Grundsätzen gehäuft, z. B. »Wer über Menschen herrschen will, muß selbst Mensch seyn; muß gehorchen, ehe er befiehlt, leiden, ehe er genießt. — Der größte König ist, den sein Volk am meisten liebt. — Es ist keine Kunst, thun, was man will; aber erhaben ist, wer nichts thut, als was er soll,« u. s. w.

In seinem vierzehnten Jahre schrieb Gustav die Antwort eines jungen Fürsten auf die Briefe eines alten Mannes.

Auch in das Heiligthum der beispielreichen Geschichte und der höchst belehrenden biographischen Darstellung führte Graf Tessin seinen Zögling schon frühe ein, und bemühte sich vorzüglich, ihm die schrecklichen Folgen von übertriebenem Ehrgeiz und

unmäßiger Herrschsucht zu zeigen, weil der patriotische Greis mehrere ihn beängstigende Spuren dieser verderblichen Leidenschaften in der jungen Seele gewahr wurde. Indeß überließ sich Gustav schon frühzeitig seinem Hange zur Ruhmsucht und ihrem Glanze. Gustav Adolph und Karl XII. wurden bald seine Helden und Vorbilder, Schlachtrisse seine liebste Augenweide.

Während Gustavs Jugendzeit war Schweden in zwei Parteien getheilt, die Partey der Hüte, und jene der Mützen. Durch die erstere nahm Frankreich, durch die letztere Rußland bedeutenden Einfluß auf Schwedens Angelegenheiten. Die Gesinnung der erstern ging dahin, Rußland für Schwedens natürlichen Feind, Frankreich aber für dessen Freund und Bundesgenossen zu erklären. Die Wiedereroberung der an Rußland verlornen Provinzen Liefland und Finnland war daher der innigste Wunsch dieser Partei, indeß die Mützen Ruhe, und folglich den Frieden mit Rußland, Preußen und Dänemark für Schwedens dringendstes Bedürfniß erklärten.

Zwischen beiden Parteien herrschten natürlich immerwährend Haß, Verfolgung und Kabale, unter den Häuptern derselben eben so wüthend als unter ihren Anhängern. Die leidenden Theile dabei waren das Reich selbst, und die geschwächte königliche Macht, zu deren künftigen Wiederherstellung

in Gustavs Seele schon jetzt die ersten Ideen eben dadurch mächtig angeregt wurden.

Indessen hatte sich Gustavs greiser Lehrer in die tiefste Einsamkeit, in der er auch sein rühmliches Leben beschloß, zurückgezogen; Graf Scheffer übernahm die fernere Bildung des königlichen Jünglings und führte sie in demselben Geiste fort. Die Frucht seines weisen Unterrichts erhielt die Nachwelt durch das Werk: »Briefwechsel zwischen Sr. königl. Hoheit, dem Prinzen Gustav von Schweden, und Sr. Exzellenz dem Hrn. Reichsrath Grafen von Scheffer.«

Als Gustav sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, wurde er mit der dänischen Prinzessin Sophia Magdalena vermält. Nun suchte er allmählig mit Kraft in den Lauf der Begebenheiten einzugreifen. Zu diesem Ende bemühte er sich, vor Allem sein Reich, sein Volk und dessen Bedürfnisse kennen zu lernen. Eine Reise durch Schweden erfüllte seinen Zweck. Bei seiner Rückkehr unterrichtete er den König, seinen Vater, von allen entdeckten Gebrechen, und bewog ihn, die Zusammenberufung eines außerordentlichen Reichstages zu verlangen. Als der Reichsrath dieß verweigerte, beharrte der König dieses Mal mit so ungewöhnlicher Festigkeit auf seiner Forderung, daß er mit Niederlegung der Krone drohte, indeß der Kronprinz die Landeskollegien durch persönliche Gegen-

wart so zu stimmen wußte, daß sie ihre Funkzionen einstellten, und der Reichsrath, beängstiget durch den gänzlichen Stillstand der Staatsverwaltung und durch die Furcht vor einem Aufruhr, den verlangten Reichstag bewilligte, worauf Adolph Friedrich die Regierung wieder übernahm.

Indessen hatte die Partei der Hüte in Schweden die Oberhand gewonnen. Eine Folge davon war es, daß Gustav, unter dem Namen eines Grafen von Gothland, mit seinem jüngern Bruder, Friedrich Adolph, eine Reise nach Frankreich unternehmen durfte. Paris wetteiferte, den geistvollen Kronprinzen die verdiente Bewunderung zu zeigen, und zwischen ihm und den französischen Prinzen entspann sich schnell eine folgenreiche Freundschaft. Aber schon nach dem Aufenthalte von einigen Wochen wurde Gustav durch den am 12. Horn. 1771 erfolgten Tod seines Vaters nach Schweden zurückberufen.

Graf Scheffer überbrachte ihm vom Reichsrathe die sogenannte Versicherungsakte, eine Art von Wahlkapitulazion, welche das Versprechen mit der Eidesklausel enthielt, daß er rücksichtlich der königlichen Macht die sehr beschränkte Regierungsform vom Jahr 1720 aufrecht erhalten wolle. Gustav unterzeichnete sie ohne Bedenken, aber mit dem festen Entschlusse, sie so bald als möglich zu

vernichten, und dem königlichen Ansehen den nöthigen Grad von Kraft und Glanz zu verschaffen.

Er verließ Paris sogleich, reisete über Berlin, wo er seinen großen Oheim, Friedrich II., sprach, und traf am 30. Mai 1771, vom Jubel des Volks empfangen, in Stockholm ein. Sein leutseliges, väterliches Benehmen erwarb ihm hier bald die allgemeine Liebe des größten Theils der Nazion. Nur mit dem Adel und den Häuptern der beiden Parteien hatte er noch einen Kampf zu bestehen. Am 13. Juni 1771 begann der Reichstag, wobei die Partei der Mützen, zu Gustavs Mißvergnügen, die Übermacht erhielt, und neuerdings auf Einschränkung der königlichen Macht drang, wogegen wenigstens der kleinere Theil der Hüte auf deren Vermehrung antrug, und daher von dem jungen Könige merklich begünstiget wurde. Vergebens suchten Rußland und England das projektirte Bündniß mit Schweden jetzt zu Stande zu bringen. Gustav schloß sich immer mehr an die Höfe von Versailles und Madrid, von welchen beiden außerordentliche Botschafter in Stockholm erschienen.

Die russisch-englische Partei suchte indeß die Absetzung der Reichsräthe zu bewirken, deren größerer Theil nun dem Könige und dem französischen Einfluß ergeben war. Dieß war nur allein dadurch zu verhindern, daß der Reichstag in Unthätigkeit

dahin gehalten wurde. Dazu fand der kluge König das beste Mittel in dem Streite, welcher auf diesem Reichstage zwischen dem Adel und den drei übrigen Ständen (dem Priester-, Bürger- und Bauernstande) obwaltete. Der Streit betraf die Frage: »ob den Verpflichtungen, die der verstorbene König unterzeichnet hatte, in der dem neuen Könige vorzulegenden Versicherungsakte noch engere Beschränkungen der königlichen Gewalt beizufügen seyen oder nicht?«

Gustav benutzte diese günstige Gelegenheit, indem er die streitenden Parteien durch Vergleichsvorschläge, die nicht annehmbar waren, so zu beschäftigen wußte, daß die beabsichtigte Hauptsache, die Absetzung des Reichsraths, noch immer unterblieb. Nach acht Monaten erst ward der Reichstag damit geschlossen, daß der König die vielbestrittene Versicherungsakte unterzeichnete, wodurch er nicht im mindesten ehrgeizig seyn zu wollen schwur.

Im Jahr 1772 erfolgte endlich die Krönung. Bald darauf zog sich der König, während aus den Anhängern Rußlands und Englands ein neuer Reichsrath zusammengesetzt wurde, in eine philosophische Einsamkeit zurück, und schien an den Staatsbegebenheiten wenig Antheil zu nehmen. Aber sein Geist arbeitete jetzt rastloser als je, den großen Plan, die der königlichen Macht angelegten Fesseln siegreich zu zerbrechen, einen Plan, welcher durch

die Zwietracht der Reichsstände und durch einen zufällig entstandenen Getreidemangel in der Ausführung sehr gefördert wurde. Das große Werk war aber bis zum letzten Augenblick in den Schleier des tiefsten Geheimnisses eingehüllt. Viele Militärs und mehrere bedeutende Männer vereinigten sich zu diesem hohen Zwecke mit dem König. In Stockholm und in den Provinzen ward durch des Königs geist- und muthvolle Brüder, Karl und Friedrich, mit höchster Klugheit alles Nöthige im Stillen eingeleitet und eine neue Konstituzion entworfen. Der 19. August 1772 war der große Tag, welchen Gustav zur Ausführung des erhabenen Entschlusses, entweder als König mit der vollen königlichen Macht zu leben, oder kühn und groß zu sterben, bestimmt hatte.

Am Morgen dieses thatenreichen Tages begab sich Gustav in den Reichsrath, wo er mit einigen Gliedern desselben bald in heftigen Wortwechsel gerieth. Von da ritt er ins Zeughaus, wo er die aufziehende Wachparade verschiedene Waffenübungen vornehmen ließ, während dessen sich eine Menge von Offizieren, die um den geheimen Plan wußten, um ihn versammelte. Von diesen begleitet begab er sich nach dem Schlosse, wo er an die versammelten Offiziere und Soldaten eine begeisternde, sein großes Vorhaben enthüllende Rede hielt, welche die verderbliche Zwietracht der Reichsstände, Schwe-

dens traurige Lage und seine eigene gefahrvolle Existenz zum Gegenstand hatte. Alle wurden entflammt durch den erhebenden Gedanken, König und Vaterland zu retten, und schwuren sogleich den Eid der Treue, worauf Gustav ein weißes Tuch um seinen linken Arm band, und dieses zum Zeichen bestimmte, woran er seine Freunde erkennen wolle. Nicht minder schnell versicherte er sich der Treue der Admiralität, des Garde- und des Artillerie-Regiments. Alle Zugänge zum Versammlungssaal des Reichsraths wurden mit Soldaten besetzt, Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt. An das Volk erging ein Aufruf, sich ruhig zu verhalten und nur den Befehlen seines Beherrschers Gehorsam zu leisten. Nun durchritt der König alle Theile der Stadt, den Degen in der Hand, ermahnte und versicherte, »daß er selbst den Schein von Despotismus verabscheue; er habe bei seinem großen Beginnen keinen andern Zweck, als sein Volk zu schützen, sein Valerland vor Druck und Zwietracht zu retten. Wenn man ihm mißtraue, fordere er jeden auf, dieses deutlich zu erkennen zu geben, er sey dann bereit, augenblicklich die Krone abzulegen.«

Diese mit Rührung gesprochenen Worte begeisterten alles Volk wit wehmüthigem Entzücken. Die ihn umfluthende Menge wuchs, mit jedem Augenblick vermehrten sich die weißen Armbinden, und

man beschwur ihn kniend und mit Thränen, sein treues Volk nicht zu verlassen. Nachdem die kühnen Geschäfte dieses Tages so glücklich vollendet waren, begab sich Gustav in seine Burg zurück, wo er die Glückwünsche der zur Tafel geladenen fremden Gesandten empfing. In der Stadt herrschten Ruhe und Freude.

Am folgenden Tage (20. Aug. 1772) versammelten sich alle Einwohner auf einem großen Platze der Stadt. Bewaffnet zog die Bürgermiliz in zwei Reihen auf. Der König erschien zu Pferde, den Degen in der Hand, und hielt eine lange Rede ans Volk. Sein höchst vernehmlicher Vortrag bewirkte, daß jedes Wort deutlich verstanden wurde. Er betheuerte, daß er nichts wolle, als Vernichtung des aristokratischen Übergewichts, Wiederherstellung der Ruhe und der alten Gesetze Schwedens, wie sie unter Gustav Adolphs Regierung waren; und daß er seinen schönsten Ruhm darin finden werde, der erste Bürger eines freien Volkes zu seyn.

Dem Schluß der Rede tönte das Jubelgeschrei entgegen: »es lebe der König, der Retter Schwedens!« Unter freiem Himmel schwur Gustav jetzt seinem Volke den Eid der Herrschertreue, und dieses ihm, nach einer von dem Verehrten selbst vorgelesenen Formel, den Eid der Bürgertreue.

Am 21. August wurden alle Glieder des

Reichstages zu einer Versammlung in dem Reichssaale des königlichen Schlosses aufgebothen. Alles war mit Soldaten besetzt; dem Versammlungssaal gegenüber wurden Kanonen aufgepflanzt, bei denen die Artilleristen mit brennenden Lunten standen. Nun trat der König, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, in den Saal, setzte sich auf den Thron, gebot Stillschweigen, indem er mit Gustav Adolphs silbernen Hammer auf einen Tisch schlug, erklärte sodann seine Absichten mit der kraftvollsten Beredsamkeit, und ließ von einem Staatsbeamten die neue Konstituzion vorlesen, welche sogleich von allen durch Eid und Unterschrift bekräftiget wurde. Nun erhob sich der König von seinem Thron und dankte Gott, indem er den ambrosianischen Lobgesang begann, in welchen die gerührte Versammlung einstimmte.

Von diesem Tage des Jahrs 1772 bis zum Jahr 1778 genoß Schweden und sein König die glückliche Periode dieser Regierung. Sie ward nur durch einen drohenden Sturm, der sich ohne Ausbruch wieder verzog, auf kurze Zeit gestört. Er näherte sich von Rußlands Seite her, da Katharina II. Gustavs neugeschaffener Regierungsform sehr abhold schien, und das damals von Rußland abhängige Dänemark mit dieser kolossalen Monarchie natürlich gleiche Gesinnung hegen mußte.

Gustav sah sich also von Rußland bedroht.

Da diese Macht aber noch im Kriege mit den Türken verwickelt war, beschloß Gustav diesen Umstand zu benutzen, und sich indeß wenigstens Eines Feindes, und zwar des schwächern Dänemarks, zu entledigen, welches auch seiner Seits, durch Gustavs Anstalten beunruhigt, ein kleines Kriegsheer nach Norwegen sandte. Gustav, welcher Nachrichten erhielt, wie unzufrieden das Volk in Norwegen mit der dänischen Regierung sey, unternahm in der Mitte des Winters eine Reise zu Pferde bis an die Gränze von Norwegen, während welcher sein Heroismus eben so bewundert wurde, als seine Popularität.

Dänemarks kriegerische Bewegungen veranlaßten aber auch den König von Schweden, ein Armeekorps an den Gränzeu von Norwegen zusammen zu ziehen; durch Preußens Vermittelung wurde aber alles, schneller als mau hoffte, ausgeglichen, und Gustav kehrte nach Stockholm zurück, jetzt einzig damit beschäftigt, die Ruhe dieser Periode dazu anzuwenden, sein Reich im Innern zu beglücken, den äußern Feinden aber furchtbar zu machen. Er schaffte die Folter ab, verminderte das Bedürfniß der jährlichen Getreideeinfuhr aus fremden Ländern, errichtete für Dürftige ein freiwilliges Arbeitshaus und ein Spinnhaus für Bettler, vertheilte Lebensmittel und Korn zur Aussaat unter das Landvolk, half einer Hungersnoth ab, belohnte

die Ältern für größere Kinderzahl durch besondere Begünstigungen, sandte Ärzte umher und spendete den Armen unentgeltliche Arzneien, sorgte für Unterrichtung der Hebammen in der Geburtshülfe, errichtete ein allgemeines Entbindungshaus und eines zur Pockeneinimpfung, stiftete und organisirte Spitäler und Waisenhäuser, beförderte Handhabung der Gerechtigkeitspflege, begünstigte die Preßfreiheit, ohne ihren Mißbrauch zu gestatten, belebte den Handel, ermunterte Feldbau und Industrie, betrieb die Bergwerke, ließ Kanäle und Schleusen herstellen, ordnete das zerrüttete Finanz- und Münzwesen. Dieß im Innern. Gegen Außen vermehrte er die Landtruppen und die Kriegsflotte, und sorgte für bessere Waffenübung und Kriegszucht. Überdieß bereisete er alle Theile seines Reichs, sah und hörte alles selbst, und verbesserte insbesondere die gebrechenvolle Verfassung Finnlands.

Im Jahr 1777 begab er sich nach Petersburg, wo er mit Katharinen II. viele geheime Unterredungen hatte, welche die persönliche Hochachtung zwar wechselseitig beförderten, dessen ungeachtet aber kein dauerndes Bündniß zu knüpfen vermochten.

So rastlos Gustav in Staatsgeschäften war, vernachlässigte er doch die Heiligthümer der Künste und Wissenschaften nie und arbeitete eifrig an eigener und fremder Geistesbildung. Er korrespon-

dirte selbst mit mehreren der gelehrtesten Männer in allen Staaten Europa's, hob die in Verfall gerathene Universität zu Upsala, und ernannte eine Kommission für die Nazionalerziehung. Auf Antrieb des Königs wurde auch eine Baukommission zusammengesetzt, welche den Auftrag hatte, bei allen öffentlichen Gebäuden nicht nur auf Dauer, sondern auch auf die Schönheit zu sehen. Durch Gustavs Liebe und Vorsorge für die Literatur machten Sprache und Dichtkunst erfreuliche Fortschritte, wozu noch die Errichtung einer Nazionalbühne vieles beitrug. Selbst durch glänzende Turniere wußte der geistreiche König sich und die Edeln der Nazion in dieser glücklichen Epoche höchst angenehm zu belustigen. Aber dieser schöne Theil seines großen und freudigen Lebens nahte jetzt seinem Ende. Schwül und brennend stieg die Mittagssonne herauf, Gewitter und Kämpfe warteten seiner.

Indeß wurde dem König sein Thronerbe geboren, Gustav IV. Auf dem nächsten Reichstage benahmen sich die Stände gegen den König so beleidigend, daß er sich zur Auflösung desselben bewogen fand. Die merkwürdigste Erscheinung dieses Reichstages war die von dem König beschlossene freie Übung aller Religionen in Schweden.

Jetzt aber erforderten äußere Begebenheiten Gustavs volle Aufmerksamkeit. England, im Kriege mit Frankreich und Nordamerika, begann auch neu-

trale Schiffe wegzunehmen. Dieß bewog Rußland, Schweden und Dänemark (im Jahre 1780) das unter dem Namen der bewaffneten Seeneutralität bekannte Bündniß zu schließen, dem späterhin auch Österreich, Preußen, Portugall und Neapel beitraten. Zu diesem Ende ward zwischen Gustav und Katharina II. eine neue Zusammenkunft zu Friedrichshamm, einer russischen Festung an der Küste von Finnland, bestimmt. Gustav, obschon er kurz vorher in Lulais den Arm brach, ließ sich doch von seinem Vorhaben nicht abhalten. Als er nach festlich begangener Zusammenkunft wieder nach Stockholm kam, wurde seine Rückkehr und Genesung von der Bürgerschaft auf die schönste Art dadurch gefeiert, daß sie zwei und siebenzig tausend Thaler in Kupfermünze zusammenlegte, um eine Anzahl von Wundärzten davon zu besolden, welche von jenem Orte des Unglücks Lulais-Wundärzte genannt wurden, und jeden, der einen Arm- oder Beinbruch litt, unentgeltlich behandelten.

Bald darauf (im Jahr 1783) setzte Gustav seine Länder- und Völkerstudien fort, indem er Deutschland, Italien und Frankreich durchreisete. In Rom traf er mit Kaiser Joseph II. zusammen. Durch seinen Aufenthalt in Paris wurde die Verbindung mit dem französischen Hofe noch inniger als vorher. Auch mit den vereinigten Staaten von

Nordamerika schloß er ein Freundschafts- und Handlungsbündniß.

Die kurze Zeit der Ruhe, welche Gustav nach seiner Rückkehr in Stockholm genoß, benutzte er sehr eifrig zur Bildung seines Sohnes, den er selbst unterrichtete, ja mit dem er sich sogar durch mehrere Wochen auf der Universität zu Upsala aufhielt. Dem stillen Geistesgenuß folgte bald gräßliches Waffengetümmel. Die Pforte wurde von Rußland bekriegt. Auch Joseph II. stimmte dem Plane bei, jene barbarische Macht von dem Besitze der schönsten Länder des östlichen Europa zu entfernen. Allein Frankreich, England, Preußen und Pohlen zeigten sich, mehr oder weniger öffentlich, der Pforte günstig. Ihnen trat Gustav mit aller Macht bei; theils, weil ihn Rußlands neue Vergrößerung schreckte; theils weil er Schwedens zwei schönste an Rußland verlorne Provinzen wieder zu erobern brannte. Das zwischen Schweden und der Pforte schon im Jahre 1739 geschlossene Vertheidigungsbündniß gab ihm den gültigsten Grund, Rußland anzugreifen, und zwar alsogleich zu Land und zur See.

Vergebens wagte es ein Theil des Heeres, ihn gleich beim Ausbruche des Kriegs schmählich zu verlassen, und mit den Russen sogar einen Waffenstillstand zu schließen. Gustav erklärte sich entschlossen zu dem Äußersten, zu Sieg oder Tod. Er

eilte zu den biedern Dalekarliern, und schnell stand ihm ein Heer freiwilliger Kriegsgefährten da. Mit diesem ging er den Dänen entgegen, welche, Rußland folgsam, in Schweden eingefallen waren, und schlug sie von Gothenburg zurück.

Aber in dieser bedrängten Lage hatte Gustav nicht nur gegen die äußere Feindesübermacht zu kämpfen; er mußte auch gegen die ihm trotzenden Reichsstände einen neuen Kampf bestehen. Sein Muth blieb gegen beide gleich unerschüttert, sein Geist ungebeugt. Er ließ einen geheimen Ausschuß wählen, und zwang dadurch die Häupter des widersetzlichen Adels zur Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsakte, welche seiner königlichen Macht noch mehr Raum zugestand. Jetzt schloß Dänemark, von England und Preußen dazu aufgefordert, mit Schweden einen Waffenstillstand, dem bald die Erklärung, sich während des schwedisch-russischen Krieges neutral verhalten zu wollen, folgte. Dem gemäß zog das dänische Heer, nachdem es eine Strecke von hundert und fünfzig Quadratmeilen Schwedens erobert hatte, ohne den geringsten Theil davon zu behalten, friedlich ab. Desto hartnäckiger und blutiger wurde aber der Krieg zwischen Schweden und Rußland mit wechselndem Glücke fortgesetzt. In Finnland und auf dem baltischen Meer wurden Schlachten auf Schlachten geliefert. Schon streiften Gustavs Hu-

saren bis an die Thore von Petersburg, als Gustav von dem russischen Heere wieder eine schreckliche Niederlage erlitt, aber schon sechs Tage darauf auch die entscheidende Schlacht bei Skuenskesund gewann, worauf beide Theile, ermattet und erschöpft nach einem dreijährigen Blutvergießen, sich zum Frieden geneigt zeigten, welcher auch im Jahre 1790 (11. Aug.) in der Ebene von Werelä auf den status quo unerwartet schnell geschlossen wurde und sogar ein Bündniß zwischen beiden Mächten nach sich zog.

Noch während dieses Krieges war in Frankreich jene fürchterliche Revoluzion ausgebrochen, welche ganz Europa in Waffen und Flammen setzte. Gustav beschloß mächtig einzugreifen. Seine persönliche Freundschaft für Ludwig XVI. begeisterte ihn, alles aufzubieten, den unglücklichen König aus der Gefangenschaft zu befreien. Auch sein jetzt gefaßter Plan zeigte die kühne Riesenkraft seines Geistes; denn er wollte, ohne alle fremde Beihülfe, bloß mit einem Korps aus Frankreich ausgewanderten Adels, mit dem Regiment Royal Suedois und einigen Verstärkungen aus Schweden das Wagstück ausführen, bis Paris vorzudringen, und daselbst König und Adel mit sich einzuführen. Zu diesem Ende reisete er im Frühling 1791 nach Spaa und Achen, schloß mit Katharina einen freundschaftlichen Vertrag, um dadurch sein Ge-

wicht im Innern des Reichs und gegen Außen zugleich zu vermehren, und berief endlich, sich hierauf stützend, am 23. Jänner in Gefle, einer Stapelstadt im Gästriklande, einen Reichstag zusammen, um von demselben manche zu seinem großen Vorhaben nöthige Bewilligungen zu erhalten; denn er strebte jetzt, den großen Bund zwischen Österreich, Rußland, Preußen und Schweden zu bewirken. Der Reichstag endigte zwar nach vier Wochen zur Zufriedenheit des Königs; aber es ward leider auch bei dieser Gelegenheit der erste Anschlag gegen sein Leben gefaßt. Die Ausführung unterblieb nur aus Mangel an Gelegenheit; aber es verschworen sich hierzu mehrere vom Adel, insbesondere die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bieke und Pechlin, der Oberstlieutenant Liljehorn und ein gewisser Jak. von Ankerström, der sich zum Morde selbst antrug, weil er den König persönlich haßte. Herstellung der alten Aristokratie war der Zweck der Verschwornen.

Auch auf dem Lustschlosse Hage wollte Ankerström den König ermorden; aber auch hier rettete ihn ein Zufall; denn als Gustav in Gedanken versunken und sehr bleich am Fenster saß, schien es dem Mörder und seinem Begleiter, er sey todt, und beide entflohen von heimlichem Grauen ergriffen. Auf einer Maskerade in Stockholm gelang endlich die Frevelthat in der Nacht vom 16. zum

17. März 1792. Der König wurde zwar durch einen Brief ohne Unterschrift gewarnt, dem Balle nicht beizuwohnen; aber furchtlos, wie er war, ging er doch. Hier wurde er von einem Gedränge von Masken umrungen und der Todesschuß fiel — ohne Knall, da er mit Kampher versetzt war. Über der linken Hüfte nicht weit vom Rückgrade lag die Wunde. Der König behielt aber eine bewunderns-würdige Fassung und Geistesgegenwart bis an seinen Tod, welcher am 29. März erfolgte. Er ertrug während dieser Zeit nicht nur die wüthendsten Schmerzen mit größter Ruhe, ja selbst mit Heiterkeit, sondern traf sogar noch die wichtigsten Verfügungen, ertheilte seinem Sohne auf dem Sterbelager die edelsten und weisesten Lehren, empfahl ihn Katharinen II. in einem rührenden Briefe, nahm Besuche an, und äußerte noch zuletzt den Wunsch, daß seine schon entdeckten Mörder so mild, als die Gesetze es gestatten, behandelt, die Mitschuldigen aber nicht einmal bestraft würden. So starb er, groß als Fürst, Held und Mensch!

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite

Seite

Seite

Wien, gedruckt bei Carl Gerold.

